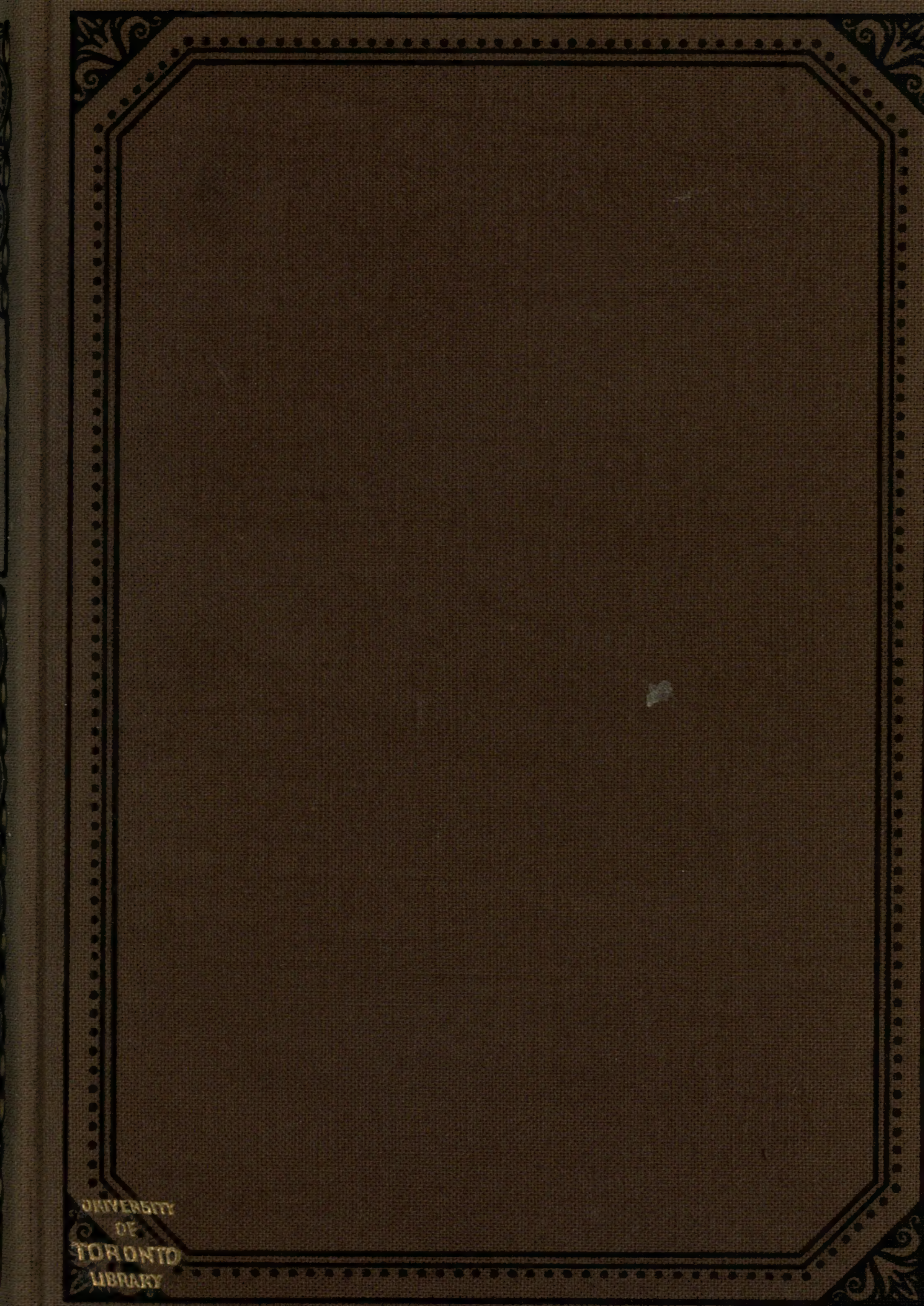
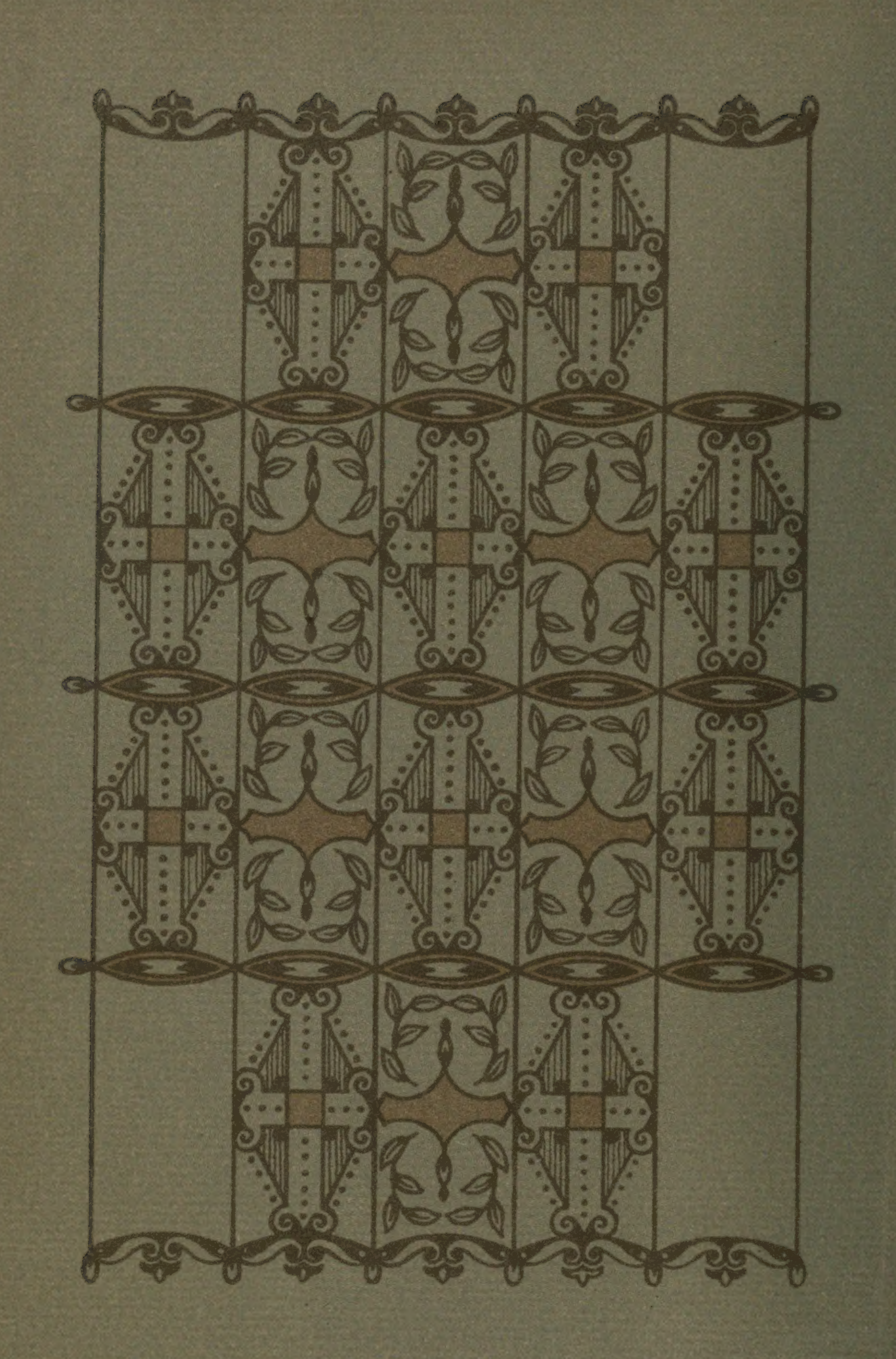
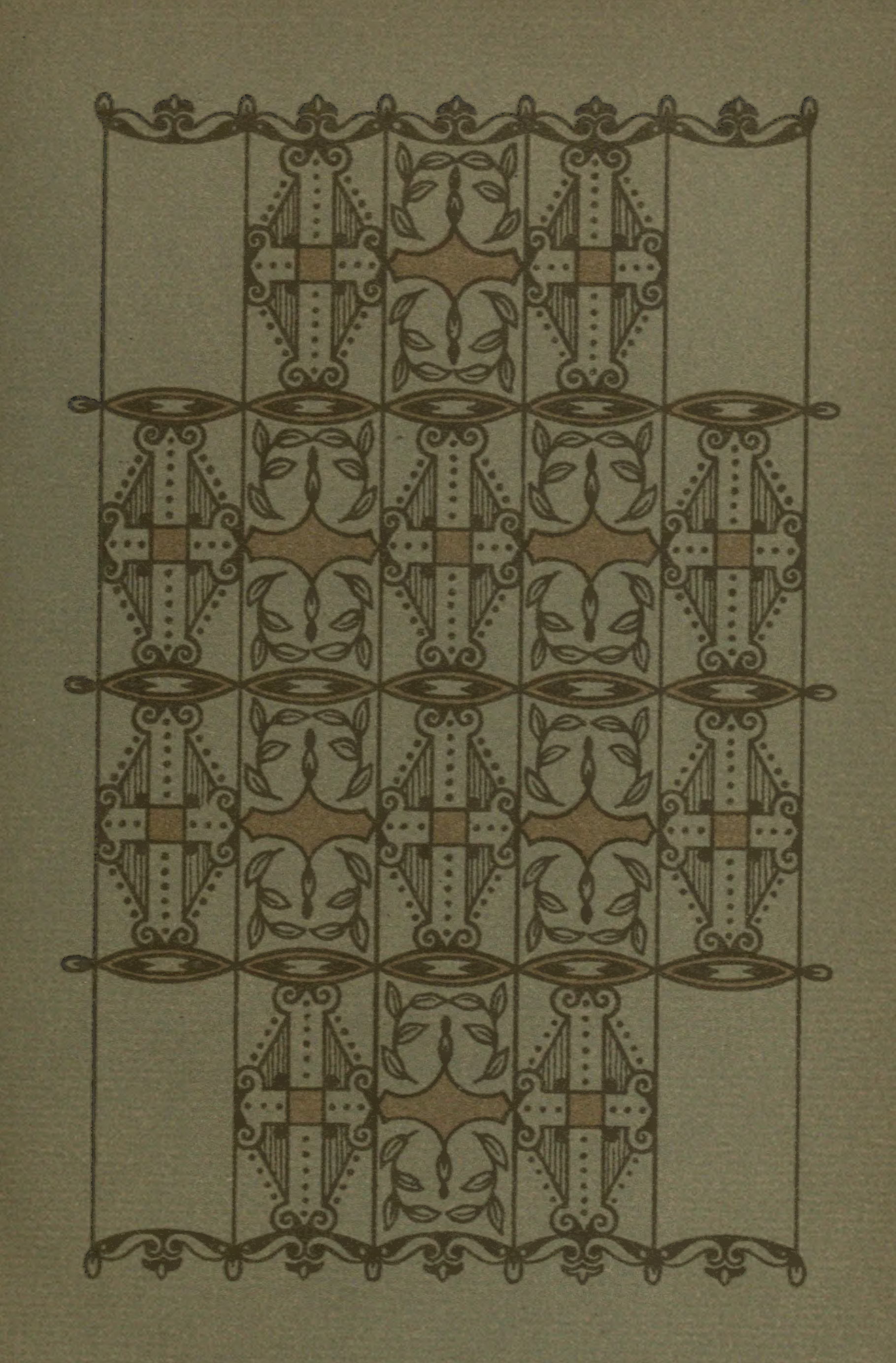
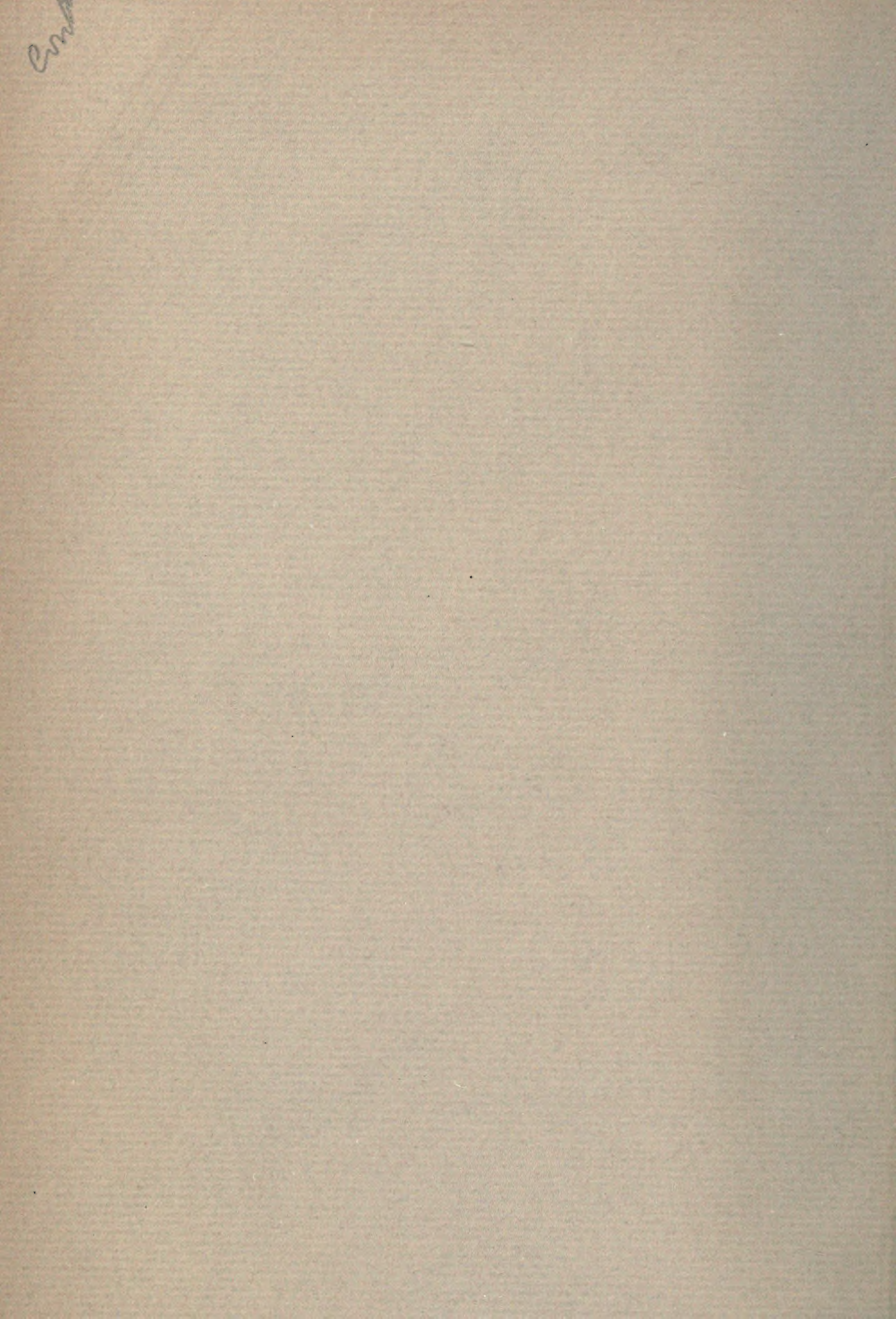

UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY







# Ernst von Wildenbruch
# Gesammelte Werke

Herausgegeben von
Berthold Litzmann
Band 6




G. Grotesche Verlagsbuchhandlung
:: Berlin 1913 ::

# Ernst von Wildenbruch
# Gesammelte Werke

Erste Reihe

Romane und Novellen

Sechster Band





G. Grotesche Verlagsbuchhandlung
:: Berlin 1913 ::

Buchausstattung von
Hugo Steiner-Prag
Druck von Fischer & Wittig
:: in Leipzig ::

# Inhalt

# Einleitung

Die innere Einheit der Erzählungen dieses Bandes ist sein Held: das Kind.

Als im August 1883 zuerst die Kindertränen in der Deutschen Rundschau erschienen, fragte sich alle Welt erstaunt: Wie ist das möglich? Wer hat dem nach den höchsten Zielen der Tragödie ringenden Dichter des „Harold“ und der „Karolinger“ den Weg gezeigt ins Kinderland, wer hat ihn so lesen gelehrt in den Augen und in der Seele der still am Wege träumenden kleinen Gestalten, die vor der Zeit gezwungen werden mit dem Leben zu kämpfen und von deren wortlosen Schmerzen auch die Nächsten in der Regel nichts ahnen, weil sie im Leben da draußen ihre Kindheit vergessen haben? Die Lösung dieses Rätsels war aber einfach genug: „Wenn man nachts nicht schlafen kann ... unsere Phantasie überspringt Jahre und Jahrzehnte, rafft unser ganzes Leben zusammen und schleppt es an uns vorbei. Wir erinnern uns,“ heißt es im „Orakel“ und „wenn der Mensch sich erinnert, dann dichtet er“ im „Edlen Blut“.

Die Erinnerung, das Vermögen, die Vergangenheit wieder zum Leben zu beschwören, „Stimmen, die wir einmal, als wir Kinder waren, gehört und seitdem nie wieder, sprechen zu hören mit so bekanntem Klange, als hätten sie gestern zum letztenmal gesprochen“ und mehr als das „das Erlebte noch einmal zu leben“ — das war der Brunnen, in den immer wieder die Seele des Dichters untertauchte und aus dessen Spiegel die eigene Kindheit ihn mit traurigen Augen ansah. Was er vom Kinde wußte, das wußte er von sich selbst, und von all den kleinen rührenden Gestalten, die in schlummerlosen Nächten ihm ihr Leid erzählten, trug eine jede einen Klang in der Stimme, der einst in seiner eigenen Seele geklungen, einen Schmerz, der einst in seinem eigenen Herzen gezittert und geblutet, ohne daß es einer ahnte. In fast allen Erzählungen lebt eigenes Erlebnis wieder auf. Es sind Dinge, die er sich von der Seele schreiben muß, um frei zu werden von der Vergangenheit, es sind Bekenntnisse, die dadurch, daß sie ausgesprochen werden, ihren bösen Zauber verlieren. Und es ist zugleich eine Botschaft, die er ausrichtet, indem er von dem erzählt, was das Kind nicht sagen kann, eine Botschaft an die Großen und an die Kleinen; an jene die Mahnung: gebt dem

Kinde Liebe und an diese der Trost: fürchtet euch nicht, ich will euch helfen; ich weiß wie es euch zumute ist.

Eigenes Erlebnis und Erlebnis anderer, dessen Verständnis ihm das eigene Erlebnis erschloß, sind die Quellen dieser Kindheitsdichtungen, und auch hier machen wir die Beobachtung wie bei den anderen aus dem eigenen Erlebnis geborenen Dichtungen, daß die Erinnerung die Schatten vertieft und die Lichter bleicht. Das erlebte Leid ist der Phantasieerreger und Leid gibt dem gestalteten Kunstwerk die Form und die Farbe.

In einsamen, stillen Stunden, „wenn man nicht schlafen kann" sind sie heraufgestiegen aus den Tiefen der Vergangenheit, diese Erinnerungen und haben ihr Recht gefordert und mit ihnen die Stätten, die mit seinen Kinder- und Knabenträumen, die mit dem, was er nie vergessen und verwinden konnte aufs innigste verknüpft waren. Die sonnigen Tage in Arnautköi, die dunklen Wintermonate 1857 im Pädagogium zu Halle, die Kadettenjahre in Potsdam und Berlin, und an keinen Ort gebundene Wolkenschatten, die über den Himmel seiner Kinderjahre gegangen sind bald hier, bald da, die die Dichtung über den Türmen und Straßen der Stadt am grauen Strom festgehalten hat.

Noch unter den stürmischen Erregungen des an überwältigenden Erfolgen reichen Frühlings 1882 — „Harold" in Berlin, „die Karolinger" in Wien — mitten unter der immer wieder aufs neue ansetzenden Arbeit an „Opfer um Opfer" wurden die Kindertränen geschrieben*).

Auf dem Friedhof zu Frankfurt a. d. O. steht eine jetzt schon verwitterte Urne, an deren Fuß drei Kindernamen eingegraben sind: Theodor Constantin W., geb. 1. Oktober 1867, gest. 1. März 1876. Ernst Hermann W., geb. 11. September 1874, gest. 12. März 1876. Otto Heinrich Ferdinand W., geb. 29. Oktober 1872, gest. 13. März 1876. Drei Kinder im Alter von 8 bis 2 Jahren innerhalb von noch nicht zwei Wochen dahingerafft! Das hatte er selbst in Frankfurt noch erlebt, und ein Frankfurter Erlebnis war auch der alte Rektor der Vorschule, Bauer, der Kinderfreund, der mit seinem wirklichen Namen Raue hieß und zu dem engeren Kreis Meister Baltzers und damit des Dichters gehörte. Ihm hat er die Erzählung Der Letzte in den

---

*) Zuerst gedruckt in der Deutschen Rundschau 36. Bd. 1883. (August) S. 161—196.

Mund gelegt und durch die Art, wie er ihn innerlich in die Geschichte verflicht, dem alten Freund noch bei seinen Lebzeiten ein Denkmal gesetzt. Aber die eigentliche Geschichte ist ja nicht das Unglück, das die Namen auf jenem Grabstein verkünden, sondern das was nachher kam, das Schicksal des einen, der übrig bleibt, das Schicksal „des Letzten“. Und diese Geschichte, die war Erinnerung. Erinnerung nicht in den Tatsachen, aber in den Gefühlen. Was ein junges Kinderherz, das sich nicht auszusprechen vermag, das keine Mutterhand mehr zur Ruhe streicheln kann, und das an dem Einzigen und Nächsten, der ihm geblieben, sich nicht aufzuranken imstande ist, weil sein Selbstvertrauen im Keim erstickt wurde, in stummen Qualen leidet bis zur tödlichen Verzweiflung, das war ein Erlebnis, das einen nur seinem Ohr vernehmlichen Begleitakkord zu seinem Kinderleben gegeben hatte, und das auch weiter klingen sollte in die Stunden herein, wo diese Kindheit wieder in ihm lebendig wurde.

Als er zum erstenmal diese Dissonanz anschlug, empfand er offenbar selbst das Bedürfnis, sie, wenn auch nicht in dem Kunstwerk selbst, so doch in einem nachfolgenden Akkord aufzulösen und so floß ihm die unter allen seinen Kindheitserzählungen durch ihren wolkenlosen Humor einzig dastehende Szene Die Landpartie in die Feder, zu der ihm das Motiv die Kinderstube einer Frankfurter Freundesfamilie geliefert hatte. Es ist bezeichnend, daß er sich die Sonne borgt, trotzdem sie in seinen frühen Kindertagen wahrlich nicht gefehlt hat. Aber wenn er später in seine eigene Jugend zurückblickte, da hat er die Sonne nicht wieder finden können; sie war ihm ausgelöscht mit dem Tode der Mutter, und alles was davor gewesen, das hatte sie mit sich hinabgenommen, so daß es nie wieder ans Licht kam. Wie tief die Angst und die Qual der Stunde, da die Mutter von ihm ging, in seine Seele sich eingegraben, und wie auch die ganze Fülle reichen Glücks, das sich nachmals über das Haupt des Mannes ergoß, das bittere Herzeleid jenes Abschieds nie hat auslöschen können, das offenbart erschütternd das in den letzten Wochen des Jahres 1895 geschriebene Orakel*), das er ja selbst „eine Erinnerung“ genannt hat. Und wenn er im Eingang davon spricht, wie in der schlaflosen Nacht auf einmal

*) Zuerst gedruckt in Cosmopolis. Internationale Revue Vol. I. Nr. 1, (Januar 1896), S. 221—30.

vor ihm ein Gesicht auftaucht — „das Gesicht gehörte einem Jungen an, einem dicken, fetten, wie man zu sagen pflegt, kugelrunden kleinen Jungen, mit dem ich ein viertel Jahr in Halle auf dem Pädagogium zusammen war“ — so ist dies Gesicht und diese Gestalt bis auf die Äußerlichkeiten des Anzugs, sein eigen, ist alles was der kleine träumerische Dicke, der „Mops“, innerlich und äußerlich in jenen Wochen vor Weihnachten im Pädagogium zu Halle erlebt und erleidet, Erinnerung an die schwerste und dunkelste Zeit seines Lebens, wo er, zum erstenmal von der Mutter getrennt, wußte, daß ihre Tage gezählt seien, bis dann eines Tages kurz vor Weihnachten ein Freund des Hauses ihn und seine Geschwister heimholt, damit die Mutter von ihnen Abschied nehmen könne. Auch hier ist die Tragik der Situation in der Dichtung verschärft. „Ich weiß nicht, ob er die Mutter wiedergefunden hat,“ heißt es, während die Wirklichkeit ihm noch einen letzten Weihnachten mit ihr bescherte, aber das Grauen und die Qual dieser Stunden blieb bis an sein Lebensende ein fressender Schmerz in seiner Seele: „Ich habe ihn nie wiedergesehen bis neulich in der Nacht, da war er plötzlich wieder da . . . ich hörte sein Weinen. Möchte er nicht wiederkommen — denn wenn er wiederkommt, kann ich nicht schlafen.“ Und doch hat er ihn selbst wieder gesucht. Unter den Plänen, die er noch ausführen wollte, war die „Geschichte eines dicken Jungen“ und das wäre wohl die ernsteste und traurigste von allen geworden, die andeutenden Linien dazu sind in dem Orakel gezogen und auch in den andern taucht diese Gestalt auf, wenn auch nicht dem Äußeren so doch dem Wesen nach.

Auch aus der in den letzten Monaten des Jahres 1899 geschriebenen Erzählung Neid*), für die der Phantasieanreger ja in jenem im Eingang beschriebenen seltsamen Bilde, in dem Kirchlein zu Arnstein an der Lahn, zu suchen ist, blickt uns das Gesicht und das Schicksal des Knaben Ernst von Wildenbruch aus tiefen traurigen Augen an, wenn auch Wirklichkeit und Phantasie hier ihre Fäden unentwirrbar ineinander verschlungen haben. Die beiden Brüder, die auf dem Ölgemälde im Schlafzimmer des alten Graumann dargestellt sind, mit runden roten Wangen, mit feurigen Augen der eine, der größere, mit schmalem, blassen Ge-

*) Zuerst gedruckt in der Deutschen Rundschau 103. Bd. 1900. (Mai und Juni) S. 161—91, 321—53.

sicht und wehmütig bittenden Augen der andere, der kleinere, tragen ein jeder Züge seines eigensten Wesens, unter dessen Widersprüchen schon seine Kinderseele schwer gelitten haben muß. Er hat die Synthese zerlegt in ihre Bestandteile und sie als zwei gesonderte kindliche Individualitäten in einen tragischen Gegensatz gebracht, an dem beide, der eine körperlich, der andere seelisch zugrunde gehen. Das was da leidet und weint und sich quält in Trotz und Groll, in dem Gefühl des Verkannt-, des Zurückgesetztseins und was da still verblutet und zugrunde geht in der Wehrlosigkeit eines schwachen Kindes gegen Gewalt: das ist zusammen seine Kindheit; seine Kindheit, nicht wie sie wirklich war, aber wie sie aus den durch seine Eigenart und durch die Umgebung gegebenen Verhältnissen sich hätte entwickeln können. Tiefe Schatten fallen auf die Gestalt des Vaters; was in den dunkelsten und schwersten Stunden seines Lebens auch in der Erinnerung noch gegen das System der väterlichen Erziehung in Bitterkeit und Groll in ihm aufstand, wenn er sich selbst als Kind sah, und sich selbst nachrechnete, was er — weil er anders geartet war als seine Geschwister — hatte entbehren müssen, das hat sich hier zu einer furchtbaren, vor den letzten Konsequenzen nicht haltmachenden Anklage verdichtet, die sich aber nicht nur gegen den wesensfeindlichen, ihm so tiefe Wunden schlagenden Dämon außer ihm richtet, sondern ebensosehr gegen den Dämon in seinem eigenen Innern. Der Kampf und die Tragik der beiden innerlich Einsamen, Vater und Sohn, denen weder Frau, noch Mutter, noch Bruder helfen können. Was im Alltagsleben in unzähligen kleinen schrillen Dissonanzen die Seelen peinigt und zermürbt, ist hier durch die Vertiefung und Verschärfung der inneren Wesensfeindschaft hüben und drüben in eine Sphäre echter Tragik geläutert und emporgehoben, die die neugierige Frage: wer trägt die Schuld? und ebenso die weitere: was ist Dichtung? was Wahrheit? verstummen macht.

Wenn im „Neid“ die äußere Einfädelung der Erzählung von zwei Punkten aus bewirkt wird, einmal dem Erlebnis mit dem Bild in der Arnsteiner Kirche*) und dann dem Erlebnis

*) Das fragliche Bild hängt in der Abteikirche von Arnstein über dem ersten Beichtstuhl im westlichen Seitenschiff. Die Inschrift lautet wörtlich:

Me quid in hos miserum fratres detruserit ignes,
Quaeritis? in vita fecit id invidia.

mit dem alten Sonderling, der dem Erzähler seine Not beichten muß, das Ganze aber aus dem innersten Erlebnis des Dichters herausgewachsen ist, so ist das im Sommer 1892, in einer Pause, „da mich,“ wie er an Rodenberg schreibt*) „der dramatische Teufel für einige Zeit aus den Klauen lassen soll“ entstandene Edle Blut**) zunächst ein Fund, den er wirklich aus einer solchen stillen Weinstubensitzung, wie sie der Eingang schildert, mit nach Hause getragen hat, aus der Erzählung des Obersten von Schaevenbach***) in Frankfurt a. d. O., der ihm aus seiner eigenen Kadettenzeit das Erlebnis von dem kleinen und dem großen L berichtet hatte. Aber auch dieser Stoff hat seine innere Beseelung — ganz abgesehen von der äußeren künstlerischen Gestaltung — doch erst erhalten nicht nur durch die Vertrautheit des Dichters mit der Umwelt, in der sich die Ereignisse abspielen, sondern vor allem durch den Pulsschlag des eigenen Blutes, das ihn diese Kindertragödie wie ein eigenes Erlebnis mit durchleiden ließ. Auch das kleine L ist nur eine Transfiguration seines einstigen Ich in der Kadettenuniform. Niemand anderes brauchte ihm zu sagen, was so ein „edles Blut“ still tragen und still durchkämpfen kann. Und so ist es kein Wunder, daß dies Motiv mit dieser ersten Gestaltung noch nicht erschöpft war, daß es ihn zwang, genau zehn Jahre später noch einmal in diesen Brunnen hinabzutauchen und Erlebtes, Erschautes und Geahntes zu einem neuen Bilde zu gestalten, in dessen Mittelpunkt wieder der tragische Kampf des edlen Bluts gegen die Gemeinheit und gegen die Verlassenheit steht, das aber, durch die Hereinziehung von in der Vergangenheit sich abspielenden, schon vor der Geburt das Kinderleben überschattenden und zur Einsamkeit verdammenden Kämpfen

---

Über die Herkunft des Bildes war nichts zu ermitteln. Es trägt ein Wappen und unter den Versen die Jahreszahl 1695. Nach der örtlichen Überlieferung stellt sie — entgegen der Erzählung Wildenbruchs — einen Abt des Klosters dar, wofür auch die Anrede „fratres“ sprechen würde. 1663—97 war Abt des Klosters Anton Schlinkmann, „der sich insbesondere ... durch Handhabung strenger Klosterzucht ... hoch verdient gemacht hat“ (Dr. Andreas Kohl P. S. M. Arnstein, die alte Praemonstratenser-Abtei im Lahntale. Limburg a. d. Lahn, Kongregation der Pallottiner. 1902. S. 29 f.)

*) 3. VIII. 92.

**) Zuerst gedruckt in der Deutschen Rundschau 73. Bd. 1892. (Oktober) S. 1—20.

***) D. Duncker: Ernst von Wildenbruch. Ernstes und Heiteres aus seinem Leben. Berlin, Paetel, 1909 S. 30.

eine Erweiterung und Vertiefung der tragischen Handlung erfuhr, die es nicht nur räumlich, sondern auch stofflich über den Rahmen des Typus der früheren Kindererzählungen herauswachsen ließ.

In der im Sommer 1901 in der grünumsponnenen Weimarer Klause (Villa Alisa, am Horn) geschriebenen „vom ersten Federstrich für die Deutsche Rundschau bestimmten" Erzählung Vicemama*) ist ja der eigentliche Held schon nicht mehr das Kind, wenigstens nicht allein; mit ihm wetteifert um diesen Rang die Gestalt der Frau, der es das Schicksal versagt hat, dem Mutter zu sein, der nach ihr verlangt und in dessen Seele sie ihr Bestes und Eigenstes leben fühlt, die „Vicemama". Während in den früheren Kindererzählungen die Erwachsenen nur Folie für die kleinen Helden sind, durchweg im Hintergrund gehalten werden und auch in den entscheidenden Augenblicken, wo sie in die Handlung eingreifen, immer nur mit den Augen anderer gesehen sind, stellt hier sich der Kampf und das Seelenleben der einsamen Frau als ein gleichberechtigter Faktor mit in den Vordergrund. Es ist dadurch zweifellos nicht nur künstlerisch eine größere Bewegungsfreiheit gegeben, sondern auch vor allem, trotz des tragischen Ausgangs, die Möglichkeit einer Auflösung der herbsten Dissonanz durch den am Schluß angedeuteten Ausblick auf eine innerliche Versöhnung der beiden Überlebenden. Es ist mit einem Worte hier die „Erinnerung" nicht mehr der Kern, sondern nur der Ausgangspunkt der Erzählung, die sich wie ein Roman im kleinen kunstvoll aus den beiden miteinander verschlungenen Motiven aufbaut. Auch äußerlich tritt das durch die Einführung der Persönlichkeiten in die Erscheinung. Die Szene in der Militärschwimmanstalt in Potsdam „in den sechziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts" ist das Erinnerungsbild; aus ihm wachsen die beiden Knabengestalten in der Umwelt des Kadettenhauses, und zu ihnen tritt dann zunächst, ganz wie in den früheren Erzählungen, nur von außen gesehen die Mutter des einen als etwas Fremdes, Unverständliches, Feindliches, das Kinderhoffnungen zerstört und zertritt, bis in dem Augenblick, wo der Leser die Tür des verschlossenen Zimmers in der Hoditzstraße öffnet und die leidenschaftlich erregte Mutter des Hamsters an dem schmalen Schreibtisch be-

*) Zuerst gedruckt in der Deutschen Rundschau 110 Bd. 1902 Februar, März, S. 161—98, 321—61. 111. Bd. April S. 28—62.

lauscht, eine neue Perspektive sich auftut, und aus den vergilbten Briefen das Schicksal der schönen Käthe von Pehle als ein zweites selbständiges tragisches Motiv in die Kinderszenen hineinwächst.

Wenn man die Technik des Erzählers von den „Kindertränen“ bis zur „Vicemama“ verfolgt, so ist zweifellos, ganz abgesehen von der inneren Verarbeitung der künstlerischen Motive, ein Wachsen und Reifen zu beobachten. In den „Kindertränen“ als Erzähler zunächst ein farbloses Ich, das seinerseits berichtet, was ihm ein mit den eigentlichen Vorgängen immerhin auch nur ziemlich lose Verknüpfter aus der Erinnerung erzählt. Diese Erzählung selbst durch die Begegnung auf dem Spaziergang — ein Motiv, das dann in der eigentlichen Handlung noch einmal wiederkehrt — etwas umständlich eingefädelt. Im „Edlen Blut“ dieselbe Technik, aber schon sehr viel individueller und geschickter. Wie ungleich lebendiger und natürlicher werden der Ich-Erzähler und sein Gewährsmann durch das gemeinsam beobachtete Erlebnis der kämpfenden Knaben eingeführt, wie durch den Gegensatz zu dem ganz unbeteiligten Dritten, dem Küfer, ehe noch die eigentliche Erzählung beginnt, in ihrer Eigenart angedeutet und herausgehoben, wie ungleich zwangloser und geschickter wird dann die gemeinsam zu trinkende Flasche Wein der Vermittler für die eigentliche Erzählung, und wie lebt vor allen Dingen zwischen ihren Worten die Gestalt des Erzählers durch die Art, wie er durch Miene, Geste, Unterstreichung zu den einzelnen Phasen der Handlung Stellung nimmt, ihr eigenes Leben, und gibt Farben und Untertöne für die aus der Erinnerung hervorwachsende Handlung! Wie glücklich ist die Abstufung der Reflexe auf den Ich-Erzähler und den Küfer! Wie stark und tief sich in die Phantasie eingrabend das Bild des Alten am Schluß und das letzte Wort: „Solches Herzeleid, wie in dem Gesicht dieses Kindes, habe ich nie wieder gesehn — niemals — nie —!“ Wie wundervoll das Abschwellen der gewaltigen Erregung in den beiden letzten Absätzen!

Im „Neid“ dann noch ein Schritt weiter auf diesem Wege. Der Ich-Erzähler vorweg durch das Erlebnis mit dem Bilde in der Arnsteiner Kirche charakterisiert, durch die Art, wie er darauf reagiert, individualisiert! Nun die durch dies Bild geweckte Erinnerung, in der zunächst wieder der Ich-Erzähler die typische Rolle der Einführung des eigentlichen Erzählers übernimmt, aber die Art, wie dies geschieht, alles eher als typisch. Zunächst die Gestalt des kommenden Erzählers von außen gesehen, und zwar

einmal von den Leuten, die so reden, und dann vermittelt und veranschaulicht durch die Erzählung des Wirtes der Weinstube, eine dramatisch belebte Szene für sich, die durch die angeschlagenen Töne die Erwartungen aufs höchste spannt. Und daran schließt sich erst das vermittelnde persönliche Erlebnis des Erzählers, das den Leser unmittelbar an die Gestalt heranbringt und für das er durch das Vorhergehende nun in jedem einzelnen Zug ein waches Verständnis hat, bis schließlich auf diesem so sorgfältig bereiteten Grunde nun das Erinnerungsbild in der Erzählung des alten Graumann herauswächst, deren letzte Akkorde in dem Rauschen des grauen Stromes, dessen Eisschollen vergebens gegen das Bollwerk stürmen, und in der Frage ausklingen, die aus der Seele des von dem Gehörten in allen Tiefen Erschütterten aufsteigt: „Gegen die Elemente hat der Mensch Schutzwehr und Dämme erfunden — wer schützt den Menschen wider den Menschen? Wer schützt ihn wider sich selbst?“

Aber noch einmal ist er fünf Jahre vor seinem Ende zu der schlichtesten Form des persönlichen Erinnerungsbildes, wie er es im Orakel zuerst gegeben, zurückgekehrt in der kleinen in den letzten Wochen des Jahres 1903 geschriebenen Skizze Archambauld*), der er selbst den Untertitel „Ein Blatt vom Lebensbaum“ gegeben hat. Noch einmal ist er da in das Land seiner eigenen Kindheit zurückgekehrt, in die Epoche, die in seiner Erinnerung durchstrahlt und verklärt war von Sonne und Freudigkeit, wie keine andere Zeit seines Lebens. Die Kinderjahre am Bosporus, in den Gärten von Arnautköi, in die die Kriegsgewitter des Krimkriegs seltsame Lichter und Schatten warfen, in denen die Knaben an der Hand ihres Lehrers Frick, „der ein Erwecker junger Seelen war“, zuerst eine ahnungsvolle Vorstellung von großen, völkerzerstörenden und völkergründenden geschichtlichen Katastrophen empfingen, und in denen die geliebteste Gestalt, die Mutter, noch Mittelpunkt des Hauses, Zufluchtsstätte für alle Träume und Hoffnungen, Freuden und verschwiegene Kümmernisse eines Kinderherzens war. Und von all diesem eingeschlossen die Gestalt des kleinen Fremdlings Archambauld, der mit sehnsüchtigen, erstaunten Blicken in dies Kinderparadies blickt und dank der Güte und verstehenden Liebe der „Ge-

*) Zuerst gedruckt in der Weihnachtsbeilage der Vossischen Zeitung. 1903 Nr. 603 Morgenausgabe Freitag den 25. Dezember.

sandtin" eine kurze Spanne Zeit daran teilhaben darf, bis ihn die Woge des Lebens wieder in die Ferne trägt, hinaus aus dem Kinderland, hinaus auch aus dem Gesichtskreis seiner kleinen deutschen Freunde, bis auf den einen, der uns fast ein halbes Jahrhundert später die Geschichte vom Archambauld erzählt und gestaltet hat, mögliche Perspektiven der Entwicklung in das Kindererlebnis verflechtend, Wahrheit in Dichtung fortsetzend. „Wir werden sagen Arnautköi — rien que ça, rien que ça, werden wir wissen — alles, alles, alles!" Das Abschiedswort des kleinen Freundes, das ihm selbst ein tief in die Seele gegrabenes Lebenssymbol werden sollte, ward der Phantasieanreger für die frei erfundene Schlußwendung. Und das Evangelium der Liebe, das der tapfere heißblütige Mann, dem das Herz jauchzte, wenn der Heerschild klang, durch ein Leben von Kampf und herbem Widerstreit der Meinungen getragen, getragen als ein Vermächtnis des „heiligen Menschen", den der Mensch nur einmal verlieren kann, das gibt den Schlußakkord seiner Kindheitserinnerungen, wie es den Eingangsakkord gegeben hatte: „Liebt euch, ihr Menschen, habt euch lieb."

Mitten unter all den Kindergestalten, die im Laufe von zwei Jahrzehnten durch die verstehende Liebe des Dichters zu einem neuen Leben eingingen, Kindergestalten, die, wie er selbst, ihr Licht empfingen von der Erinnerung an seine Mutter, die wie Sonnenblumen alle dem Bilde dieser Unvergeßlichen zugewandt sind, auch wenn — wie im „Edlen Blut" — nicht einmal der Name Mutter genannt wird, ist ein Fremdling, der in einem anderen Boden gewachsen ist: Das 1885 geschriebene Märchen von den zwei Rosen*). Es ist eine Gelegenheitsdichtung aus der Bräutigamszeit, ein Geburtstagsgeschenk, das er zum 23. Februar 1885 Maria von Weber auf den Tisch legte. Hier handelte es sich nicht um aufsteigende Erinnerungen, die mit traurigen Augen ihn bedrängten, hier fabuliert ein Glücklicher aus der Vollfreude des Augenblicks heraus ein Kindermärchenerlebnis, das sich nie und nirgend hat begeben und nichts weiter ist und sein will als ein Freude weckender Begrüßungsakkord, dem neuen Licht gespendet, das über seinem Leben aufgegangen war und ihm bis ans Ende leuchten sollte.

---

*) Zuerst gedruckt in der Deutschen Rundschau 43. Bd. 1885. (Juni) S. 441—67. Dann 1886 in den „Humoresken".

# Kindertränen

Zwei Erzählungen

## Der Letzte

Wie oft bin ich ihm auf meinen Spaziergängen begegnet, und wie freute ich mich jedesmal, wenn ich ihn von ferne kommen sah, den Rektor der Vorschule zu . . ., den alten Bauer!

Ich war ein eifriger Spaziergänger und wählte fast immer einen und denselben Weg; man lernt dabei jeden Stein und jedes Blatt am Wege kennen, man empfindet doppelt die belebende Wonne des Frühlings, wenn man den Busch, den man im Winter wie einen Besen zum Himmel ragen sah, mit Knospen sich bedecken sieht; man beobachtet, wie von gestern zu heute die Knospen aufgebrochen sind, wie sich Blättchen ansetzen, wie sie immer größer wachsen, immer dunkler sich färben, und so, jeden Tag in die lautlose Werkstatt der schaffenden Natur blickend, liest man von Tag zu Tage wie an einer großen Uhr den rastlosen Wandel der Zeit. Ob diese Empfindungen es waren, die auch ihn bewegten, den Weg, den ich mir zum Spaziergang ersehen hatte, regelmäßig, beinah täglich zu gehn, ich weiß es nicht; jedenfalls aber mußte der Weg auch ihm gefallen, und er war auch hübsch genug.

Am rechten Ufer des großen Stromes entlang, welcher dort seine grauen Fluten durch den östlichen Teil der norddeutschen Tiefebene der Ostsee entgegenwälzt, war ein hoher Erddamm aufgeworfen, der das rechtsseitige, flache Ufergelände vor den Überschwemmungen des Flusses schützen sollte, wenn dieser im Frühjahre mit Hochwasser ging. Der Damm war unabsehbar lang, denn auf Meilen hin ist das rechte Ufer dort ganz flach, während das linke in Abhängen herabsteigt, an deren Fuße die Stadt belegen war, in der wir beide wohnten, der alte Rektor Bauer und ich. An einzelnen Stellen trat der Schutzdamm unmittelbar an den Strom heran, seinen Windungen folgend, wie ein Sicherheitswachmann, dem ein gefährlicher Patron zur Aufsicht anvertraut ist und der ihn nicht aus den Augen lassen will; an anderen Stellen blieben zwischen Wasser und Damm größere oder kleinere Stücke Erdreich, welche man der jährlich wiederkehrenden Überschwemmung preisgab. Dies waren verwilderte, wüste Stücke, auf denen nichts gedieh, weil die Sandablagerungen des Stromes keine Frucht aufkommen ließen, und wo nur ein Gestrüpp von Weiden und Erlen wuchs. Der Strom nämlich, wie man in jener Gegend zu sagen pflegte, „hatte es in sich". Im Sommer oft so flach,

daß die Schiffer ihre Kähne nur mit Mühe und Not auf ihm weiterstoßen konnten, kam er im Frühjahre und manchmal, wenn es in den Gebirgen geregnet hatte, auch später noch, plötzlich wild und toll einhergetanzt. Dann wurde sein mürrisch graues Wasser braun und gelb, Blasen stiegen auf und quirlten zusammen, und soweit sie vermochten, griffen die Arme des landschleichenden Gesellen über das flache Ufer hinaus, wie die eines Bettlers, der plötzlich reich geworden ist und nun gleich alles haben möchte. In solchen Zeiten war es dann auf dem Damme besonders schön: man sah, wie das gierige Gewässer an den Erdwällen höher und höher klomm, und wenn der Nordwind über das flache Land dahergefegt kam und die widerspenstigen Wellen des Flusses zurück und klatschend an die Wände des Dammes warf, wenn dann Sturmesgebrause und Wassergetöse zu einem öden, einförmigen, den ganzen Raum zwischen Himmel und Erde erfüllenden, mächtigen Naturlaute ineinander tönte, dann fühlte man etwas vom Urzustande der Elemente und dem schauernden Dufte der Gefahr.

An einem solchen Tage war es, als wir uns wieder begegneten und zum ersten Male ansprachen, nachdem wir unzähligemal schweigend und heimlich lächelnd aneinander vorübergegangen waren. Ich war auf dem Wege hinaus; er kehrte zur Stadt zurück. Indem ich an ihm vorüberschritt, blieb er stehn. „Wenn Sie weiter gehn wollen," sagte er mit angestrengter Stimme, denn der pfeifende Wind riß ihm den Schall der Worte vom Munde, „so möchte ich Sie warnen; der Damm hat soeben an der Weidenklippe ein Leck bekommen, und der Racker von Fluß tut das Seinige, um das übrige nachstürzen zu lassen; ich bin auf dem Wege, um in der Stadt Lärm zu schlagen."

Er hatte noch nicht zu Ende gesprochen, als ich bereits mit ihm umgekehrt war und den Heimweg eingeschlagen hatte; der Wind setzte sich uns in den Rücken und trieb uns wie zwei Schiffe mit gespannten Segeln vor sich her. Unterwegs erzählte er mir die näheren Einzelheiten: der Strom ging noch mit vereinzelten Eisschollen; eine derselben, die sich während ihrer Fahrt scharf wie eine Glasscheibe abgeschliffen hatte, war gegen die vorspringende Böschung des Dammes getrieben und hatte dieselbe aufgekämmt; das Wasser war in das Loch gedrungen, und plötzlich war ein beträchtlicher Teil der Böschung herabgesunken.

„Sie haben es selbst mit angesehn?" fragte ich.

„Nein," erwiderte er, „aber ich weiß das aus Erfahrung; seit dreißig Jahren beobachte ich den Fluß."

„Und Sie scheinen ihn während der Zeit nicht grade liebgewonnen zu haben?" sagte ich, indem ich seiner Bezeichnung von vorhin gedachte.

„Es ist ein böses, heimtückisches Wasser," gab er zur Antwort, „und hat schon viel Schaden und Herzeleid angerichtet."

Mittlerweile waren wir in die Stadt gelangt und auf das Rathaus gegangen, wo in solcher Zeit eine besondere Stromwache organisiert war; es wurden sogleich Arbeiter hinausgeschickt, und die Vermutung des alten Rektors bestätigte sich vollkommen; es war höchste Zeit, daß Hilfe kam, um einen Dammbruch zu verhüten. Mit Faschinen wurde die Öffnung zugestopft.

So waren wir bekannt, und ich um einen Menschen reicher geworden. Die Art und Weise des alten Mannes, seine besonnene Entschlossenheit, sein gelassenes Sprechen fesselten mich an seine Persönlichkeit, und diese Zuneigung wuchs von einem zum anderen Male, so oft ich nun mit ihm zusammentraf und meine Schritte den seinigen anschloß. Seine Einfachheit hatte nichts mit der Nüchternheit gemein; seine dunklen, blaugrünen Augen hatten den scharfen Blick der Menschen, die viel und aufmerksam mit der Natur verkehren, und seine hageren Gesichtszüge jenes nach innen gekehrte Lächeln derer, die viel erlebt haben, und deren Herz ein gutes Gedächtnis besitzt.

Er leitete, wie gesagt, die Vorschule des Gymnasiums; seiner Obhut waren die Knaben anvertraut, welche in die ersten Anfangsgründe des Wissens, Lesen, Schreiben und die vier Spezies, eingeweiht werden sollten, um sodann in die untersten Klassen des Gymnasiums einzutreten, jene Kerlchen, die man des Morgens mit grünen Sammet- und Dachsfelltornisterchen durch die Straßen wandeln sieht. Es begreift sich daher, welche Wichtigkeit der alte Bauer für die Eltern dieser seiner kleinen Schutzbefohlenen besaß, wie oft sein Name in den Familien genannt wurde, und so oft es geschah, hörte man ihn mit Ausdrücken der Hochachtung und Verehrung aussprechen. Gradezu überraschend aber war es, mit welch hingebender Liebe die Kinder selbst an dem alten Manne hingen. Ich hatte Gelegenheit, mich davon zu überzeugen: der Damm mündete am Ausgange der Vorstadt, und sobald die Kinder, die sich in den Nachmittagsstunden spielend in den Straßen und vor den Haustüren umher-

tummelten, den Rektor von ferne kommen sahen, entstand ein allgemeines Drängen und Hasten zu ihm hin. Spiele wurden unterbrochen, Streitigkeiten vorläufig vertagt, im Galopp kam es von allen Seiten an, so rasch die kleinen Beine tragen wollten.

Seine Beliebtheit erstreckte sich weit über die Grenzen seiner Vorschule und über die Scheidelinie der Geschlechter hinaus; das ganze Kindervolk, Behoste und Unbehoste, Gestiefelte und Barfüßige, Knaben und Mädchen, stürmte heran, um dem „Herrn Lehrer" den Tribut seiner Liebe darzubringen. So kam es, daß wir jedesmal von einem kribbelnden Schwarme kleinen Menschenvolks umringt waren, und nie werde ich vergessen, wie die kleinen Hände sich ausstreckten, um sich in seine Hand zu legen, wie die hellen Kinderaugen, süß verschämt und doch glückstrahlend, zu ihm sich erhoben, mit jenem hold vertrauenden Ausdruck, den der Blick des Kindes annimmt, wenn es fühlt, daß der Erwachsene es versteht.

Mitten in diesem Ansturme von Zärtlichkeit stand er nun, den langen Oberleib etwas vornüber geneigt, wie ein alter Kirchturm, den die Schwalben umzwitschern, die Mundwinkel in schalkhaftem Lächeln herabgezogen, die Augen voll unendlicher Güte; hier und da umfaßte er ein lockiges Köpfchen mit seinen gespreizten Fingern; hier und da ward unter ein Kinn gegriffen und das Gesichtchen emporgehoben; gesprochen wurde wenig; aber wenn er eins oder das andere der Kinder anredete, so kannte und nannte er sie alle bei Namen. Besondere Freundlichkeit zeigte er den kleinen Wesen, die zu schüchtern waren, bis zu ihm heranzudrängen und die außerhalb des Kreises standen, von ferne ihre Augen auf ihn richtend. Er lockte sie heran und strich ihnen zärtlich über die erglühenden Wangen; und eine gleiche Aufmerksamkeit zeigte er da, wo er ein Kind weinen sah. Er beugte sich tief herab und ließ sich die Ursache des Kummers wie ein Beichtgeheimnis ins Ohr flüstern, und er ruhte nicht, bis daß die Tränen zu fließen aufgehört hatten und helle Freude wieder eingekehrt war. Und dieses Trösteramt betrieb er mit einer ganz eigentümlichen Wichtigkeit; sein Gesicht nahm während desselben einen beinah besorgten Ausdruck an.

Eines Tages konnte ich nicht umhin, ihm scherzend meine Verwunderung darüber auszusprechen, daß er eine Sache, von der die Mehrzahl der Menschen so wenig Aufhebens zu machen pflege, mit solcher Ernsthaftigkeit behandle. Er hörte mich ruhig

an, blieb ganz ernst und nickte anfänglich nur schweigend vor sich hin, wie er zu tun pflegte, wenn ein Gedanke, eine Erinnerung ihn beschäftigte.

„Ich weiß wohl," sagte er nach einiger Zeit, „wie die Mehrzahl der Erwachsenen an den Tränen der Kinder vorübergeht, lächelnd oder ärgerlich und voll Ungeduld. Sie glauben nicht an die Schmerzen der jungen Seele, weil sie die Kinder nicht kennen. Kinder sind wie die Blumen, sie können nicht zu uns herauf, wir müssen uns zu ihnen niederbeugen, wenn wir sie erkennen wollen. Wer sich die Mühe aber gibt, der wird in ihren Blättern nicht immer nur den Tau des Himmels finden, er wird in so mancher von ihnen einen schwarzen, schrecklichen Wurm entdecken, der mit reißenden Kiefern den zarten Kelch zerfleischt. O, es gibt Schmerzen in der Kinderseele, und wer sie gesehen hat, vergißt sie nicht wieder!"

Es war ein sonniger, warmer Frühlingstag, als wir dies Gespräch führten, das Hochwasser hatte sich allmählich verlaufen und bildete nur in den Weidengestrüppen am Fuße des Dammes noch Tümpel und Teiche. Die Ackerbesitzer waren auf ihre Felder herausgekommen und fingen an, dieselben frisch zu bearbeiten. Indem wir den gewohnten Gang einher schlenderten, sah ich vor uns, hart an der Kante des Dammes nach dem Flusse zu, ein Bürschchen von etwa sechs Jahren mit dem Gesichte zur Erde am Boden liegen. Es war ein blondhaariger, zarter, kleiner Junge, nur mit einem Hemde und einem Paar Höschen bekleidet, offenbar das Kind armer Leute. Vermutlich war der Knabe, während die Mutter auf dem Felde unten mit dem Einsetzen von Kartoffeln beschäftigt war, den Damm hinaufgelaufen, hatte sich, gelockt von der Annehmlichkeit des sonnedurchwärmten Erdreichs, auf den Boden niedergelegt und war eingeschlafen.

Das Geräusch unserer Schritte und die laute Stimme des alten Bauer mochten ihn geweckt und gleichzeitig erschreckt haben; denn indem wir jetzt dicht an ihn herangekommen waren, sah ich, wie ein plötzliches, nervöses Zucken den dürftigen, kleinen Körper erfaßte, mit hastiger Bewegung hob er den Kopf von den darunter gelegten Armen empor, im nächsten Augenblick hatte er den Boden verloren und rollte den Abhang des Dammes hinunter. Unmittelbar an der Stelle, wo dies geschah, befand sich eins der erwähnten Gestrüppe, in welchem das Wasser, freilich in nicht mehr beträchtlicher Höhe, stand.

Der alte Rektor stieß einen halbunterdrückten Schreckensruf aus und sprang mit zwei, drei Sätzen den Abhang hinunter, dem Kinde nach. Im Augenblick, da dieses beinah das Wasser berührte, hatte er es erfaßt und riß es mit krampfhaftem Griffe vom Boden empor. Sobald der Knabe, der von dem plötzlichen Vorgange wie betäubt war, zur Besinnung kam, fing er kläglich zu schreien an. Der Alte setzte ihn auf seinen linken Arm und ließ ihn reiten, und während er langsam die Böschung mit ihm heraufkletterte, zog er sein Taschentuch und wischte dem Kinde die Erde aus den Haaren und dem Gesicht. Der Knabe, der von Natur schwächlich zu sein schien und der nun erst ganz zu dem Bewußtsein gelangte, daß etwas Besonderes mit ihm vorgegangen war, fing naturgemäß immer lauter zu schreien an, und nun lief der alte Mann wohl fünf Minuten lang mit ihm den Damm auf und ab, indem er ihn hätschelte, ihm gut zuredete und tausend Possen mit ihm trieb. Endlich war sein Ziel erreicht, und als er ihn zur Erde setzte, lachte der Kleine vergnügt wie ein Kobold.

Alles dieses war unendlich drollig und zugleich rührend anzusehen. Um ein letztes Pflaster auf den erlittenen Schreck zu legen, griff der alte Rektor in die Tasche und holte ein Fünfpfennigstück hervor. „Aber dich nie wieder so dicht am Wasser auf die Erde legen und einschlafen! Verstanden?" sagte er, indem er dem Kinde das Geldstück vor die Augen hielt.

Ob diese Mahnung allzu aufmerksame Ohren fand, möchte ich bezweifeln; denn sobald der Knabe die Münze in seiner Hand fühlte, drehte er kurz um und schoß wie eine Kugel aus dem Laufe vom Damme herab auf seine Mutter zu, indem er seinen Reichtum in der hoch erhobenen Rechten über dem Kopfe schwang. Wir blickten ihm nach, und unwillkürlich mußte ich lachen, als ich sah, welch überschwängliche Freude sich in der hastigen Bewegung der laufenden kleinen Beine ausdrückte; sie waren wie zwei Ausrufungszeichen des Entzückens.

„Gebt doch besser acht auf euer Kind," rief der alte Bauer mit erhobener Stimme der Frau zu, die unterdessen, ohne von den Vorgängen auf dem Damme Notiz zu nehmen, an ihren Kartoffeln weiter gearbeitet hatte. „Euer Junge wäre um ein Haar ins Wasser gefallen," fuhr er fort, als sie jetzt, durch das Freudengeschrei des Kleinen aufmerksam gemacht, den Kopf erhob. Was der Knabe ihr erzählte, konnten wir nicht verstehen, in-

dessen war der Eindruck offenbar nur ein geringer, denn sie blickte noch einmal flüchtig, mit einem schnellen Kopfnicken zu uns herauf, bedeutete ihren Jungen, sich bei ihr zu halten und kehrte zu ihrer Beschäftigung zurück.

„So sind diese Menschen," sagte der Rektor, indem er den Hut abnahm und sich den Schweiß von der Stirn wischte; „erst wenn sie die Kinder verlieren, merken sie, daß sie ein Kleinod besessen haben, das von selber leuchtend ihre Armut mit Licht erfüllte."

„Glauben Sie aber wirklich," fragte ich, „daß das Kind hätte Schaden nehmen können? Das Wasser steht so niedrig, daß ein kaltes Bad, meiner Meinung nach, das Äußerste gewesen wäre, was ihm hätte begegnen können."

„Sie haben recht," erwiderte er, indem er auf den Tümpel niederblickte; „ich sehe erst jetzt, daß ich mich unnötig aufgeregt habe — es muß daher gekommen sein, daß es grade an dieser Stelle hier geschah."

„Wieso grade an dieser Stelle?" fragte ich überrascht. Er antwortete nicht, und an dem starren Blick, mit dem er in die Tiefe schaute, gewahrte ich, wie irgendeine Erinnerung von dort unten emporstieg und ihn mit ihrem träumerischen Netze umflocht.

„Was ist an dieser Stelle?" fragte ich noch einmal, „ist sie durch ein besonderes Ereignis gezeichnet?" Ich mußte es getroffen haben, denn er richtete das Haupt auf und sah mir mit einem heißen Blick in die Augen.

„Sie haben eine Erklärung von mir verlangt," sagte er mit feierlichem Tone, weshalb ich mich zu den Kindern niederbeuge, ihre Schmerzen erforsche und ihre Tränen trockne — ich habe Ihnen ein paar allgemeine Worte erwidert, die Erklärung war nur halb, morgen sollen Sie die ganze haben — morgen," wiederholte er träumerisch. Er drückte mir die Hand, und ich sah ihn, nachdenklich gesenkten Hauptes, zwischen den Häusern der Stadt verschwinden.

Als wir uns am nächsten Tage trafen, erzählte mir der alte Rektor folgendes: „Es ist eine Reihe von Jahren her, als zu dem Artillerieregiment, welches hier in Garnison steht, ein Hauptmann versetzt wurde, der aus dem Westen Deutschlands kam.

„‚Der schwarze Hauptmann‘, unter dem Namen ging er bei den Soldaten und dem Volke, und wenn man ihn sah, verstand man die Bezeichnung. Alles an ihm war finster und schwarz. Dunkles Haupthaar und ein lang wallender Bart von gleicher Farbe umrahmten das wettergebräunte Gesicht, aus dem die Augen unter buschigen Brauen hervorschauten, dazu kam die dunkelblaue Artillerieuniform, mit dem schwarzen Sammet an Kragen und Mütze, die seine Hünengestalt umschloß.

„Es war an einem Winternachmittage, als ich ihn zum ersten Male sah, und ich werde nie vergessen, wie er gleich einem großen, dunklen Schatten an mir vorüber und durch den weiß leuchtenden Schnee dahinschritt. Ich muß ein sehr verdutztes Gesicht gemacht haben, denn er streifte mich mit einem flüchtigen Blicke, und dadurch bekam ich Gelegenheit, sein Gesicht zu erkennen. Wenn ich je ein düsteres Menschenantlitz gesehen hatte, so war es dieses. Es war nicht hart, nicht abstoßend, nicht einmal streng, aber von erdrückendem Ernste; das Gesicht eines Mannes, der sich klar geworden ist, daß das Schicksal ihm als Feind gegenübersteht, und der den unerbittlichen Kampf aufgenommen hat, um ihn durchzuführen bis an das Ende. Augen, die nie gelacht hatten, ein Mund, der nicht zum Sprechen geschaffen zu sein schien. Seinem Äußeren entsprach, nach allem, was ich hörte, sein inneres Wesen: er war ungesprächig, ungesellig, und hauste einsam in seiner Wohnung, die er sich hier in der Vorstadt, in der Nähe der Stallungen seiner Batterie, gemietet hatte. Die Wohnung war viel geräumiger, als ein einzelner sie für sich braucht, und die Wißbegier der Nachbarn, welche die Gestalt des schwarzen Hauptmanns emsig, wie ein Bienenschwarm die Blume, umkreiste, hatte denn auch bald herausbekommen, daß er ein Mann mit Frau und Kindern war und daß er seine Familie nachkommen lassen würde, sobald er sich am Orte eingerichtet hätte.

„Diese erste Nachricht erhielt bald eine Berichtigung durch eine zweite: die Frau lebte nicht mehr. Wann sie gestorben war, konnte man nicht erfahren, aber daß sie gestorben war, das stand fest. Gottlieb Bänsch, der Bursche des Hauptmanns, der seinem Herrn beim Einrichten der Wohnung behilflich war, hatte gesehen, wie derselbe über dem Schreibtische in seiner Wohnstube ein Bild aufgehängt hatte, eine Photographie in schwarzem Ebenholzrahmen, mit einem schwarzen Kreuze in der Mitte darüber, das Bild einer Frau.

„‚Die muß aber mal schön gewesen sein!‘ hatte Gottlieb Bänsch der lauschenden Portiersfrau anvertraut, durch welche die Nachrichten über den Hauptmann sich dann weiter verbreiteten. Aus einem Futteral ‚ganz von schwarzem Sammet‘, hätte der Herr Hauptmann das Bild ‚vorgeholt‘, und jedesmal, wenn er vom Dienst nach Hause käme, sähe er nach dem Bilde hin, und abends, wenn er sich die Lampe auf den Tisch setzen ließe, rückte er sie so, daß das Licht grade darauf fiele. Und eines Abends, als er seinem Herrn wie gewöhnlich das Abendessen zubereitete, da hätte dieser, der wieder vor dem Schreibtische saß, sich nach ihm umgedreht und gefragt, ob er mit Kindern umzugehen verstände, und als er darauf nicht gewußt, was er sagen sollte, hätte der Herr Hauptmann weiter gefragt, ob er Kinder gern hätte? Und als er darauf geantwortet habe: ‚jawoll, die könnte er sehr jut leiden‘, da hätte der Herr Hauptmann mit dem Kopfe genickt und dann so das Bild angesehen und gesagt, die Kinder hätten keine Mutter mehr, und eine besondere Wartefrau anzunehmen, das sei sehr teuer, und das paßte ihm auch nicht, und darum wollte er's zuerst mal so versuchen. Und dann wäre der Hauptmann aufgestanden und in der Stube hin und her gegangen, so lange bis der Tee ganz kalt geworden wäre, und als er nach einer Weile gefragt hätte, ob der Herr Hauptmann vielleicht Tee zu trinken beföhlen? da wäre er stehen geblieben, und es hätte ausgesehen, als ob er jetzt erst merkte, daß der Bursche noch dastand, und hätte gesagt: ‚ach so — geh nur zu Bett‘ und hätte ihm eine Zigarre geschenkt. Gottlieb Bänsch war zufrieden mit seinem Herrn, ‚man hätte es ganz gut bei ihm‘, meinte er. —

„Dieser Ansicht, daß er gut sein müßte, schloß sich nach dem, was sie gehört hatte, auch die Portiersfrau an, und daß er seine junge, schöne Frau verloren hatte und solchen Kummer um sie litt, das erregte ihr Mitgefühl. Ihre energische Zunge sorgte dafür, die empfangenen Nachrichten bei der Nachbarschaft in Umlauf zu setzen und an Stelle der staunenden Neugier, die dem einsamen Manne bisher gefolgt war, trat die mitleidige Scheu, die man dem Unglück entgegenbringt. Mit Spannung erwartete man die Ankunft seiner Kinder.

„Der schwarze Hauptmann hatte sich zu Gottlieb Bänsch dahin geäußert, daß er selbst die Kinder abholen würde, daß er dazu aber den Frühling abwarten wollte, denn der Winter sei

hierzulande sehr kalt, und sie wären in ihrer Heimat an solche Kälte nicht gewöhnt. Diese Nachricht vermehrte das Interesse; man machte sich im Geiste ein Bild von den Kleinen, die in einem Lande geboren waren, wo es soviel wärmer war und daher soviel schöner sein mußte, und man lobte den ernsten Mann, der soviel Sorgfalt für die zarten Geschöpfe zeigte. Der Frühling kam, der Hauptmann reiste eines Tages mit der Eisenbahn ab, und wieder einige Tage später begab sich Gottlieb Bänsch an einem vorher bestimmten Abende, zu später Stunde auf den Bahnhof, um seinen Herrn zu empfangen. Bald darauf, als es schon ganz dunkel war, rasselte eine geschlossene Kutsche an dem einsamen Hause vor, Gottlieb Bänsch schwang sich vom Bocke und öffnete den Schlag des Wagens, aus dessen Innern er ein Päckchen heraushob, das, wenn man es genauer betrachtet hätte, sich als ein schlafendes Kind herausgestellt haben würde. Dann kamen zwei kleine Beinchen und nach diesen zwei noch kleinere den Tritt herabgeklettert, nach diesen die lange Gestalt des Hauptmanns selbst, welcher ein gleiches Päckchen wie Gottlieb Bänsch im Arm trug, die Haustür öffnete sich und schloß sich dann wieder — der schwarze Hauptmann war mit seinen vier Kindern eingerückt.

„Und siehe da — am nächsten Tage, als es heller, warmer, sonniger Mittag war, da geschah ein Wunder, ein holdes, liebliches Wunder; die Tür an des Hauptmanns Hause ging auf, und heraus kamen vier Knäblein, eines immer etwas kleiner als das andere, wie Orgelpfeifchen, vier entzückende, reizende kleine Geschöpfe. An der Schwelle der Haustür hatten sie das erste Hindernis zu bestehen, denn an derselben stand die Portiersfrau, welche beim Anblick der vier Bürschchen in lauter Wonne die Hände zusammenschlug und sie nicht vorüberließ, bis sie jeden einzelnen derselben halb tot geküßt hatte.

„Dann kam Gottlieb Bänsch, der zum ersten Male seines Amtes als Kinderfrau wartete und dessen gutes, ehrliches Gesicht vor Vergnügen und Eifer ganz rot war. ‚Die reine Mutter — jar nischt vom Vater, aber auch rein jar nischt,‘ sagte er über die Kinder hinweg zu der Portiersfrau, die noch immer am Boden kniete und sich vor Erstaunen nicht zu lassen wußte. Er ordnete seine kleine Kolonne, indem er das jüngste der Kinder auf seinen linken Arm, das zweitjüngste an seine rechte Hand nahm, die beiden ältesten Knaben, von sieben und von sechs Jahren,

faßten sich gegenseitig an der Hand und schritten voraus. Mit kleinen trippelnden Schritten kamen sie über die Straße herüber, den Damm herauf, von Gottlieb Bänsch gelenkt, der ihnen durch Zurufe, wie ‚nu links lang‘ und ‚so — nu jrade aus‘ die Richtung des Weges angab, und so begegnete ich ihnen an jenem ersten Tage.“

Der Rektor schwieg und wischte sich das Gesicht — war es der Schweiß, den er trocknete? Ich glaube nicht.

„Wie viele Jahre,“ fuhr er nach langer Pause fort, „sind hingegangen seitdem, wie oft hat die Sonne ihren Bogengang vom Morgen zum Abend über den Damm hin beschrieben, und immer, solange es her ist, habe ich ein Gefühl, als sei eine Leere, ein dunkler, nicht zu erhellender Fleck an der Stelle geblieben, wo ich die Kinder damals sah und nun nicht mehr sehe. Der Fleck, ich weiß wohl, ist in meinem eigenen Innern, denn ich kann das Licht nicht vergessen, das in mir aufging, als ich sie langsam daherkommen sah, diese vier Kinder, mit ihren langen, blonden, im leichten Winde flatternden Locken, mit den großen, strahlend blauen Augen, die sich staunend auf die neue Welt ringsumher und auf die fremden Menschen richteten, die an ihnen vorbeieilten. Diese Lichtgestalten die Kinder des finsteren schwarzen Hauptmanns? Ich vermochte es kaum zu fassen; denn es war, als wenn man aus einem alten, dürren Stamme, den man für abgestorben und tot gehalten hat, plötzlich frisches, duftendes Grün hervorbrechen sähe. Ich blieb vor ihnen stehen, und die beiden voranschreitenden Knaben sahen den fremden Mann, der ihnen den Weg versperrte, schüchtern und ängstlich an.

„‚Wie heißest du denn?‘ fragte ich den Ältesten, und nach einigem Zögern erwiderte er, indem er mir groß ins Gesicht sah: ‚Edmund‘; er sprach den etwas breiten Dialekt seiner Heimat, so daß sein Name sich in dem kleinen Munde wie ‚Eedmund‘ anhörte, und das klang unendlich reizend und hübsch. Ich wandte mich mit der gleichen Frage an den Zweiten; dieser aber schmiegte sich, ohne zu antworten, ängstlich an den Bruder. Der kleine Edmund sah erst den verlegenen Bruder und dann mich an und mit einem allerliebsten Lachen sagte er sodann: ‚Hermann heißt er,‘ was in seinem Munde wieder wie ‚Heermann‘ klang. Er schaute mich jetzt ganz fröhlich mit den offenen Augen an und schien seine Ängstlichkeit vergessen zu haben. ‚So gebt mir einmal Eure Hand‘, sagte ich — und die beiden kleinen rechten Hände vereinigten sich in der meinigen.

„‚Wir werden gute Freunde werden, nicht wahr?‘ sagte ich, indem ich mich tief zu den Knaben niederbeugte. Der kleine Edmund nickte mir mit seinem blonden Lockenkopfe energisch zu, das Hermännchen lächelte mich sanft an.

„Ich wandte mich zu den beiden Jüngsten, welche drei und vier Jahre zählen mochten. ‚Das ist der Geeorg‘, erklärte der kleine Edmund, der mit mir zu seinem Brüderchen herangetreten war, indem er die erste Silbe des Namens betonte, und er zeigte auf den Kleinen, welchen der Bursche an der Hand führte. Das linke Händchen des Kindes hing in der großen, schweren Hand des Soldaten, und mit einer Sorgfalt, als fürchte er die zarten Finger zu zerbrechen, hielt Gottlieb Bänsch die kleine Hand gefaßt. ‚Und das ist der kleine Moritz,‘ sagte Edmunds helle Stimme, als wir endlich vor dem Kerlchen standen, das auf des Burschen linkem Arme saß. Ich wollte seine Hand ergreifen, aber das Kind wurde ängstlich und schlang beide Arme um den Hals des Burschen, so daß sein kleines Gesicht sich dicht an dessen Kopf drückte.

„Gottlieb Bänsch lachte über sein breites, gutmütiges Gesicht. ‚Jib doch Händchen,‘ sagte er, ‚na so jib doch Händchen;‘ aber seine Ermahnung wollte nicht recht fruchten.

„‚Er ist noch so klein — er fürchtet sich noch,‘ erklärte mir Edmund, um die Unbehilflichkeit des kleinen Bruders zu entschuldigen. Er schien sich seiner Würde und Verpflichtung als ‚Größter‘ vollkommen bewußt, und ich mußte herzlich lachen.

„‚Und du also,‘ wandte ich mich wieder an ihn, ‚du bist der große Edmund?‘ Der Knabe schaute mit den klugen, schönen Augen so fröhlich zu mir empor, daß ich mich nicht enthalten konnte, ihn unter den Armen zu greifen, hoch in die Luft zu schwenken und einen herzhaften Kuß auf das blühende Gesicht zu drücken. Sobald ich ihn wieder zur Erde gesetzt und er sich das Kittelchen zurecht gerückt hatte, schoß er einige Schritte voraus, und ich sah, wie er an der Kante des Dammes sich niederbeugte und etwas aus der Erde raufte. Gleich darauf kam er zurück, indem er mir ein eben aufgebrochenes Veilchen entgegenhielt.

„‚Soll das für mich sein?‘ fragte ich, und das liebenswürdige Kind nickte mir stumm zu und errötete lächelnd, während ich die Blume aus seinen, von der aufgewühlten Erde braun gefärbten Fingern nahm.

„Jetzt hatte auch das Hermännchen Mut gefaßt und kam zu mir heran.

„‚Bitte, mich auch fliegen lassen,‘ rief es, und so mußte es denn auch emporgeschwungen werden, und als der Georg und der kleine Moritz das Brüderchen so lustig emporflattern sahen, fingen sie an, vor Entzücken zu kreischen, und es war ein Lärm von lauter Glück und Seligkeit.

„‚Na nu sagt adjee und danke och scheen,‘ ermahnte Gottlieb Bänsch, welcher als Kinderführer und Erzieher die bedeutendsten Fortschritte machte.

„Edmund und Hermann, oder richtiger gesprochen Mundi und Männchen — denn ein Kind, das man ohne zärtliche Abkürzung des Namens nennt, ist wie eine Blume, die man nur mit botanischem Latein bezeichnet — Mundi und Männchen also zogen nunmehr ihre kleinen Filzhüte vom Kopfe und machten gleichzeitig eine Verbeugung nach meiner Richtung hin, die sehr ernsthaft gemeint war und unendlich drollig aussah. Dann faßten sich beide wieder an der Hand, und während die kleine Karawane sich in Bewegung setzte, blieb ich stehen und sah ihnen nach. Einen Augenblick darauf, nachdem sie wenige Schritte weiter gegangen waren, drehte Mundi sich um, Männchen machte es ihm nach, und ich gewahrte an den großen Augen, mit denen beide zu mir zurückblickten, daß ihnen nachträglich das Staunen über den fremden Mann gekommen war, der so rasch mit ihnen Freundschaft geschlossen hatte. Sie machten wieder kehrt und setzten ihren Weg fort, und so wie ich sie damals sah, mit kleinen Schritten den Damm entlang trippelnd, bald eine Frage an Gottlieb Bänsch richtend, bald ein paar Schritte laufend, bald wieder stehen bleibend, um dem höchst merkwürdigen Gebaren irgendeines Schmetterlings zuzusehen, so sind sie in meinem Gedächtnis geblieben, so sehe ich sie immer und immer noch, vor mir hergehend, immer weiter von mir fort, bis daß sie kleiner und kleiner werden, wie winzige leuchtende Pünktchen, einen langen, langen Weg, der in das Jenseits mündet. —

„Es dauerte nicht acht Tage, so wußte die ganze Stadt, welch niedliche kleine Mitbürger sie gewonnen hatte, und noch acht Tage weiter, und das vierblättrige Kleeblatt war der Liebling der ganzen Stadt. Die Frauen, die ihnen begegneten, herzten und küßten sie, die Männer erwiesen ihnen kleine Gefälligkeiten, indem sie ihnen den verlorenen Ball suchen halfen

oder beim Steigenlassen von Papierdrachen behilflich waren. Und alles dieses entwickelte sich unter den Augen von Gottlieb Bänsch, der in sein Amt als Kinderfrau immer mehr hineinwuchs und für dasselbe die mannigfachsten Fähigkeiten, vor allem die beste, ein gutes Herz entwickelte.

„Er zeigte sich äußerst sinnreich in der Erfindung und Herstellung von allen möglichen Spielsachen, schnitzte den Kindern Pfeifen aus Holz und Kalmusblättern, machte ihnen Flitzbogen, Helme von Goldpapier mit Quasten, ja, dem Mundi verfertigte er aus einem alten Lederriemen sogar ein Wehrgehänge und für dasselbe einen hölzernen Säbel. Man konnte nichts Possierlicheres sehen, als wenn er auf der Wiese drunten, wo die Kinder ihre Spiele trieben, mit ernstester Miene diesen Beschäftigungen oblag, und die vier kleinen Burschen mit staunenden Augen um ihn her standen, des Augenblicks harrend, da die neue Herrlichkeit fertig sein und in ihre Hände gelangen würde.

„Den schwarzen Hauptmann sah man bei diesen Spaziergängen niemals mit seinen Kindern zusammen, und das schnell arbeitende Gerücht war denn auch bald mit seinem Urteile dahin fertig, daß er sich aus ihnen nichts machte.

„Ich konnte schon damals nicht an die Richtigkeit dieser Behauptung glauben; denn Kinder, die von ihrem Vater nicht geliebt werden, sehen nicht so aus, wie diese, nicht so glücklich und nicht so wohlgepflegt, sind nicht artig und zutunlich gegen die Menschen, wie diese es waren, tragen nicht so fein und sauber gearbeitete Kittelchen, so prächtig sitzende Schuhe und Stiefelchen, wie diese sie trugen. Ganz dieser Ansicht war auch Gottlieb Bänsch, der sich dahin äußerte, daß der Herr Hauptmann ‚den Kindern sehr jut wäre, er könnte es man nich so von sich jeben'. Ich sollte bald Gelegenheit zu tieferem Einblick in das Verhältnis zwischen Vater und Kindern erhalten; denn als die Ferien gekommen waren, mit deren Schluß das neue Schulsemester begann, klingelte es eines Tages an meiner Tür, und als ich öffnete, stand der schwarze Hauptmann davor, Mundi und Männchen an der rechten und linken Hand führend. Er begrüßte mich mit gemessener, aber freundlicher Höflichkeit, und während wir am Tische Platz nahmen, teilte er mir mit einer tiefen Baßstimme seinen Wunsch mit, ‚seine beiden Jungen' in die Vorschule aufgenommen zu sehen.

„‚Sie haben so früh ihre Mutter verloren,' sagte er, ‚und

ich habe nicht die genügende Zeit, mich so mit ihnen zu beschäftigen, wie ich möchte.'

„Unterdessen hatten sich die beiden Knaben in dem Zimmer umgesehen, und während der kleine Hermann träumerisch am Fenster lehnte und hinausblickte, studierte Edmund mit größtem Eifer die Titel der Bücher, die in meinem Repositorium aufgestellt waren.

„,Verstehst du denn, was hier steht?' fragte ich, indem ich herantrat und ein Buch herabnahm. ,Lies mir das einmal,' und ich hielt ihm den Titel des Buches hin.

„,Daniels Lehrbuch der Geographie,' las er, ohne zu stocken.

„,Weißt du denn, was Geographie ist?' forschte ich weiter.

„,Geographie oder Erdbeschreibung,' schnurrte das Bürschchen wie ein Uhrwerk herunter.

„,Sieh, sieh,' sagte ich lachend, ,du bist ja schon ein ganz gelehrter kleiner Mann,' und mein Blick fiel auf den Hauptmann, dessen Augen auf dem Knaben ruhten. Ich wußte plötzlich, woran ich war; denn an der schweigenden Glut dieser Augen erkannte ich, mit welch leidenschaftlicher Gewalt die Seele des Mannes den Knaben umschlossen hielt. Das kleine Examen, das ich mit diesem angestellt, hatte den Vater offenbar viel tiefer erregt als den Knaben selbst; das nahm ich an dem beinah unmerklichen Zittern seiner Nasenflügel und an dem Anfluge stolzen Lächelns wahr, das sein Gesicht umspielte, indem er jetzt den Knaben an sich zog und die Hand auf seinen blonden Kopf legte.

„,Was willst du denn einmal werden?' fragte ich den Kleinen.

„,Ein Professor,' antwortete er, und das Wort kam wie aus der Pistole geschossen.

„,Das hat er sich einmal in den Kopf gesetzt,' sagte der Hauptmann, und diesmal lächelte er wirklich — es war ein glückliches Lächeln. Welch ein Gebäude stolzer Hoffnungen mochte vor seiner Seele emporsteigen, während er so auf sein kluges, aufgewecktes Kind herabschaute.

„,Nun du da, komm du auch einmal heran,' wandte er sich jetzt an Männchen, der noch immer am Fenster stand. Das Kind trat heran und schaute den Vater mit seinen sanften Augen treuherzig an — ich habe nie einen weicheren Blick in Kindesaugen gesehen. —

„‚Was soll denn aus dir einmal werden?‘ fragte der Hauptmann, und der Ton seiner Stimme klang etwas barscher.

„Männchen sah den Bruder an.

„‚Auch ein Professor,‘ sagte er mit seiner dünnen, kleinen Stimme.

„Mundi lachte hell auf, und der Hauptmann strich mit der Hand wie mit einer Bürste über das Haar des Kleinen. ‚Du würdest einen schönen Professor abgeben,‘ sagte er.

„Ich weiß nicht, wie es kam, aber ich fühlte ein Bedürfnis, für das Kind einzutreten; in der Art, wie der Hauptmann mit ihm sprach und verkehrte, lag etwas Geringschätziges, was mich verdroß und in der Seele des harmlosen Geschöpfes kränkte, das mit einem so sanft vertrauenden Blicke zum Vater emporschaute, als könnte von da nur Gerechtigkeit, Liebe und Güte kommen.

„‚Gewiß,‘ sagte ich beschwichtend, ‚wenn Männchen fleißig ist, wird er alles lernen, was Mundi gelernt hat, und dann kann er auch einmal Professor werden.‘

„‚Mundi kann auch schon schreiben,‘ sagte der Kleine, indem er voller Bewunderung zu dem älteren Bruder hinübersah, der vor Vergnügen und Stolz errötete und wie eine frische Rose am Stocke aussah.

„Die Augen des Hauptmanns gingen wieder zu seinem Ältesten zurück und blieben an ihm hangen — ich sah wohl, daß der andere gegen ihn nicht aufkommen würde. —

„Beide Knaben traten nun in die Vorschule ein; Mundi kam in die oberste Klasse und ging vorwärts wie ein junges, feuriges Füllen, Männchen kam in die Klasse darunter und war ebenso fleißig, aber freilich nicht so begabt wie der Bruder, welcher in der Tat sich als ein Kind von seltener Befähigung zeigte. Pünktlich mit dem Glockenschlage rückten sie des Morgens zur Schule an, und wenn die Schule zu Ende war, dann sah man am Ausgangstore Mundi stehen, der auf Männchen, oder Männchen, der auf Mundi wartete, und Hand in Hand pendelten sie dann nach Hause, ein liebliches Bild brüderlicher Eintracht und Liebe.

„Das ging so seine Zeit fort, es wurde Winter; an die Stelle der leichten Sommerkittelchen traten dicke, warme Überzieher, die kleinen Beine trotteten in Kanonenstiefelchen den Weg zur Schule und die blonden Köpfchen waren mit Pelzkappen bedeckt, unter denen die kleinen Gesichter rot und frisch wie Bors-

dorfer Äpfel hervorschauten. Den kalten Winter löste ein warmes Frühjahr ab, und nach diesem kam ein glühend heißer, trockener Sommer. Zum ersten Male geschah es in dieser Zeit, daß Mundi während des Unterrichts unaufmerksam und teilnahmlos war. Ich sah den Knaben an und bemerkte in seinen Augen einen Ausdruck, den ich noch nie darin gesehen; sie waren müde und wie mit einem Schleier überzogen.

„‚Fehlt dir etwas?‘ fragte ich, indem ich ihn unter dem Kinn faßte und ihm ins Gesicht sah. Die Haut war trocken und heiß. ‚Tut dir etwas weh?‘ Er nickte leise. ‚Wo tut es weh?‘ fragte ich. ‚Im Kopf,‘ erwiderte er. — ‚Geh an den Brunnen hinunter,‘ sagte ich, ‚trink ein Glas frisch Wasser und dann komm wieder.‘

„Das Kind erhob sich, ging hinaus und kam nicht zurück. Ich trat an das Fenster und sah ihn auf einer Bank des Hofes sitzen, den Kopf an die Mauer des Hauses zurückgelehnt. Eine plötzliche Unruhe überkam mich; ich rief Männchen aus seiner Klassenstube.

„‚Dein Brüderchen ist unwohl geworden,‘ sagte ich zu ihm, ‚lauf nach Hause und sage Gottlieb Bänsch, er solle ihn holen kommen.‘

„Als Männchen den Bruder so kläglich auf der Bank sitzen sah, stürzte er auf ihn zu, ihn zu umarmen. Mundi erwiderte die Liebkosung nicht, und der Kleine blieb einen Augenblick ganz ratlos stehen, indem er die Arme herabhängen ließ.

„‚Lauf nur,‘ sagte ich, ‚lauf;‘ und er schoß mit Windeseile davon.

„Eine Viertelstunde später erschien nicht Gottlieb Bänsch, wohl aber der Hauptmann selbst, und ich werde den Ausdruck angstvoller Besorgtheit nie vergessen, mit dem er auf den Knaben zueilte. Er hob das Kind von der Bank, riß es an seine Brust und trug es in die Droschke, die er mitgebracht hatte, und welche vor dem Tore wartete. Der Knabe ließ alles teilnahmlos mit sich geschehen. Männchen war mit vor die Tür getreten und blieb ganz traurig stehen, während das Gefährt davonrasselte; der Vater hatte nur für Mundi Blicke und Gedanken gehabt.

„Und heute zum ersten Male ging Männchen einsam von der Schule nach Haus. —

„Am nächsten Tage kam Mundi nicht mehr zur Schule, und als ich den kleinen Bruder, der stumm, verstört auf seinem

Platze saß, nach ihm befrug, erfuhr ich, daß er zu Bett läge, und als ich am Nachmittage Gottlieb Bänsch mit den andern Kindern begegnete, teilte mir derselbe mit — und sein Gesicht war voll Kummer und Sorge — daß der Arzt gemeint hätte, es könnte ‚janz schlimm' werden, und der Herr Hauptmann hätte die ganze Nacht bei ihm gesessen und ginge gar nicht weg von dem Bette des Kindes. Der Arzt hatte recht vermutet und Gottlieb Bänsch recht gehört, es wurde schlimm." —

Wieder machte der alte Rektor eine lange Pause; dann erschien auf seinem Antlitz ein bitteres, zorniges Lächeln. „Die Alten," sagte er, „hatten es bequemer als wir; wenn ein brutaler Streich des Schicksals ihnen ein teures Gut entriß, dann hieß es einfach: die Götter sind neidisch geworden — wir Christen sollen unserem Gotte alles zum Besten auslegen, wenn wir ihn auch manchmal gar nicht verstehen; nein gar nicht, wirklich gar nicht!"

Er hatte den Hut vom Kopfe gerissen und schlenkerte ihn hin und her, und der Schmerz, den ihm die Erinnerung bereitete, schien heiß und gewaltig zu sein, wie an dem Tage, als alles das geschah, was er mir heute nach Jahren erzählte. „Denn wie soll man es begreifen," fuhr er fort, „und warum mußte es sein, daß plötzlich in all diese blühende Kinderherrlichkeit, die nur da war zu der Menschen Glück und Freude, plötzlich das Verderben einbrechen durfte, das Verderben in seiner grauenhaftesten Gestalt, in Gestalt jenes Ungetüms mit glasigen Augen, brandgeröteten Wangen —"

Er brach im Satze ab, da er meinen erstaunten Blick gewahrte. „Ich merke," sagte er, „daß ich zu phantasieren beginne, anstatt zu erzählen; das was ich meine, war das Scharlachfieber.

„Woher es plötzlich gekommen war, da in der ganzen übrigen Stadt kein Fall der Krankheit sich gezeigt hatte, ob die Kinder den schnellen Wechsel der Temperatur nicht vertragen konnten — alle diese Fragen blieben ungelöst vor der furchtbar gewissen Tatsache stehen: es war da. Wie ein Dieb in der Nacht war es in das Haus des unglücklichen Hauptmanns eingebrochen und hatte sich mit teuflischer Gewalt auf den kleinen Edmund geworfen. Vierundzwanzig Stunden hatte das arme Kind bereits ohne Besinnung in Fieberdelirien geschmachtet, als auch der kleine Moritz und der Georg sich niederlegten, und nachdem Männchen, blaß wie ein Schatten, noch an drei Tagen zur Schule gekommen

war, blieb am vierten Tage auch er aus. Die Krankheit hatte auch ihn ergriffen. Und dann kam ein Tag — die Menschen hielten einander auf der Straße an, flüsterten sich etwas zu, leise und heimlich, als schwebte in den Lüften über ihrem Haupte eine furchtbare, tyrannische Macht, die man nicht wecken dürfte durch lautes Sprechen, die Frauen schlugen die Hände zusammen und die Männer schüttelten den Kopf, und man schaute hinüber zu den verhangenen Fenstern an des Hauptmanns Hause, mit dem scheuen Blicke, mit dem man auf ein namenloses Unglück, auf einen von Gott geschlagenen Menschen sieht.

„‚Alle vier tot?‘ hörte ich, als ich den Damm entlang ging, eine Frau neben mir fragen.

„‚Dreie,‘ war die Antwort, ‚und das vierte liegt im Sterben.‘

„Als ich das vernahm, mußte ich mich an einen Baum lehnen, denn ich fühlte, wie mir das Blut in den Adern stockte, und während ich so mit zitternden Knien stand, erlebte ich eine schreckliche Sinnestäuschung: ich sah, wie das Laub der Bäume, das Gras auf den Wiesen, alles was grün im Bereiche meiner Augen war, sich in rostiges, trockenes Gelb verwandelte, nicht in das warme Gelb des Herbstes, sondern in das tote Gelb der Wüste.“

Der Rektor wandte sich zu mir: „Glauben Sie nicht,“ sagte er, „daß ich Ihnen hier Phantasterei erzähle; ich war meiner Sinne Meister wie in diesem Augenblick, und darum eben war es so entsetzlich. Ich fühlte nur ein einziges, dumpfes Bedürfnis: Näheres, Genaueres zu erfahren, und deshalb ging ich hinüber in das Haus des Verderbens. Aus ihrer Kellerwohnung blickte, als sich mir die Haustür öffnete, die Portiersfrau mit Augen, die rot und gedunsen waren, und als sie meiner ansichtig wurde, setzte sie sich auf den Stufen der Treppe nieder, drückte die Schürze ans Gesicht und brach von neuem in lautes, klagendes Weinen aus. ‚Gehen Sie nicht 'rauf,‘ sagte sie, ‚es ist zu schrecklich; Gott hat seine kleinen Engel zu lieb gehabt und hat sie wieder bei sich haben wollen.‘ Ich hörte ihr zu, ohne einen Laut von mir zu geben; nur der kleine Hermann war noch nicht dahingerafft, aber auch für sein Leben hegte der Arzt die schwersten Besorgnisse.

„Wie zerschlagen wandte ich mich zurück und verließ das Haus. ‚Gott hat seine Engel zu lieb gehabt‘ — wie ein

Echo des tödlichen Ereignisses klangen diese Worte in meinem Innern nach.

„Lassen Sie mich hinweggehen über den Tag, da wir sie zu Grabe trugen, und da eine unermeßliche Schar freiwillig Leidtragender sich dem trostlosen Zuge anschloß. Blumen ohne Zahl bedeckten den Hügel, unter dem sie gemeinschaftlich gebettet wurden, ein dichter Holunderbusch streckte seine Zweige darüber her.

„Zum ersten Male seit dem Beginn dieser Ereignisse sah ich an dem Tage den Hauptmann wieder. In seinem Antlitz zuckte keine Miene; aus seinen Augen floß keine Träne; aber der Ausdruck seiner Züge war derartig, daß niemand ihm ein Wort zu sagen wagte. Als ich mich trotzdem zu ihm herandrängte und seine Hand ergriff, sah er mich einen Augenblick starr an, dann begannen seine Augen zu rollen, daß ich das Weiße darin sah, und mit einer jähen, beinah wilden Bewegung riß er seine Hand aus der meinigen und wandte sich von mir ab.

„Anders war es mit Gottlieb Bänsch. Ich hatte ihn anfänglich nicht bemerkt, weil er ganz im Hintergrunde stehen geblieben war; als ich ihn jetzt entdeckte, sah ich ihn, den Helm in der Hand, mit dem Rücken gegen das Grab und die Versammelten gewendet, lautlos vor sich hin weinen, daß ihm die Tränen an der Nase entlang liefen.

„Der Eindruck, welchen der plötzliche Tod der Kinder hervorgebracht hatte, war ein so dumpf betäubender, daß zuerst niemand daran dachte, daß eins derselben noch am Leben war. Ich gestehe, daß auch ich das arme Kind vollständig vergaß, und als ich mich dann nach ihm erkundigte, geschah es in der schweigenden Voraussetzung, daß ich seinen bereits erfolgten oder doch nahe bevorstehenden Tod erfahren würde. Das Gegenteil war der Fall: der kleine Hermann hatte die Krankheit überwunden, er erholte sich.

„Es war einige Wochen später, als ich ihm zum ersten Male wieder an der Hand von Gottlieb Bänsch begegnete. Hängenden Hauptes, schwankenden Ganges kam er daher, als wenn ihm das Gehen noch Mühe machte; die Tränen traten mir in die Augen. ‚Guten Tag, Männchen,‘ sagte ich, indem ich vor ihm stehen blieb und ihm die Hand bot.

„Das Kind hob die Augen zu mir empor; sie waren noch größer geworden als früher und blickten aus einem abgemagerten,

blassen, kleinen Gesicht hervor. Es war ein kläglicher Anblick. ‚Kennst du mich denn nicht mehr?‘ fragte ich, als er keine Anstalt machte, meine Hand zu ergreifen und als ich seine Augen mit einem Ausdruck auf mich gerichtet sah, als erblickte er mich zum erstenmal.

„Der Knabe drängte sich lautlos an den Soldaten, scheu und ängstlich, als wenn er sich hinter dessen Rock verstecken wollte.

„Gottlieb Bänsch legte seine große Hand auf des Knaben Kopf und klopfte ihn leise. ‚Fürchte dir doch nich,‘ sagte er begütigend, ‚er is ja jut zu dir.‘

„Sein Zureden half nichts, und mit trübem Kopfschütteln blickte Gottlieb Bänsch auf den Kleinen nieder.

„‚Er ist wohl noch nicht ganz wieder hergestellt?‘ fragte ich.

„‚Jesund is er schon,‘ erwiderte der Bursche, ‚aber —‘ er vollendete den Satz nicht und nickte langsam vor sich hin. Ich sah, wie er sich grämte, und es schien mir, als ob er noch etwas zu sagen hätte, was er sich nicht zu sagen getraute.

„‚Wirst du denn nun bald wieder zu uns in die Schule kommen?‘ wandte ich mich noch einmal an Männchen.

„‚Das wäre schon das Beste,‘ erwiderte Gottlieb Bänsch für ihn; ‚denn sehen Sie,‘ und er sprach leiser, als wollte er von dem Kinde nicht verstanden sein — ‚meine Zeit is nu nächstens um, ick jehe nach Hause, und ick weiß doch jar nich, was denn mit dem Kinde werden soll.‘

„Ich sah ihn erstaunt an. ‚Was soll denn werden?‘ meinte ich, ‚er bleibt bei seinem Vater?‘

„Gottlieb Bänsch nickte wieder gedankenvoll wie vorhin. ‚Da, lauf mal zu den Sandhaufen,‘ sagte er zu Männchen, indem er ihm eine kleine Karre und einen Holzspaten in die Hand gab, die er für das Kind mitgebracht hatte, ‚schippe ein bisken Sand, ick werde jleich nachkommen.‘

„Der Kleine befolgte die Weisung und karrte vom Damm herab dem Sandhaufen zu, wo ich ihn früher so manchesmal in harmlosem Spiele mit seinen Brüdern gesehen hatte.

„Als er sich entfernt hatte, wandte Gottlieb Bänsch sich wieder zu mir. ‚Der Hauptmann,‘ sagte er, ‚was das mit dem jetzt is — man weiß jar nich, was man dazu sagen soll. Den janzen Tag jeht er ’rum und redet kein Wort; und das Kind da, sehen Sie, das is, als wenn’s jar nich da wäre für ihn.‘

„Ich dachte an den Vorgang, der sich in meiner Wohnung abgespielt hatte. ‚Ich glaube,‘ sagte ich, ‚daß er den ältesten Knaben am liebsten hatte?‘

„‚Ach Jott,‘ entgegnete der Bursche, ‚ick jlobe, die anderen hätten alle miteinander sterben können, wenn er man bloß den Ältesten behalten hätte.‘ Er blickte zu Männchen herab, der sich mit seiner Karre beschäftigte. ‚Es is ja wahr,‘ sagte er, ‚der andere, das war ja ein Staatsjunge; aber was kann denn das arme Wurm dafür, daß es alleene übrig geblieben is.‘

„Er ging dem Knaben nach, und sicherlich ahnte er nicht, welch schauerlichen Eindruck seine einfachen Worte auf mich gemacht hatten. —

„Wir befanden uns am Ausgange des Sommers; es kam der Herbst, und mit ihm die Entlassung der Reservisten. Zu diesen gehörte Gottlieb Bänsch, dessen dreijährige Dienstzeit abgelaufen war. Ich brauche Ihnen das Bild nicht zu beschreiben, das die Stadt zu solcher Zeit bietet: der Soldat freut sich der wieder erlangten Freiheit und sucht seinem Freiheitsbewußtsein entsprechenden Ausdruck zu verleihen. Einzeln und in Gruppen sieht man sie durch die Straßen ziehen, Infanteristen, Kavalleristen und Artilleristen, in dem alten Uniformrock, den sie in die Heimat mitnehmen, die Mütze, die bisher vorschriftsmäßig grade gesessen, keck aufs Ohr gerückt, ohne Seitengewehr, aber dafür mit Stöcken ausgerüstet. Dieses Wahrzeichen des bürgerlichen Lebens, in welches sie nun wieder eintreten, gehört wie ein unumgängliches Attribut zum preußischen Reservisten; mit allem Stolze, den der Gedanke verleiht, daß man jetzt tun und tragen darf, was bis dahin verpönt gewesen wäre, wird der Stock gehandhabt, und an seiner verschiedenartigen Form erkennt man noch die Charaktereigenschaften der verschiedenen Waffengattungen. Der Stock des Kavalleristen ist der eleganteste und dünnste, der des Infanteristen stärker und dicker, die derbsten Knüppel führen die Artilleristen. Mit einem Stock dieser Art erschien Gottlieb Bänsch am Tage, da er entlassen ward.

„Es geschah an einem umwölkten Septembernachmittage, und ich befand mich auf dem Bahnhofe, wo ich einem abreisenden Freunde Lebewohl gesagt hatte, als ich Gottlieb Bänsch des Weges daherkommen sah.

„Scharen von anderen Reservisten, die zugleich mit ihm in die gemeinsame Heimat befördert werden sollten, zogen lär-

mend, jauchzend und singend vor und hinter ihm die Straße entlang; er ging abgesondert von ihnen, ganz still und ganz ernst. In seiner Rechten trug er seine geringen Habseligkeiten, in einem rotbaumwollenen Taschentuche zusammengebündelt, zu seiner Linken lief Männchen.

„Ob der Knabe wußte, daß er Gottlieb Bänsch heute zum letzten Male begleitete? Der Bursche hatte ihm seinen großen, dicken Stock anvertraut, und das Kind benutzte ihn als Steckenpferd, indem es mit den kleinen Händen den gebogenen Griff desselben umfaßte und neben dem Soldaten einherritt. Auf dem Eisenbahnperron angelangt, nahm Gottlieb Bänsch den Knaben etwas zur Seite, und während er den bereitstehenden Zug mit sinnenden Blicken musterte, blickte Männchen zu ihm empor, in schweigendem Staunen, als nähme er eine Veränderung an ihm wahr. Ich stand dicht hinter beiden. Gottlieb Bänsch neigte sich zu dem Kinde nieder und klopfte es leise auf die Bäckchen, indem er ihm vorsichtig den Stock aus den Händen nahm.

„‚Siehst du,‘ sagte er, indem er auf den Eisenbahnzug hindeutete, ‚da steige ick nu ein und fahre nach Hause, und hier hab' ick dir noch was Hübsches mitgebracht.‘ Aus seiner Rocktasche zog er eine kleine Holzflöte, die er dem Kinde einhändigte; offenbar hatte er sie von seinen mageren Ersparnissen gekauft.

„Männchen nahm das Geschenk in Empfang, ohne die Augen von Gottlieb Bänsch zu verwenden. Ich trat hinzu. ‚Wollen Sie nicht eine Zigarre nehmen?‘ wandte ich mich an den Burschen, und hielt ihm meine Zigarrentasche hin.

„‚Danke och schön,‘ versetzte er, indem er mit seinen dicken Fingern in die Tasche griff und eine Zigarre herausnahm.

„‚Nehmen Sie doch mehr,‘ sagte ich, und ich schüttete den ganzen Inhalt der Tasche in seine Hand.

„‚Ick danke, ick danke,‘ erwiderte er, indem er verlegen schmunzelte und die Zigarren zwischen die Knöpfe seines Uniformrockes schob. Ich bot ihm die Hand zum Abschiede, und er drückte sie, indem er seine Mütze rückte. Wie hart war diese Hand, wie ungeschlacht diese Finger, und wie weich war sein Herz, wie zartfühlend und gut!

„‚Wenn Sie doch so jut sein wollten,‘ wandte er sich leise an mich, ‚und das Kind nachher von dem Bahnhof mitnehmen;

er hat partout mitlaufen wollen, und ick hab's doch nich übers Herz bringen können, ihn zu Hause zu lassen.' Ich nickte ihm schweigend meine Zusage.

„Die Glocke mahnte zum Aufbruche, und als Gottlieb Bänsch sich zum Einsteigen in Bewegung setzte, hing Männchen sich mit beiden Händen an seine Hand.

„Der Bursche machte sich sanft von ihm los, als er aber das Koupee erstiegen hatte, setzte der Knabe den Fuß auf das Trittbrett und streckte die Arme nach ihm aus. ‚Mitfahren, auch mitfahren!' rief er, indem er angstvoll zu Gottlieb Bänsch emporschaute.

„Die anderen Soldaten, die im Koupee saßen, fingen an zu lachen. ‚Kiek mal den kleenen Reservisten,' hieß es, ‚der will och mit.'

„Gottlieb Bänsch aber kam noch einmal herabgeklettert, legte seine beiden großen Hände um des Kindes Gesicht, so daß es ganz darin verschwand; er beugte sich tief zu dem Knaben herab, klopfte ihm leise auf den Rücken und wollte lachen — plötzlich aber liefen ihm die Tränen über die Backen herunter. ‚Es jeht ja nich, Männeken,' sagte er schluchzend, ‚es jeht ja nich,' dann riß er sich los und sprang mit einem Satze in das Koupee zurück, dessen Tür hinter ihm zuschlug. Der Eisenbahnzug setzte sich in Bewegung und rollte unter einem donnernden ‚Hurra' der Reservisten aus der Halle des Bahnhofes hinaus.

„Verloren unter der Menschenmenge, welche sich auf dem Eisenbahnperron drängte, blieb das Kind stehen und blickte wie betäubt dem Zuge nach, der sich schneller und schneller entfernte; die Holzflöte, die ihm Gottlieb Bänsch geschenkt hatte, umklammerte es mechanisch mit seiner kleinen Hand. Ich hielt mich in seiner Nähe, und der Anblick des einsamen Kindes schnürte mir das Herz zu. ‚Na, Männchen,' sagte ich, indem ich herantrat und seine herabhängende Hand in die meinige nahm, ‚gib mir die Hand, wir wollen nach Haus gehen.'

„Der Knabe hob das blasse Gesichtchen zu mir empor. ‚Kommt er bald wieder?' fragte er. Der Bursche hatte ihm verschwiegen, oder das Kind hatte nicht verstanden, daß der Abschied für immer sei, und auch mir versagte der Mut, ihm völlige Aufklärung zu geben.

„‚Komm nur,' sagte ich, ‚sei ein artiges Kind, dann wird schon alles gut werden.'

„Meine Aufforderung war überflüssig, denn es hat nie ein gefügigeres kleines Geschöpf gegeben als dieses arme Kind. Er ließ seine kalte kleine Hand in der meinigen, und so wie er mit Gottlieb Bänsch zum Bahnhof gekommen war, ging er nun an meiner Seite davon. Unterwegs überlegte ich, was ich mit ihm machen sollte; ich mußte ihn zu seinem Vater zurückbringen, das war mir klar; unwillkürlich jedoch überkam mich bei dem Gedanken ein gewisses unheimliches Gefühl.

„Wir kamen bei einem Zuckerbäcker vorbei, und ich trat ein, um eine Tüte voll unschuldiger Näscherei für ihn zu kaufen; ich empfand ein Bedürfnis, das gramvolle kleine Herz mit Trost und Licht zu erfüllen.

„Ich hielt ihm die geöffnete Tüte vor die Augen. ‚Sieh mal die schönen Bonbons,' sagte ich, ‚wollen wir ein paar davon essen?'

„Der Knabe blickte schweigend in die Tüte und hob keinen Finger; ich mußte ihm selbst ein Zuckerplätzchen in den Mund stecken.

„So unscheinbar dieser Vorgang war, so machte er dennoch einen tiefen Eindruck auf mich: bisher waren mir Kindertränen wie ein Gewitterregen erschienen, der rasch niederfällt und rasch verdampft — hier sah ich ein Kind, das nicht weinte und bei dem der Trost, mit dem man die Schmerzen des Kindes so leicht zum Schweigen bringt, nichts fruchtete. Ich konnte mich nicht entschließen, ihn jetzt schon zu seinem Vater zurückzubringen; ich nahm ihn nach meiner Wohnung mit und ließ ihm eine Tasse Milch vorsetzen. Bis daß sie gebracht wurde, zeigte ich ihm die Bilder in meiner Stube, die Bücher, und versuchte ihn durch Neckereien zur Heiterkeit zu bewegen. Er sah und hörte lautlos zu. Dann setzte ich ihn auf das Sofa, und wie ein kleiner Vogel nippte er den Inhalt der Schale, die ich vor ihn gestellt hatte, mit kleinen langsamen Schlucken aus. Mittlerweile aber wurde es dunkel, und ich mußte ernstlich daran denken, ihn nach Hause zu schaffen. ‚Komm, Männchen,' sagte ich, ‚mach' dich fertig, nun wollen wir zum Papa nach Hause gehen.'

„Gehorsam rutschte er vom Sofa herunter; er griff nach seinem kleinen Hute, dann blieb er mitten in dem Zimmer stehen.

„‚Nun?' sagte ich, indem ich an die Tür trat, um sie zu öffnen. Als ich jedoch die Klinke berührte, fing das Kind, das

bis dahin ohne Tränen, ohne Laut gewesen war, plötzlich an kläglich zu weinen. Es hob nicht das Haupt, es regte kein Glied; wie in sich zusammengesunken stand es da und weinte — weinte —“

Dem Rektor brach die Stimme ab, seine Brust arbeitete schwer, und er strich mit der flachen Hand zweimal und dreimal über beide Augen.

„Seit jener Stunde,“ fuhr er fort, und er streckte die Hand feierlich empor, „kann ich nicht mehr vorübergehen, wenn ich ein Kind weinen sehe — denn in jener Stunde erfuhr ich, wie Kinder weinen können, und daß ihre Tränen schrecklich sein können, schrecklicher als die aller Erwachsenen.

„Ich ließ die Tür fahren und war mit einem Schritte neben ihm. ‚Männchen? —‘ sagte ich.

„Und nun schlang der Knabe beide Arme um mich her, indem er sich mit den Händen an den Falten meines Rockes festklammerte, und während ein Schluchzen seine Brust erschütterte, das ihm, so schien es, das Herz sprengen wollte, drückte er sein Gesicht an mich, als ob er sich zu verstecken strebte. ‚Ich fürchte mich so,‘ rief er, ‚ich fürchte mich so.‘

„Wie ein eisiger Schauer drangen mir diese Worte ins Herz, wie ein jäher, furchtbarer Schreck. Ich wagte nicht zu fragen, was es sei, wer es sei, vor dem er sich fürchtete; ich wagte nicht, ihm Trost zuzusprechen, denn ich ahnte, daß der Naturlaut der Verzweiflung, der aus dieser Kindesseele hervorbrach, aller meiner Weisheit unendlich überlegen und viel, viel klüger war als alle meine Vernunftgründe.

„Ich setzte mich auf einen Stuhl und hob das Kind auf meinen Schoß; ich nahm seine beiden kleinen, eiskalten Hände in meine Hand und lehnte sein von Tränen überflutetes Gesicht an meine Brust; und so saß ich mit ihm in dem dämmernden Raume, lange, lange Zeit, und die Stille um uns her ward nur von dem Schlucken und Schluchzen des Knaben unterbrochen, welches allmählich leiser zu werden und zu verhallen begann. Ich sprach kein Wort, ich drückte die gebrechliche kleine Gestalt an mich, und so leicht ihr Gewicht auf meinen Knien ruhte, so hatte ich doch ein Gefühl, als hielte ich die ganze unermeßliche Last des menschlichen Jammers und Leides, verkörpert in diesem Kinde, auf meinem Schoße.

„In jener Stunde lernte ich meinen Beruf, Kinder zu leiten

und zu erziehen, zum ersten Male in all seiner Größe und Heiligkeit erkennen. Ich hatte ihn zu kennen geglaubt, weil ich gelernt hatte, was man äußerlich dazu eben gelernt haben muß; jetzt, im Angesichte dieses Kindes, dessen Seele nach Liebe schrie und dem die Welt zur Einöde ward, weil es keine Liebe fand, erfuhr ich, daß ich im Dunkeln getappt hatte und ich lernte plötzlich die ganze Weisheit meines Amtes verstehn, die sich in das eine Wort zusammenfaßt: ‚Gebt dem Kinde Liebe!‘

„Endlich, als der erste, heftigste Anfall der Verzweiflung sich gemäßigt und der Knabe zu weinen aufgehört hatte, setzte ich ihn vorsichtig von meinem Schoße herab und stellte ihn auf die Füße. Ich strich ihm das blonde Haar glatt, setzte ihm den Hut auf und ohne weiter etwas zu sagen, faßte ich ihn an der Hand. Geduldig wie immer, überließ er sie mir, und ohne fürderen Widerstand zu leisten, ging er neben mir her durch die dunkelnden Straßen der Stadt, dem Hause seines Vaters zu.

„Der Hauptmann saß, als wir bei ihm eintraten, an seinem Schreibtisch, das Haupt in die aufgestützte Hand gesenkt; die Lampe stand neben ihm und ließ sein hageres Profil scharf aus der schwarzen Umrahmung von Bart und Haar hervortreten. Ein Buch lag aufgeschlagen vor ihm, seine Augen aber gingen über dasselbe hinweg und hafteten an einem Bilde, das über dem Tische an der Wand hing; ich erkannte es nach der Beschreibung, es war das Bild seiner Frau. Seine Gedanken schienen ernst und schwer zu sein, und sein Blick war so starr, daß, als er das Haupt nach der klappenden Tür wandte, es so aussah, als müßte er ein Band durchreißen, das von jenem Bilde ausging und seine Augen daran gefesselt hielt.

„Als er mich erkannte, stand er auf und begrüßte mich, ich sah den erstaunten Blick, mit dem er den Knaben an meiner Seite musterte. ‚Wo kommst denn du her? so spät?‘ fragte er, indem er auf den Kleinen niederblickte.

„Der Knabe gab keinen Laut von sich. Ich erklärte ihm, wohin derselbe gegangen war, und daß ich ihn auf dem Bahnhofe getroffen und mit mir genommen hätte.

„Der Hauptmann nickte schweigend mit dem Kopfe.

„‚Ich bin Ihnen dankbar,‘ sagte er dann, ‚bitte, nehmen Sie doch Platz.‘ Während ich mich setzte, ließ er sich wieder vor dem Schreibtische nieder.

„‚Komm her,‘ wandte er sich an Männchen, der an der

Stelle stehen geblieben war, wo er neben mir gestanden hatte. Das Kind warf einen scheuen Blick auf den Vater, tat einen Schritt auf ihn zu und blieb wieder stehen.

„‚So komm doch, ich tue dir ja nichts,‘ sagte der Hauptmann ungeduldig. Er streckte den Arm aus und zog den Knaben an sich, so daß derselbe zwischen seinen Knien zu stehen kam.

„‚Bist du hungrig? Willst du Abendbrot essen?‘ fragte der Hauptmann, indem er dem Kinde über die Haare strich. Männchen schüttelte schweigend den Kopf, dann verzog er das Gesicht, als ob er zu weinen anfangen wollte.

„‚Du sollst ja nicht immer weinen,‘ sagte der Vater; das Kind fuhr zusammen, schluckte die Tränen hinunter und stand, ohne den Vater anzusehen, starr und regungslos da; sein kleines Gesicht war leichenblaß. Plötzlich bog der Hauptmann sich herab und mit einer beinah wilden Bewegung riß er den Knaben auf seinen Schoß, an seine Brust. Mit beiden Armen hielt er ihn umschlungen, sein Gesicht neigte sich so tief zu ihm nieder, daß sein schwarzer Bart wie eine dunkle Wolke über dem Antlitz des Kindes lag, und so gewaltsam preßte er den Knaben an sich, daß derselbe wie erstickt an seiner Brust lag.

„Alles dies geschah in tiefem, lautlosem Schweigen; des Knaben Haupt war hintenüber gesunken, er hatte die Augen geschlossen und sah einen Augenblick aus, als wäre er tot; auch der Hauptmann sprach kein Wort, nur ein dumpfes Stöhnen rang sich aus seiner Brust hervor und indem er den Knaben wie eine Puppe handhabte, sah es aus, als würde er vom Krampfe der Verzweiflung regiert. Endlich ließ er sein Haupt tief, bis auf die Brust des Kindes niedersinken und verharrte eine Zeitlang in dumpfer Apathie.

„Der ganze Vorgang war herzzerreißend und schaurig zugleich. Die Worte fielen mir ein, die Gottlieb Bänsch gesagt hatte: ‚Er ist den Kindern sehr gut, er kann es nur nicht so von sich geben‘ — und ich staunte von neuem über die Fähigkeit des Volkes, welches mit seinen schlichten Ausdrücken Dinge beim Namen trifft, die wir mit unserer geschulten und gebildeten Sprache vergeblich zu bezeichnen streben. Er konnte seine Liebe nicht von sich geben; wie ein unterirdischer Strom arbeitete sein Gefühl sich stumm und wühlend in sein Inneres hinein, und wenn es einmal aus ihm hervorbrach, dann geschah es mit so rasend leidenschaftlicher Gewalt, daß es den Gegenstand, den es umfaßte, mit Vernichtung

bedrohte. Der Hauptmann erhob den Kopf, reckte sich auf, und mit derselben Heftigkeit, mit der er vorhin den Knaben an sich gerissen hatte, setzte er ihn jetzt wieder auf den Boden. ‚Geh zu Bette,‘ sagte er.

„Der Knabe stand mitten im Zimmer, als wenn er von dem Erlebten nicht zu sich kommen könnte; ich erhob mich, trat zu ihm und als ich ihn berührte, fühlte ich, wie er am ganzen Leibe zitterte. ‚Schlaf wohl, Männchen,‘ sagte ich, ‚nun kommst du wieder zu uns in die Schule, und ich zeige dir schöne Bilder und Bücher.‘ Das Kind sah mich mit weit offenen, angsterfüllten Augen sprachlos an.

Der Hauptmann klingelte, und als der Bursche über die Schwelle trat, zuckte der Kleine auf und lief ihm entgegen. — Aber es war nicht mehr Gottlieb Bänsch, und den Blick, mit dem das Kind zu dem fremden Gesicht emporsah — ich werde ihn nie vergessen, denn er war jammervoll kläglich in seiner hilflosen Not.

„Als er hinausgegangen war, wandte ich mich an den Hauptmann. ‚Ich glaube,‘ sagte ich, ‚daß das Kind noch angegriffen von der überstandenen Krankheit ist, und daß es sich empfehlen würde, ihm heftige Gemütsbewegungen zu ersparen.‘

„Der Hauptmann hielt den Blick zur Erde gesenkt, dann sprang er auf, indem er den Stuhl mit einem Ruck zurückstieß. Mit weit ausholenden Schritten durchmaß er das Zimmer von einem zum anderen Ende, hin und her und immer wieder hin und her, dann blieb er stehen, ich sah in seine rollenden Augen, und wie an jenem Tage, da man die Kinder begrub, sah ich nur das Weiße darin.

„Er schwang die geballten Fäuste zum Himmel. ‚Wenn er einmal ein Henker sein will,‘ sagte er mit einer vor Wut und Verzweiflung ächzenden Stimme, ‚warum treibt er sein Handwerk dann so stümperhaft? Warum mußte er mir den einen lassen? Warum nicht alle nehmen? Alle miteinander? Es wäre mir lieber gewesen! ja, wahrhaftig, ja! dann wäre es aus gewesen und ich hätte mich totschießen und mit meinen Jungen zusammen einscharren lassen können!‘

„Ich vermochte kein Wort zu erwidern, auch schien er es nicht zu erwarten. Er warf sich wieder auf den Stuhl vor dem Schreibtische, ergriff ein Bild, welches dort vor ihm auf dem Tische in braunem Rahmen stand, und hielt es mit beiden

Händen vor sich hin. Es war ein Knabenporträt, das Bild des kleinen Edmund. Mit stieren Blicken hing er an den Zügen des geliebten Gesichts, dann legte er das Bild auf den Tisch, seine Arme breiteten sich darüber hin, sein Antlitz sank in die Arme, so daß der Mund über dem Bilde zu liegen kam, und indem ich sah, wie ein furchtbares Schluchzen seinen ganzen Körper durchschütterte, erschien er mir wie ein Baum, den die Axt ins Mark getroffen hat und dessen Zittern den nahenden Sturz verkündet.

„Geraume Zeit verging, endlich gab ich ein Lebenszeichen. Er fuhr empor und sah sich um. ‚Entschuldigen Sie,‘ sagte er, indem er aufstand.

„‚Hier ist nichts zu entschuldigen,‘ erwiderte ich, ‚aber wenn ich Sie um eins bitten darf: vergessen Sie nicht, daß das unglückliche Kind niemanden auf der Welt mehr besitzt als Sie.‘

„‚Das ist es ja eben —‘ versetzte er dumpf; ‚hier ist es aus‘ — und er schlug sich an das Herz — ‚und wer nichts mehr hat, kann auch nichts mehr geben.‘

„Seufzend schüttelte ich das Haupt — hier war nichts mehr zu sagen. Ich verließ ihn, und als ich aus dem Hause trat, hatte ich ein Gefühl, als stünde hinter mir in dem dunklen Flur der Tod und schlüge die Pforte des Hauses wie den Deckel eines Totenschreines zu. —

„Der Winter kam, und bald nach Beginn desselben erschien Männchen zum ersten Male wieder in der Schule. Ich ließ ihn wieder in seine frühere Klasse eintreten, ich setzte ihn auf die Bank, auf der er gesessen — der Platz war derselbe, aber der Knabe, der darauf saß, war es nicht mehr.

„Schwer war ihm das Lernen auch früher schon geworden, aber er war fröhlich und fleißig gewesen, vielleicht hatte ihm auch das ältere Brüderchen geholfen, und so war er mit seinen Aufgaben fertig geworden — jetzt war das anders; niemand war mehr da, ihm zu helfen, und auf ihm selber lag es wie ein allgemeiner Druck, der seine Kräfte und Fähigkeiten lähmte.

„Ich hatte den Lehrern äußerste Schonung ihm gegenüber empfohlen, und ich weiß gewiß, daß er kein böses Wort in der ganzen Zeit zu hören bekommen hat — wer hätte es auch übers Herz gebracht gegenüber dem blassen Kinde, dem man ansah, wie gern es wollte und wie schwer es vermochte. Aber man kann eine Blume wohl vor Frost und Hitze, vor allem äußeren

Ungemach schützen, nicht aber vor der Krankheit, die von der Wurzel aufgesogen ward und unsichtbar von Zelle zu Zelle emporsteigt, bis daß sie den Organismus zerstört. Das Leid, vor dem wir ihn zu schützen strebten, wuchs aus ihm selbst heraus, aus der ihm angeborenen verschlossenen Natur, die er von seinem Vater geerbt hatte, wie er die blonden Haare und lichten Augen der Mutter verdankte.

„Dies alles ist mir erst später klar geworden, als die Dinge sich bis zum Ende entwickelt hatten und wie ein zusammenhängendes Bild vor mir lagen, als ich zurückblickend, mit Schrecken inne ward, welche Qualen das unglückliche Kind in jener Zeit erlitten hat. Das, was ich damals bemerkte, war, daß er von Tag zu Tage scheuer ward und immer träumender in sich selbst versank. An keinen seiner Mitschüler schloß er sich an, vor seinen Lehrern fürchtete er sich, der einzige Mensch, dem er noch Vertrauen zeigte, war ich. Allmählich aber nahm auch das ab. In den ersten Tagen war er, wenn er zur Schule kam, an mich herangetreten und hatte mir die Hand gereicht; das hörte auf; im Bogen ging er um mich herum und schlich sich in das Klassenzimmer, ich sollte ihn nicht mehr sehen.

„Des Nachmittags, wenn ich meinen gewohnten Gang machte, sah ich manchmal eine kleine Gestalt, die auf der schneebedeckten Wiese drunten einsam umherlief und Schneehaufen zusammenschaufelte — das war er, der sich wie ein kleiner Wildling dort umhertrieb. Einmal, den Damm entlang schreitend, gewahrte ich ihn, wie er sich hinter einem Baume versteckt hielt und mich von fern beobachtete. Ich rief ihn an, er trat aus seinem Versteck hervor; es sah aus, als wollte er auf mich zukommen, dann drehte er plötzlich um, und wie von unsäglicher Angst gejagt huschte er vom Damme hinunter, fort, weit fort von mir.

„So ging der Winter hin, und es kam Ostern, die Zeit, der so manches Schülerherz sorgend entgegenschlägt, weil sie die Entscheidung über Versetzung und Nichtversetzung bringt. Den Knaben zu versetzen war nicht möglich, und ob es mir gleich ein Gefühl bereitete, als geschähe mir selbst ein tiefes Leid, mußte ich mich entschließen, ihn sitzen zu lassen. Ich kam selbst in die Klasse und teilte es ihm und seinen Mitschülern so schonend als möglich mit, indem ich alle Schuld auf seine Krankheit schob und ihm für die Zukunft Trost und Hoffnung zusprach. Der

Knabe saß regungslos auf seinem Platze und blickte nicht empor zu mir.

„Nachher, als die Schüler das Tor verließen, sah ich ihn, der gesenkten Hauptes unter den anderen davonschlich. Ich hielt ihn an und heischte, daß er mir die Hand geben sollte; er tat es, ohne den Kopf zu erheben. ‚Sieh mich doch einmal an,‘ sagte ich; er tat es, und ich blickte in ein Gesicht voll hoffnungsloser Traurigkeit. Es war mehr als Trauer, es war jener herzzerreißende Ausdruck, den man in den Augen kranker Kinder wahrnimmt, die plötzlich wie Erwachsene aussehen, als ahnten sie, daß sie dicht vor der Lösung des großen Rätsels von Sein und Nichtsein ständen und bald weit mehr wissen würden als alle die Erwachsenen, von denen sie bisher gelernt.

„‚Bist du krank, Männchen?‘ fragte ich — er schüttelte schweigend den Kopf.

„‚Weißt du, daß ich dir gut bin?‘ fragte ich. Er nickte langsam mit dem Kopfe, aber es sah nicht aus wie ‚ja‘, sondern als wollte er sagen: ‚laß nur gut sein — ich weiß schon, wie es steht.‘

„Zum Sprechen war er nicht zu bringen. —

„Am Morgen eben jenes Tages hatte der Frühling Macht bekommen über den Winter. Das Eis war auf dem Strome gebrochen, und die Fluten des Wassers kamen, von Stunde zu Stunde wachsend, ihren tobenden Gang daher. Ein heulender Wind, der um die Mittagsstunde aufgesprungen war, begleitete das Wellengebrause, so daß es war, als hätten die beiden Naturdämonen sich verschworen, den geängsteten Menschen einen schreckensvollen Tag zu bereiten. Und in der Tat entsinne ich mich nicht, vorher oder später einen gleichen erlebt zu haben. Es wurde kaum hell; die Sonne schien erstickt von den schwarzgrauen Wolken, die aus der Südwestecke des Himmels wie aus einem unerschöpflichen Born hervorquollen und in sinnloser Hast, tief niederhangend, über dem Flusse dahinjagten; das graue Wasser unten, das immer gurgelnder an dem Damme emporstieg, immer donnernder seine Schollen an die hölzerne Brücke warf, als müßte heute aufgeräumt werden mit dem verhaßten Eindringling in sein Gebiet, der graue Himmel darüber — es war ein Bild der denkbar furchtbarsten Öde.

„Dazu die wundersamen Töne, mit denen sich der Sturm, der keinen menschlichen Laut aufkommen ließ, an tausend Ecken

und Kanten brach und mit denen er die Ohren der Menschen täuschte und äffte. Noch heute fühle ich den eisigen Schreck, der mich plötzlich überlief, als ich über die zitternde, schwankende Brücke zur Stadt zurückging und jählings stehen blieb, weil ich den schrillen Schrei einer Kinderstimme zu hören glaubte. Ich erkannte bald, daß ich mich getäuscht hatte, daß es nur der Wind gewesen war, der in dem Tauwerk der Schiffe rüttelte, die am Fuße der Brücke lagen, und der von den straffen Tauen wie von pfeifenden Sägen durchschnitten ward — aber noch einmal wiederholte es sich, noch einmal bannte mich der Schreck an die Stelle, über die ich ging, denn wieder glaubte ich einen fernen, klagenden Schrei gehört zu haben. Es war auch diesmal eine Täuschung — hoch über mir gewahrte ich eine Krähe, die vergebens dem Winde entgegen zu streben versuchte und die endlich, wie ein Fetzen schwarzen Papiers, herumgewirbelt und zurückgeschleudert ward — von ihr ging der heiser klagende Schrei aus, den ich vernommen.

„Trotzdem verließ mich von dem Augenblick an ein dumpfes, unheimliches Gefühl nicht mehr, eine drückende Beängstigung, deren ich nicht Herr zu werden vermochte, obschon ich mir nicht klar darüber werden konnte, was es war, wovor mir graute.

„Mit zunehmender Dunkelheit wuchs dieses Gefühl; es duldete mich nicht mehr in meinen vier Wänden, denn es lag über mir wie die Ahnung eines schweren Unglücks, das in dieser, allem Menschlichen verfeindeten Nacht geboren werden müßte. Ich ging noch einmal auf die Brücke, ich wollte noch einmal hinüber auf den Damm — was ich dort suchte, ich hätte es nicht zu sagen vermocht. Man ließ mich aber nicht mehr hinüber, denn die Brücke drohte jeden Augenblick mit den Wellen abzugehen. Ich blieb eine Zeitlang bei den Männern stehen, welche die Brückenwache hielten, und sah ihnen zu, wie sie beim düsterroten Scheine von Pechfackeln das Steigen des Wassers an den Pfeilern der Brücke untersuchten.

„‚Was schwimmt denn da?‘ rief plötzlich einer der Männer, indem er mit der Fackel so tief als möglich hinableuchtete, und als ich das hörte, stürzte ich an das Geländer der Brücke, und ich glaube, ich stieß einen Schrei aus.

„Es war wieder ein unnötiger Schreck gewesen, denn was dort unten angerauscht kam, war nichts weiter als ein junger Birkenbaum, den der Strom irgendwo aus dem Boden gerissen und

mitgenommen hatte. Seltsam freilich war es zu sehen, wie die Zweige der jungen Krone aus dem Wasser ragten, daß sie von ferne beinah wie ausgereckte, hilfeflehende Arme erschienen. Ich schämte mich meiner Schwäche vor den Leuten, obschon sie alle wohl zu erregt gewesen waren, um weiter darauf zu achten, und ging nach Haus.

„Die Nacht verlief, ohne daß ein Unglück geschehen wäre; so rasch das Wasser gestiegen war, so schnell begann es wieder zu sinken, und als es Morgen ward, war die Gefahr vorüber. In den Vormittagsstunden aber, denn die Schule hatte ja Ferien, machte ich mich auf, um zu sehen, wie mein alter Damm draußen dem Hochwasser widerstanden hatte. Als ich ein Stück Weges hinausgelangt war, sah ich etwa zweihundert Schritte vor mir eine Gruppe von Menschen, die an der Kante des Dammes standen und auf etwas hinunterblickten, was sich dort am Fuße des Dammes zu befinden schien. An der Stelle war ein Gestrüpp von Erlen und Weiden. ‚Der Damm hat wohl ein Loch bekommen?‘ fragte ich einen Arbeiter, der mir von dort entgegenkam.

„‚Nein,‘ antwortete er, ‚es is ein Kind.‘

„‚Ein Kind?‘ — aber er war schon an mir vorüber.

„Alles Blut floß mir plötzlich vom Herzen, und mir war, als ob der Damm unter meinen Füßen zu wogen begann. Ich weiß nicht mehr, ob ich rasch, ob ich langsam ging; ich weiß nur noch, daß ich unter die Leute trat, die sich dort zusammendrängten, daß ich hinunterschaute, und daß ich mich, ohne ein Wort zu sagen, auf der Kante des Dammes niedersetzen mußte, weil es mir plötzlich schwarz vor den Augen ward.

„‚Es is dem Hauptmann seines,‘ hörte ich die Leute um mich her einander zuflüstern — ja, es war des Hauptmanns Kind — sein letztes.

„Unten in dem Gestrüpp, zwischen zwei Weiden geklemmt, das Haupt eben wieder auftauchend, den übrigen Körper noch vom Wasser überströmt, lag Männchen — und war tot.

„Wie er dorthin gekommen — ob es ein Ausgleiten gewesen, das ihn hinuntergeschleudert hat — niemand hatte es gesehen — niemand weiß es und wird es jemals erfahren. Manchmal aber in schlaflosen Nächten, da höre ich ihn wieder weinen, da sehe ich, wie sein Köpfchen mir zunickt mit dem trostlosen Ausdruck: ‚Ich weiß schon, wie es steht‘ — und dann erhebt

sich eine schreckliche, flüsternde Stimme in mir, die mir einreden will, daß es kein Zufall, kein Ausgleiten, daß es etwas anderes war, was ihn dort hinunterflüchten ließ, von dieser Erde hinweg, wo niemand mehr etwas von ihm wissen wollte, von dem Kinde, dessen Schuld darin bestand, daß es als letztes übrig blieb von seinen Geschwistern.

„Als wir die von der Kälte des Wassers und des Todes verklammten und erstarrten Glieder des Knaben aus dem Gestrüpp gelöst hatten und mit ihm auf den Damm hinaufgestiegen waren, sah ich durch die Gärten der Häuser, welche dort in der vom Damme geschützten Niederung lagen, einen Mann herangelaufen kommen. Es war der Hauptmann. Er war ohne Kopfbedeckung, so daß ihm der Wind das schwarze Haar durchwühlte, ohne Säbel, nur im Überrock, und der Rock war halb zugeknöpft. Er kam gradenwegs auf uns zu, quer durch die Gärten der Häuser hindurch, die zwischen dem Garten seines Hauses und dem Damme lagen; er schwang sich über die Stakete hinweg, welche die Gärten voneinander trennten, über die Beete, die Pflanzen ging es dahin, und als die Gitterpforte des letzten Gartens, die zu hoch war, um sich darüber zu schwingen, nicht gleich sich öffnen wollte, warf er sich dagegen, daß sie aufbrach.

„Indem er den Damm heraufkam, vernahm ich seine Stimme: ‚Wo? Wo? Wo?‘ rief er.

„Im nächsten Augenblick hatte er den Körper des Knaben, den ich in meinen Armen hielt, an sich gerissen, mit wütender Gewalt preßte er ihn an seine Brust, und dreimal, viermal nacheinander küßte er das todesblasse, schweigende Gesicht. Das Haupt des Kindes lag an seinem Herzen, das wasserschwere, blonde Haar hing lang herab — vor meiner Seele erschien das Bild, wie das Kind, da es noch lebte, in seinen Armen gelegen und ausgesehen hatte, als wäre es schon tot.

„Die Männer standen lautlos, zu einer scheuen Gruppe zusammengedrängt, und brachten dem ungeheuren Menschenleide, das sich vor ihren Augen entrollte, den Tribut schweigender Ehrfurcht dar.

„Der Hauptmann wandte keinen Blick auf uns, er schien kaum mehr zu wissen, daß wir da waren; mit öden Augen schaute er über sein Kind hinweg in den grauen Himmel, an dem die Wolken in zerfetzten Haufen dahinzogen. Dann riß er

den Uniformüberrock auf, schob den Körper des Knaben soweit als möglich hinein, als sollte der tote Leib an seinem Leibe erwarmen, und so machte er sich mit ihm auf den Weg. Niemand wagte, ihm zu helfen, niemand, ihm dreinzureden. Wir ließen ihn gewähren und gehen; denn wir sahen, daß wir es mit einem Verzweifelnden zu tun hatten.

„Ich blickte ihm nach, wie er mit seiner Last dahinschritt, blind für die Scharen von Neugierigen, die sich unterdessen gesammelt hatten, taub für das Gemurmel und Geflüster ringsumher, und indem ich ihn dahinwanken sah, kam mir der Gedanke, er sei ja nun soweit, wie er es damals gewünscht, als er gegrollt hatte, daß er sich nicht totschießen und mit seinen Jungen einscharren lassen könnte. —

„Ich war so an Schreckliches gewöhnt, so auf Schreckliches vorbereitet, daß ich nicht gestaunt haben würde, wenn man mir die Nachricht gebracht hätte, daß er seinen Kindern nachgegangen wäre. Vielleicht hegten seine Vorgesetzten ähnliche Befürchtungen, denn unmittelbar nach diesem Vorgange erhielt er ein Kommando, welches seine ganze Kraft in Anspruch nahm und ihn auf mehrere Monate aus unserer Stadt hinwegführte. Als er von demselben zurückkehrte, war soeben die Mobilmachung der Armee ausgesprochen, der Krieg mit Frankreich stand vor der Tür.

„Nun gab es Chassepotgewehre und Mitrailleusen, die Liebesdienste zu erweisen bereit waren, wie er sie sich wünschte. Die Reservisten wurden eingezogen, und unter ihnen erschien ein bekanntes Gesicht, Gottlieb Bänsch. Er wurde wieder in die Batterie des schwarzen Hauptmanns eingestellt und zog mit ihr ins Feld. Wenige Wochen später war er schon wieder zurück, mit einem Gewehrschuß im Beine, den er auf den Spicherer Bergen erhalten hatte und der einen dicken Strich unter seine militärische Laufbahn machte. In meinem Hause wurde er, auf mein Bitten, untergebracht; ich pflegte ihn und darf es sagen, ich pflegte ihn recht.

„Auf der Verlustliste, die nach dem blutigen Tage wie ein düsteres Echo des ruhmvollen Waffenklanges zu uns gelangte, stand als Erster der Gefallenen der schwarze Hauptmann. Seine Batterie war eine derjenigen gewesen, die das Unmögliche möglich gemacht, die Spicherer Berge erklommen und die siegreiche Entscheidung der Schlacht herbeigeführt hatten.

„‚Wir hatten jar nich jeglaubt, daß wir's fertig kriegen könnten,‘ erzählte mir Gottlieb Bänsch; ‚aber der Hauptmann war immer vorne weg und schrie immer: ‚Feste, Kinder, es jeht.‘

„Im Augenblick, als er das Abprotzen der Geschütze befahl, hatte er drei Chassepotkugeln auf einmal in die Brust bekommen. Gottlieb Bänsch hatte ihn aus dem Feuer tragen wollen, aber er hatte gesagt: ‚Laß man sein, Jottlieb, es is nich mehr nötig.‘ ‚Und so zufrieden wie in dem Augenblick,‘ meinte Gottlieb Bänsch, ‚hat er sein janzes Leben lang nicht ausgesehen. Denn is er schwach jeworden,‘ erzählte Gottlieb Bänsch weiter, ‚und denn hat er mir an die Hand gekriegt und gesagt: ‚Jottlieb‘ sagt er, ‚ick danke dir auch, daß du so jut zu meinen Jungens jewesen bist — und wenn du nach Hause kommst, denn jeh' da 'raus, wo sie liegen, und sieh nach die Gräber‘ — ‚und denn‘ — Gottlieb Bänsch machte eine Pause — ‚und denn war's aus.‘ —

„Da hinaus, an die Stätte unter dem Holunderbusche, wo einst drei gelegen hatten und jetzt vier lagen, war denn auch sein erster Gang, als er soweit genesen, daß er an meinem Arme humpelnd den Weg unternehmen konnte. Als wir zurückkehrten, fanden wir eine Vorladung für Gottlieb Bänsch, am nächsten Vormittage auf dem Gerichte zu erscheinen. Der schwarze Hauptmann hatte ein Testament dort hinterlassen, das war eröffnet worden — Gottlieb Bänsch mußte etwas damit zu tun haben, aber wir wußten nicht, was.

„Am nächsten Tage sollten wir es erfahren. Das Testament, in welchem der schwarze Hauptmann über sein geringes Vermögen letzte Verfügung traf, enthielt diese Worte: ‚Meinem ehemaligen Burschen, dem Kanonier Gottlieb Bänsch, vermache ich zum Danke für alles, was er an meinen Kindern getan hat, die Summe von eintausend Talern. Ich wünsche ihm, daß er selbst dereinst Kinder haben und daß Gott ihn segnen und ihm vergelten möge an seinen Kindern, und ich bitte ihn, zuweilen an seinen alten Hauptmann und die Kinder seines Hauptmanns zurückzudenken.‘ —

„Als der Soldat das hörte, legte er seine breite Hand über die Augen, und zwischen den Fingern hindurch sah ich die dicken Tränen herabtröpfeln.

„Es dauerte lange, bis er sich gefaßt hatte, und er stützte sich schwer auf meinen Arm, als er sich erhob. Draußen zog er sein baumwollenes Taschentuch und wischte sich die Augen. ‚Ja,‘ sagte er, ‚er konnte es nicht so zeigen; aber ick hab’s immer jewußt — es war ein juter Mann.‘“

## 2. Die Landpartie

**oder wie Hänschen und Fränzchen die Vorsehung kennen lernten**

Ein Punkt war es, über den Hänschen nicht zu der Klarheit zu gelangen vermochte, die er sich wünschte, über den ihm auch Fränzchen, sein Schwesterchen, obschon es doch siebeneinhalb Jahre alt und mithin ein ganzes Jahr und zwei Monate älter war als er, keine genügende Auskunft zu geben vermochte; das war die Frage: was eigentlich die Vorsehung sei?

Daß sie vom lieben Gott besorgt würde, darüber waren Hänschen und Fränzchen unter sich einig, denn jeden Abend, wenn die Mutter sie zu Bette brachte, wenn sie ihnen die Händchen über der Bettdecke gefaltet hatte, sprach sie ihnen einen Vers vor, in welchem sie beide der Vorsehung Gottes anempfohlen wurden; auch darüber, wie der liebe Gott aussähe, und daß er so ungefähr aussehen müßte wie der Vater — nur viel, viel älter und mit einem langen, langen weißen Barte — herrschten keine Zweifel mehr unter ihnen; aber die Vorsehung! — Sie hatten die Mutter danach befragt; aber gerade die Erklärung, die sie von ihr erhielten, hatte ihre Dunkelheit vermehrt: „Der liebe Gott," hatte es geheißen, „weiß alles, Vergangenes und Zukünftiges, er weiß daher auch im voraus, wenn ein Kind unartig sein und anderes tun wird, als es soll. Und in seiner Güte sorgt er dann dafür, daß die Unartigkeit der Kinder keine bösen Folgen hat, und wendet alles wieder zum Guten."

Das war doch zu merkwürdig; er wußte vorher, daß die Kinder unartig sein würden, und ließ es dennoch geschehen? Er hatte doch so viele Engel zur Verfügung — Hänschen schätzte ihre Zahl auf mindestens tausend, Fränzchen aber hatte ihm versichert, daß es zum wenigsten zehntausend sein müßten — warum schickte er nicht, sobald er merkte, daß ein Kind vor einer Unartigkeit stände, ganz rasch einen Engel herunter, der ihm zurief: „Du — Hänschen — oder du — Fränzchen, der liebe Gott läßt dir sagen, daß du das, was du jetzt tun willst, hübsch bleiben lassen sollst?"

Und nachher, wenn es trotzdem geschehen war, sorgte er wieder, daß es keine bösen Folgen hätte? Er wußte also vorher, was ihm die Kinder für eine Menge von Mühe und Arbeit machen würden, und trotzdem traf er keine Vorkehrungsmaßregeln?

Hänschen und Fränzchen verfitzten sich, je mehr sie darüber nachdachten, in immer tiefere Rätsel. —

Da hatte an einem Sommertage, als beide mit den Eltern beim Mittagessen zusammensaßen, der Vater verkündigt, daß am nächsten Tage, wenn gut Wetter wäre und wenn beide bis dahin artig gewesen sein würden, eine Landpartie unternommen werden sollte.

In Gemeinschaft mit den Eltern würden sie nachmittags nach der Meierei hinausspazieren, etwa eine Stunde Weges von der Stadt, dort würden die Eltern Kaffee, Hänschen und Fränzchen aber Milch trinken und dazu Kuchen bekommen. Glücklicherweise hatten beide sich schon satt gespeist, sonst würden sie vor Entzücken über diese Nachricht vermutlich die Mahlzeit unberührt gelassen haben. Und was das Merkwürdigste war: als sie den Eltern ihre „gesegnete Mahlzeit“ wünschten, und als sie, Hänschen auf dem rechten, Fränzchen auf dem linken Knie des Vaters saßen, hatte dieser mit einem so ganz besonderen Lächeln gesagt, „man könne nicht wissen, aber vielleicht würden sie morgen bei der Gelegenheit die Vorsehung kennen lernen“.

Das gab der Sache einen neuen, geheimnisvollen Reiz, und Hänschen und Fränzchen hatten ein Gefühl, als müßten sie bis zu dem morgigen Nachmittage wie auf Eiern gehen, damit sie nicht bewußt oder unbewußt in eine Unartigkeit verfielen, die der Landpartie einen Riegel vorschöbe.

In der Nacht träumten beide von der Vorsehung: Hänschen sah sie in der Gestalt einer alten Frau, die mit dem lieben Gott Arm in Arm spazieren ging und sich mit ihm über artige und unartige Kinder unterhielt; Fränzchen sah einen ungeheuer langen Arm und eine Hand daran, die sich aus den Wolken hervorreckte, die alsdann einen Zeigefinger, so lang wie einen Pappelbaum, ausstreckte und mit diesem auf der Erde Linien zog — das waren offenbar die Wege, welche artige Kinder zu gehen hatten.

Endlich war der ersehnte Tag angebrochen, und der liebe Gott hatte aus besonderer Freundschaft für Hänschen und Fränzchen dafür gesorgt, daß es ein prächtiger, sonniger Tag war. Das Mittagessen war verzehrt, und die Mutter zog mit ihnen in die Schlafstube, um sie zur großen Unternehmung zu rüsten. Hänschen bekam ein Matrosenjäckchen von blauem Kattun und einen dunkelbraunen Strohhut mit flatterndem, schwarzem Bande;

Fränzchen eine schneeweiße Pelerine und einen gelben Strohhut mit flatterndem, weißem Bande.

Vom Rathausturm schlug es vier Uhr, als Hänschen und Fränzchen, den Eltern voran, aus der Tür des Hauses traten. Kaum hundert Schritte waren sie die Straße entlang gegangen, als auf Anordnung des Vaters die erste Station gemacht wurde, und diese Station bedeutete eine weitere Stufe auf der Leiter zur Glückseligkeit:

Es war an der Ecke, wo der große Konditorladen sich befand, bei dem Hänschen und Fränzchen nie vorübergegangen waren, ohne mit ahnendem Schauer den süßen Kuchenduft einzuatmen, der aus den Kellerräumen, wo die Backstuben lagen, emporstieg. Und es war kein seliger Traum nur, heute sollten sie wirklich in diese Behausung aller Freuden eintreten. Der Vater öffnete selber die Tür und sprach: „Nun kommt hier einmal herein."

Jauchzend vor Wonne trappelten sie hinein, und ganz erstarrt blieben sie vor dem großen Ladentische stehen, auf dem lauter, lauter Kuchen, einer immer herrlicher als der andere, lagen. „Seht's Euch an," sagte der Vater, der hinter ihnen stand, „jedes von Euch darf sich ein beliebiges Stück vom Tische dort aussuchen und mitnehmen."

Das war zuviel — Hänschen und Fränzchen konnten nur noch stöhnen, sprechen war bei einem solchen Glück nicht mehr möglich — sie sahen erst gegenseitig einander an, als wollten sie sich fragen, ob sie wirklich noch auf Erden sich befänden oder plötzlich ins Schlaraffenland versetzt wären, dann reckten sie die Hälse, um den Ladentisch überschauen zu können. Dazu aber waren sie zu klein; die freundliche Konditorfrau, die lächelnd hinter dem Ladentische stand, eilte rasch herzu und stellte zwei Fußbänkchen hin, auf welche die Kinder traten, um von dieser erhöhten Warte aus das Gebiet ihrer Schätze zu überblicken. Nun erst konnten sie die ganze Fülle in allen ihren Einzelheiten wahrnehmen, und nun begann auch mit der Wahl die Qual. Ein gewaltiger Baumkuchen, der wie ein Turm auf dem einen Flügel des Ladentisches stand, fesselte zunächst die Augen beider.

„Sieh mal die vielen Nasen," raunte Hänschen, indem er in seiner Aufregung Fränzchen einen Stoß in die Seite gab, daß sie beinah von der Fußbank gepurzelt wäre.

„Ach und sieh mal hier den großen Apfelkuchen — und soviel Zucker drauf," stammelte Fränzchen.

Lange, außerordentlich lange dauerte die Besichtigung, und wenn nicht endlich ein Machtwort des Vaters erfolgt wäre, der sie zu beschleunigter Wahl aufforderte, so ständen beide vielleicht heute noch vor dem Kuchentische. In der Mitte des Tisches, leuchtend wie der volle Mond an einem Sommerabend, stand ein großer, frisch angeschnittener Käsekuchen — und der war es, an welchem Hänschens Wahl schließlich hängen blieb, nachdem er von den übrigen Herrlichkeiten mit einem betrübten Blicke Abschied genommen hatte. Fränzchen blieb dem Apfelkuchen treu und wählte sich ein Stück von ihm.

Die Konditorfrau nahm aus jedem der beiden Kuchen eine große Schnitte heraus, streute noch eine besondere Lage Zucker darüber und steckte sie in je eine Tüte, die sie alsdann über den Tisch hin in die ausgestreckten Hände der Kinder legte. Vorsichtig, als trügen sie das zerbrechlichste Gut der Erde in Händen, stiegen beide von ihren Fußbänken herunter und warteten, die Tüten in der Hand, weiterer Anweisungen.

„Nun gebt einmal acht," sagte der Vater, „jetzt werden wir sehen, ob Ihr artige und enthaltsame Kinder seid. Ihr werdet Euren Kuchen selber tragen, und in der Meierei draußen werdet Ihr ihn dann zur Milch essen — wer sein Stück aber unterwegs aufißt, bekommt keinen anderen Kuchen und auch keine Milch."

Andächtig, als hörten sie die Stimme des jüngsten Gerichts, lauschten Hänschen und Fränzchen diesen inhaltschweren Worten, und unwillkürlich drückten sie die Öffnungen der Tüten fester in ihren Händen zusammen, als wollten sie den duftenden Versucher darinnen in seine tiefste Tiefe bannen.

„So," sagte der Vater, „nun wißt Ihr's — nun kommt."

Vom Rathausturm schlug es halb fünf, als Hänschen und Fränzchen, den Eltern voran, aus der Tür des Konditorladens traten. Sie schritten vor dem Vater und der Mutter her, mit einer gewissen Feierlichkeit, wie Menschen, die da wissen, daß ihnen eine große und bedeutsame Aufgabe zuteil geworden ist, die Tüten möglichst weit von sich gestreckt. Als sie jedoch die Brücke überschritten, drückten sie dieselbe leise an sich — es wäre doch zu schlimm gewesen, wenn sie ins Wasser gefallen wären.

Jenseits der Brücke, in der freien Natur, löste sich die

strenge Ordnung des Zuges, und während die Eltern gemächlich dahinschritten, machten sich Hänschen und Fränzchen zur Rechten und Linken des Weges zu schaffen. Die Eltern ließen sie gewähren, und so kam es, daß die Kinder bald ein Stück hinter ihnen zurückblieben. Nun kam der Moment, da man zum ersten Male die Tüten näher betrachten konnte; geöffnet wurden sie nicht, das hätte der Versuchung zu großen Vorschub geleistet, nur von außen wurden sie betrachtet. — Was für schönes, glänzendes Papier das war, und wie stattlich sich die Firma des Konditors darauf ausnahm!

Während sie noch damit beschäftigt waren, kam ihnen ihr gemeinsamer kleiner Freund Menne, der Dachshund, entgegen, der mit seinem Herrn vom Spaziergange heimkehrte. Sobald er die Kinder erkannt hatte, die ihn mit Jubel begrüßten, kam er im Galopp auf sie zu; er spitzte seine braunen Ohren und drängte seine spitze, kalte Schnauze in Hänschens Hand, indem er eifrigst an der Tüte herumschnoberte. Das war nun ein Hauptvergnügen, und Fränzchen ruhte nicht, bis daß er auch ihre Tüte beschnobert hatte. Mennes verlangende Blicke blieben jedoch unerhört, und er mußte sich damit begnügen, daß Hänschen und Fränzchen ihn zärtlichst von allen Seiten umarmten, streichelten und küßten. Dann, als er sah, daß es nichts gab, wandte Menne sich ab, nieste und galoppierte mit seinen krummen, kleinen Teckelbeinen hinter seinem Herrn her, begleitet von den wehmütigen Blicken der Kinder, die ihn ungefähr wie einen entfernten Vetter betrachteten.

Mennes Vorgang war indessen nicht ohne Nachwirkung geblieben; denn nach einigen weiteren Schritten hob Hänschen die Tüte an die Nase. „Ach“ — wandte er sich an Fränzchen — „riech einmal; riecht deiner auch so schön?“

Das mußte festgestellt werden; und eine Zeitlang schnüffelte Hänschen an Fränzchens, und Fränzchen an Hänschens Tüte herum. Das Ergebnis war äußerst befriedigend; die Kuchenschnitten dufteten ganz verführerisch schön.

Indem Fränzchen ihre Tüte emporhob, hörte sie ein gewisses Bröckeln und Rollen darin.

„Horch doch mal,“ sagte sie, die Tüte vor Hänschens Ohren schüttelnd.

„Er ist wohl entzwei gegangen?“ fragte er; „du solltest doch einmal nachsehen.“

Fränzchen mochte die Gefahr erkannt haben, die in diesem Vorschlage schlummerte; denn sie blieb stehen und warf einen Blick auf die Eltern. Diese aber setzten, ohne sich umzusehen, ihren Weg fort; die Tüte zu öffnen war ja nicht verboten — mit vorsichtiger Hand knitterte daher Fränzchen die Öffnung der Tüte auseinander und beide Kinder steckten ihre Köpfe darüber zusammen und schauten in die Tüte nieder, als blickten sie in die Schatzkammer eines Märchenschlosses. Richtig — ein einzelnes Stückchen Apfel nebst zwei Rosinen hatte sich vom Teige losgetrennt und vagabondierte in der Tüte neben dem Hauptstück einher.

Hänschen sah schweigend auf Fränzchen, Fränzchen schweigend auf Hänschen; dann plötzlich wurden beide gleichzeitig rot, Fränzchen schloß rasch wieder die Tüte, und schweigend setzten sie ihren Weg fort.

Nachdem sie fünfzig Schritte weiter gegangen waren, kam Hänschen zu Fränzchen heran. „Weißt du," sagte er, und er sagte es ganz leise, „das abgegangene Stückchen gehört eigentlich nicht mehr dazu, das könntest du eigentlich essen!"

Fränzchen zerknitterte ihre Tüte, erwiderte nichts und wurde bis über beide Ohren rot.

Wieder dreißig Schritte weiter fing Hänschen noch einmal an. „Weißt du," sagte er, „wenn du dich so fürchtest, können wir es auch beide zusammen essen? Sonst — will ich es auch allein essen? Dann hast du ja keine Schuld."

Fränzchen blieb standhaft und setzte den Vorhaltungen des kleinen Sophisten passives Schweigen entgegen.

Abermals verrann einige Zeit.

Plötzlich öffnete Hänschen seine Tüte und blickte hinein.

„Ich gebe dir dafür auch was von meinem," sagte er, „sieh mal her."

Wie vorher über Fränzchens, so steckten sich jetzt beider Köpfe über Hänschens Tüte zusammen. In verführerischem Glanze leuchtete der Käsekuchen, mit schwarzen Korinthen geschmückt. Hänschen drückte an der Tüte, und pink — pink — fielen ein paar Korinthen aus dem gelben Rahm auf das Tütenpapier. Hänschen schüttelte sich dieselben in die hohle Hand und bot sie der Schwester hin. Fränzchen fuhr anfänglich zurück, dann verschwanden ihre Finger in ihrer Tüte, und während sie mit zwei Fingern die Korinthen des Bruders nahm, reichte

sie ihm mit der anderen das Stückchen Apfel nebst den zwei Rosinen, und die Korinthen sowie das Stückchen Apfel verschwanden nach entgegengesetzten Richtungen im Munde der Kinder. Sobald dies geschehen war, drückten beide krampfhaft ihre Tüten wieder zu und gingen lautlos nebeneinander her, indem sie entsetzte Blicke auf die voranschreitenden Eltern richteten. Diese gingen, ohne sich umzusehen, gemächlich ihren Weg dahin.

Um zur Meierei zu gelangen, mußte man jetzt rechts abschwenken und einen breit gelagerten Wiesengrund durchschreiten. Da war kein Baum, kein Strauch, da war nur volle, heiße Nachmittagssonne, und was dazu gehört: Trockenheit und Durst. Wenn man jetzt schon die kühle, schöne Milch gehabt hätte, die es in der Meierei draußen geben sollte!

Aber bis dahin war es noch weit.

Jetzt ein paar Rosinen oder ein bißchen von dem schönen gelben Rahm des Käsekuchens — das wäre immerhin eine Erquickung gewesen.

„Schüttle doch noch mal deine Tüte," wandte sich Hänschen mit plötzlichem Entschlusse an Fränzchen.

Sie tat es — nichts ließ sich hören — leider.

„Wir wollen doch mal nachsehen," entschied er, und es schien, als ob er dem halsstarrigen, unzerbrechlichen Apfelkuchen gern nachgeholfen hätte.

Man kann nicht sagen, daß Fränzchen ihre Tüte hingegeben hätte; aber sie ließ es geschehen, daß er dieselbe mit seiner einen, freien Hand öffnete und daß er von neuem in die geöffnete Tüte hineinblickte. Der Apfelkuchen lag wie ein Felsblock, in unzerstörbarer Ganzheit. Mit zorniger Energie riß Hänschen seine eigene Tüte auf, und eine Weile gingen beide Kinder, die Augen in ihre Tüten gesenkt, dahin, als wenn sie mit ihren beiderseitigen Kuchen Zwiesprache hielten.

Dann raufte Hänschen einen Halm aus der Erde und fuhr damit in seine Tüte. „Ich will nur die Löcher wieder glatt machen," erklärte er, „wo die Korinthen gesessen haben."

Plötzlich hielt er den Halm, der ganz mit gelbem Rahm bedeckt war, Fränzchen vors Gesicht.

„Leck' mal," sagte er.

Fränzchen leckte.

Und nun geschah etwas, das Fränzchen bis ins Tiefste erbeben machte: mit einem jähen Griff hatte Hänschen die ganze

Spitze seiner Käsekuchenschnitte abgebrochen und steckte sie Fränzchen zu.

„Aber dafür mußt du mir auch etwas von deinem abgeben,“ sagte er.

„Aber wir sollen's doch nicht,“ wandte Fränzchen ein, indem sie ängstlich nach den Eltern schaute.

„Sie sehen sich ja nicht um,“ beschwichtigte Hänschen, „und dann ist es ja so wenig, und es bleibt ja noch soviel übrig.“

„Aber dann auch nichts, nicht ein bißchen mehr,“ sagte Fränzchen, indem sie mit zögernder Hand an den Apfelkuchen griff.

„Nein, dann ganz gewiß nichts mehr,“ versprach Hänschen, und gleich darauf wanderte ein Stück Apfelkuchen in seinen, und ein Stück Käsekuchen in Fränzchens Mund. O — das schmeckte in der Hitze! — Die beiden Kinder schnalzten vor Wonne, und mit diesem Bissen glitt der Verführer über ihre Lippen in sie ein.

Im Augenblick, als Fränzchen die Tüte wieder schließen wollte, kam Hänschen auf sie zugestürzt: „Nur noch ein Stückchen,“ rief er ganz flehentlich, „nur noch ein ganz, ganz kleines Stückchen! dann auch ganz gewiß nichts mehr, gar nichts, gar nichts mehr! O bitte, bitte, bitte!“ Er stammelte förmlich vor Erregung, und Fränzchens Widerstand, an sich schon nicht grade stark, brach völlig entzwei, als Hänschen blindlings in seine Tüte griff und seine Hand mit einem großen Brocken Käsekuchen wieder herauszog.

„Jetzt ist nur noch die Hälfte da,“ sagte Fränzchen mit dumpfem Tone, als sie danach den Schaden besah. Aber nun bemächtigte sich der beiden eine Art von Verzweiflung, so daß sie noch zweimal rasch hintereinander in die Tüten griffen und sich gegenseitig ihren Kuchen in den Mund stopften. Dabei hatten sie ein Gefühl, als wenn sie mit jedem Griffe in die Tüte und mit jedem Male, daß der Kuchen kleiner ward, ein Stück von ihrer ewigen Seligkeit davongäben. Daher fingen sie beide plötzlich, wie auf Verabredung, zu weinen an, und zwar lautlos, damit die Eltern es nicht hörten, und während sie mit beiden Backen kauten, liefen ihnen die Tränen stromweise über die Wangen.

In die Tüten hineinzuschauen wagte man jetzt nicht mehr, man fühlte nur noch mit tastenden Fingern daran herum, und was man fühlte, war entsetzlich: auf dem untersten Boden der

Tüte ein letztes Schnipsel des Kuchens. Hänschen und Fränzchen sahen sich bei dieser Entdeckung mit tränenverschleierten Augen eine Zeitlang starr und wortlos an, dann steckte er ihr seine Tüte, sie ihm die ihrige in die Hand, und unter herzbrechendem Schluchzen und leisem Jammern aß Hänschen den Rest von Fränzchens Apfelkuchen und Fränzchen den Rest von Hänschens Käsekuchen auf. Kaum war der letzte Bissen hinunter, so brachen sie gleichzeitig in ein jammervolles Gebrüll aus, indem sie sich wie zwei Schächer ansahen, und als die Eltern sich, von dem Geschrei erschreckt, umwandten, sahen sie Hänschen und Fränzchen, die sich jetzt beide den Rücken zugedreht hatten, wie zwei Tränenweiden zu beiden Seiten des Weges stehen und in ihre leeren Tüten hineinstarren.

Von drüben leuchtete jetzt das rote Ziegeldach der Meierei durch die schattigen Wipfel der Bäume, und als man hundert Schritte weiter gegangen war, befand man sich am Ziele der Reise. An der Pforte des Gartens, in dem man sich niederzulassen gedachte, blieben die Eltern stehen und wandten sich mit ernsthaftem Gesichte zu den Kindern um. Langsam, als hätten sie Blei an den Füßen, mit gesenkten Köpfen, kamen Hänschen und Fränzchen wie zwei arme Sünder herangeschlichen, die leeren Tüten krampfhaft in der Hand zusammengedrückt.

„Nun kommt," sagte der Vater, der den Unwissenden spielte, „wir wollen jetzt die Milch bestellen, gebt mir Eure Kuchen her."

Ein fürchterliches Jammergeschrei, in welches Hänschen und Fränzchen wie auf Kommando ausbrachen, war die einzige Antwort auf diese Aufforderung; beide blieben stehen, und während sie mit dem einen Arme das Gesicht versteckten, verschwand der andere Arm mit der leeren Tüte krampfhaft hinter dem Rücken. Der Vater zeigte ein befremdetes Gesicht und kam ihnen entgegen, und wenn in diesem Augenblicke zwei Mäuse ihnen den Gefallen getan hätten, ihre Existenz mit der ihrigen zu vertauschen, so wären Hänschen und Fränzchen mit tausend Freuden auf den Handel eingegangen. Leider geschah etwas derartiges nicht, und so mußte denn der schreckliche Augenblick ertragen werden, da der Vater die Tüten hinter ihrem Rücken hervorholte, scheinbar staunend hineinblickte und feststellte, daß sie leer waren.

„Das ist freilich sehr schlimm," sagte er kopfschüttelnd, und ein verzweifeltes Schluchzen, Schlucken und Stöhnen beider

Kinder bestätigte, daß es sehr schlimm war. Hätte man ihnen verkündigt, daß ihnen nun sogleich der Kopf abgeschnitten werden müßte, sie hätten es in der Fülle ihres Schuldbewußtseins nur als verdiente Buße empfunden.

„Ja," sagte der Vater, indem er der Mutter heimlich mit den Augen zuzwinkerte, „ich habe Euch vorhergesagt, welches die Folgen sein würden, wenn Ihr den Kuchen unterwegs aufäßet; der Mensch muß die Folgen seiner Handlungen tragen, mit der Milch wird es nun nichts sein."

„Ach, wäre doch nur Menne nicht gekommen!" sagte Hänschen mit trostlosem Ton, „aber er roch immerfort an meiner Tüte, und es roch doch auch gar zu schön."

„Menne ist ein unvernünftiges Tier," versetzte der Vater, während er sich heimlich auf die Lippen beißen mußte, „Ihr aber seid vernünftige Kinder, Ihr hättet nicht an den Tüten riechen sollen."

Hänschen und Fränzchen ließen diese Vorhaltungen schweigend über ihre gesenkten Häupter dahingehen, dann wurden sie auf eine Bank gesetzt, jedes in eine Ecke, und dort versanken sie in schmerzlich brütende Betrachtung ihrer traurigen Lage. Es dauerte jedoch nicht lange, so machte sich die durch den Spaziergang hervorgerufene Müdigkeit geltend, dazu kamen die erschütternden Gemütsbewegungen und der Tränenverlust, und nach einiger Zeit schlossen sich die feuchten Augen, und beide Kinder nickten in den Ecken ihrer Bank in süßem Schlummer ein. —

Nachdem sie etwa ein Viertelstündchen geschlafen hatten, fühlten sie eine weiche Hand, die liebkosend über ihr Gesicht strich; es war die Mutter, die sie geweckt hatte, und als sie aufschauten, rissen sie die Augen weit auf: Vor ihnen auf dem Tische standen zwei große Schalen voll herrlichster Milch, und daneben lag auf Hänschens Platz ein großes Stück leuchtenden Käsekuchens, neben Fränzchens Schale ein großes Stück Apfelkuchen.

War das Wirklichkeit? War das ein berückender Traum? Hänschen und Fränzchen wagten kaum zu atmen; lautlos blickten sie auf ihre Kuchen nieder, und die Korinthen des Käsekuchens, sowie die Rosinen des Apfelkuchens erschienen ihnen wie schwarze Augen, die vorwurfsvoll zu ihnen emporschauten. „Siehst du, was für ein unartiger Junge du bist," sagte der Käsekuchen zu Hänschen, und „siehst du, wie unrecht es von dir war, daß du,

die doch ein ganzes Jahr und zwei Monate älter bist als Hänschen, ebenso unartig gewesen bist wie er," sprach der Apfelkuchen zu Fränzchen.

Eine schamvolle Rührung, ein tiefes Bewußtsein von ihrer Verworfenheit bemächtigte sich beider und spiegelte sich auf ihren erglühenden Wangen. Scheuen Blickes wagten sie endlich zu den Eltern hinüberzuschauen, die ihnen am Tische gegenübersaßen, und als sie deren Augen lächelnd auf sich gerichtet sahen, kamen sie aus den Ecken ihrer Bank hervor und kletterten, ohne ein Wort zu sagen, von rechts und links zum Vater hinauf.

„Wißt Ihr denn nun auch," fragte der Vater, als Hänschen auf seinem rechten, Fränzchen auf seinem linken Knie saß, „wer Euch die beiden neuen Kuchenschnitten besorgt hat?"

Hänschen und Fränzchen verharrten in lautloser Andacht.

„Das hat die Vorsehung getan," fuhr der Vater fort, „die vorher gewußt hatte, daß Ihr Euren Kuchen unterwegs aufessen würdet und mir darum in der Stadt den Rat gegeben hat, gleich noch zwei andere Stücke für Euch einzustecken, damit Eure Unartigkeit keine bösen Folgen hätte, und alles sich wieder zum Guten wenden ließe."

Mit einem stummen Blicke voll unermeßlicher Ehrfurcht sahen die Kinder den Vater an. Er hatte mit der Vorsehung gesprochen, und sie hatten es gar nicht bemerkt; ja es war klar, der liebe Gott konnte nur so aussehen wie er. — Dann kam ihnen das Gefühl, wie gut die Vorsehung sei, und was sie der armen Vorsehung für Mühe und Leid bereitet hätten, und eine letzte Träne der Rührung fiel in die Milch, die sie nun langsam auszutrinken begannen. —

„So — und nun der Kuchen," sagte die Mutter, indem sie die beiden Schnitten vor Hänschen und Fränzchen schob — und nie ist ein Stück Käsekuchen, nie ein Stück Apfelkuchen mit weihevolleren Empfindungen verspeist worden, als es jetzt durch Hänschen und Fränzchen geschah. —

# Das Märchen von den zwei Rosen

Vor den Toren einer großen Stadt, in welcher viele Menschen lebten, reiche und arme, wohnte ein Gärtner, der einen großen herrlichen Rosengarten besaß. Da wuchsen Rosen von allen Farben und allen Arten, denn der Gärtner verstand sein Handwerk; er zog die Rosen mit vieler Kunst auf und hegte und pflegte sie mit aller Sorgfalt, nicht aus Liebe zu den Blumen selbst, sondern um des Verdienstes willen, denn er verkaufte die Rosen an die Leute in der Stadt.

Und sein Fleiß trug reichliche Früchte, denn die Menschen kamen in großer Zahl und kauften seine Rosen und pflanzten sie in ihre Gärten und schmückten damit ihre Zimmer — freilich nur die Reichen; denn der Gärtner forderte viel Geld für seine Blumen, und das konnten die Armen nicht bezahlen.

Einstmals nun, als die Sonne ihren lieben Sohn, den Sommer, wieder an der Hand dahergeführt hatte, damit er auf der Erde spazieren ginge und alles mit Freude erfüllte, da waren mitten im Garten zwei Rosen aufgeblüht, schöner als alle, die sonst im Garten waren.

Jede der beiden wuchs an einem besonderen Stock, aber die Stöcke standen in einem und demselben Beete so nah zusammen, daß, wenn die Rosen ihre Häupter ein wenig neigten, sie einander beinah berührten.

Daher kam es, daß die beiden Rosen innig befreundet wurden; sie nannten sich „du", und obschon sie nicht ganz gleich von Angesicht waren — denn die eine hatte zarte gelbliche Blätter mit rötlichem Kelch, die andere war schneeweiß von außen bis in das Herz — obschon sie also verschiedener Abstammung waren, betrachteten sie sich dennoch als Schwestern und vertrauten sich gegenseitig alle ihre Geheimnisse an. Und wenn sie das taten, dann ging ein so süßer Duft von ihren Lippen, daß der Garten ringsumher in lauter Wohlgeruch schwamm, und ihr Gekose war so lieblich anzusehen, daß die kleinen Käfer, die geschäftig über die Erde liefen, stehen blieben und sich anstießen und sagten: „Seht, da erzählen sich die Rosen wieder etwas; was mag es wohl sein?"

Das aber, worüber die Rosen sich unterhielten, war ihre Zukunft; denn da sie noch ganz jung waren, hatten sie noch keine Vergangenheit und konnten davon nicht sprechen; über ihre Zukunft aber sprachen sie um so lieber und um so mehr, denn sie bestand aus lauter köstlichen Träumen.

Daß sie die schönsten im ganzen Garten waren, das hatten sie wohl erfahren, denn das erkannten sie jeden Tag aus den leuchtenden Blicken, mit denen der Gärtner sie ansah, das hörten sie aus dem Munde vorübergehender Besucher und das empfanden sie jeden Morgen, wenn der Morgenwind in den Garten gehuscht kam, die Nacht ausfegte und den Rosen ringsumher auf die Köpfchen tupfte, so daß sie sich neigten und beugten. Das war dann immer wie eine Huldigung, welche der Garten ihnen beiden darbrachte.

Da erklärt es sich nun, daß die beiden Rosen, obschon sie im Grunde des Herzens gut und gütig waren, wie Rosen es sind, ein wenig stolz wurden und große Anforderungen an ihr zukünftiges Schicksal stellten.

Nur ein König konnte es sein, oder ein Fürst oder wenigstens ein ungeheuer reicher Mann, der sie dereinst kaufen und heimführen würde, darüber waren sie einig, und ihre einzige Sorge bestand darin, daß man sie alsdann trennen und die eine hierhin bringen möchte, die andere dahin. Das war ihr Kummer, da sie sich so liebgewonnen hatten, und wenn der Gedanke ihnen kam, dann weinten die Rosen, jede eine einzige große Träne, und die lag dann, wenn es Tag wurde, wie ein leuchtender Tropfen in ihrem Kelche, und das war wieder gar lieblich anzusehen. Ja, es war so schön, daß der Morgenwind, der doch weit im Lande herumkam und daher ein Kenner der Blumenschönheit war, alsdann voll Staunen vor ihnen stehen blieb und seine Reverenz machte und sagte: „Der echten Schönheit kleidet alles schön, sogar der Schmerz.“ Und dann nickten ihm die Rosenschwestern freundlich zu und sagten: „Ach, was sind Sie für ein reizender junger Mann, lieber Herr Morgenwind, daß Sie schon am frühen Morgen so geistreich sein können.“ Und dann fühlte sich der Morgenwind sehr geschmeichelt und nahm seine roten Frackschöße auf und flog weiter.

So gingen die Tage dahin, und es waren bereits viele, viele Besucher und Käufer in den Garten gekommen, nur für die beiden Rosen hatte sich noch keiner gefunden, denn es war, als ob alle im stillen wüßten, daß die zu etwas Besonderem bestimmt wären. Aber da geschah es an einem schönen Sommernachmittage, als es schon gegen Abend ging, daß ein prächtiger offener Wagen dahergerollt kam und vor der Gartentür anhielt. Die beiden Rosen konnten den breiten Gartenweg hinunter grade

durch das Gittertor hindurchschauen, und als sie den Wagen vor demselben erblickten, zuckte es ihnen durch das Herz, als ahnten sie, daß das etwas zu bedeuten hätte, und sie lehnten die Wangen aneinander und flüsterten sich ganz leise ihre Gedanken zu. Auf dem Bock des Wagens saß der Kutscher und neben ihm ein Diener, und beide hatten Röcke und Hüte mit breiten goldenen Tressen, und weil die Rosen noch so unerfahren in der Welt waren, so meinten sie, die beiden da oben auf dem Bocke das wären die Hauptpersonen. Aber da kam ein Marienkäferchen, das sich viel in herrschaftlichen Häusern bewegt und einmal sogar auf der Hand einer wirklichen Prinzessin gesessen hatte, durch die Luft dahergesegelt, und als es hörte, was die Rosen sprachen, sagte es: „Nicht doch; die auf dem Bocke sind ja nur die Diener; die im Wagen drin sitzen, auf die müßt Ihr hinschauen."

Da machten nun die Rosen die Augen weit auf, aber die im Wagen gefielen ihnen gar nicht sehr gut; denn das eine war eine Dame, die gar nicht mehr jung und auch gar nicht hübsch war, und das andere ein Herr, der zwar einen stattlichen schwarzen Bart, aber keinen Platz im Gesicht hatte, den schönen Bart unterzubringen.

Wie aber die Rosen ihre Bemerkungen darüber austauschten, fing das Marienkäferchen wieder an und sagte: „Ihr versteht doch aber auch gar nichts von der Welt, Ihr beiden; wißt Ihr denn nicht, daß dies dort der reichste Bankier aus der ganzen Stadt und die Dame seine Frau ist? Wozu brauchen denn reiche Leute hübsch zu sein? Das überlassen sie den Armen, die sonst nichts haben."

Da schämten sich die Rosen über ihre Unwissenheit und wurden ein wenig rot vor Verlegenheit, und das stand ihnen wieder sehr gut.

Unterdessen waren der Herr und die Dame aus dem Wagen gestiegen, und hinter ihnen drein kam ein Hündchen herabgeklettert, das hatte ganz silberweiße Haare und war so fett, daß es nur ganz langsam watscheln konnte, und dazu machte es ein verdrießliches Gesicht, und von Zeit zu Zeit bellte es ein wenig, und das klang, als wenn es riefe: „Geht weg! weg! weg!"

Der Gärtner stand an der Tür des Gartens und hatte den Hut vom Kopfe gezogen und machte einen tiefen, tiefen Diener, und der Herr nickte ihm ein wenig zu, die Dame aber

ging an ihm vorbei und sah in die Luft. Und als das Marienkäferchen das gewahrte, rief es den Rosen zu: „Da könnt Ihr einmal etwas lernen: seht Ihr, so müssen reiche Leute es machen, wie die Dame es macht; die versteht sich darauf, reich zu sein!“ Die Rosen aber schämten sich wieder über ihren schlechten Geschmack, denn es hatte ihnen eigentlich gar nicht gefallen.

Nun kamen die Herrschaften den breiten Gartenweg herauf, grade auf die Stelle zu, wo die beiden Rosen standen, und bei jedem Schritte, den die Dame machte, knisterte und rauschte ihr seidenes Kleid, so daß es klang, als ob es der Natur ringsumher zuriefe: „Pst, pst, ich bin aus Paris, ich bin aus Paris.“

Dabei ging der Gärtner immer mit abgezogenem Hute hinter ihnen drein und zeigte bald nach rechts und bald nach links, bald auf diesen Rosenstock und bald auf jenen, und dann blieb die Dame von Zeit zu Zeit stehen und hob die Lorgnette an die Augen, die an einer goldenen Schnur um ihren Hals hing, und wenn der Gärtner recht lange gesprochen und so eifrig seine Rosen gelobt hatte, daß er ganz rot im Gesicht geworden war, dann verzog sie nur ein wenig den Mund und sagte: „Das ist alles gar nichts.“ Dann machte der Gärtner ein langes Gesicht, und das weiße Hündchen bellte, so daß es klang, als riefe es „etsch, etsch, etsch,“ und der Gemahl der Dame nickte mit dem Kopfe dem Gärtner zu und sagte: „Meiner Frau gefällt nur das Beste.“

So waren sie denn bis zu den beiden Rosen gekommen, die ihnen mit großen Augen entgegensahen, und hier geschah es zum ersten Male, daß die Dame aus eigenem Antriebe stehen blieb; sie hob die Lorgnette an die Augen und betrachtete die beiden Rosen.

Diese aber, als sie die prüfenden Gläser so auf sich gerichtet sahen, beugten in scheuer Befangenheit ihre Häupter, und eine zitternde Scham überflog ihren Körper und ließ ihren Busen schwellen, und als sie so demütig geneigten Hauptes standen, da waren sie so schön wie nie zuvor, so schön, daß selbst die Dame sich des Eindruckes nicht erwehren konnte. Darum sagte sie, um ihr Wohlgefallen zu äußern: „Das wäre möglicherweise etwas für mich.“ Und da ihr Gemahl, den sie bei diesen Worten ansah, bemerkte, daß er jetzt auch etwas sagen durfte, so fügte er rasch hinzu: „In der Tat, zwei prächtige Exemplare! Was sollen sie kosten?“

Darauf nannte der Gärtner eine Summe, und als die Dame dieselbe vernahm, rief sie „hü!“ und hielt sich mit beiden Händen die Ohren zu, und ihr Gemahl sagte: „In der Tat, ein sehr hoher Preis.“

„Ich sprach übrigens auch nur von der gelben,“ fuhr die Dame fort, „die weiße kann ich nicht gebrauchen; aber die gelbe wäre möglicherweise etwas für meine Teerosen.“

„In der Tat,“ sagte darauf der Gemahl, „es war auch mein Gedanke gewesen, daß sie für deine Kollektion von Teerosen geeignet sein würde“ — dann wandte er sich an den Gärtner und sagte: „Meine Frau hat nämlich eine Kollektion von Teerosen, wie Sie in der ganzen Stadt keine zweite finden.“

So wurde man denn handelseinig, es ward abgemacht, daß der Gärtner der Herrschaften am nächsten Tage kommen und den gelben Rosenstock abholen sollte, und dann setzten sich der Herr und die Dame und das weiße Hündchen wieder in ihren prächtigen Wagen und fuhren davon. Als nun die Rosen aber wieder allein waren, da wurden sie sehr traurig, denn sie wußten, daß nun die Stunde geschlagen hatte, da sie sich trennen mußten, vermutlich fürs ganze Leben, und sie legten die Wangen aneinander und weinten, eine in der anderen Herz.

Dabei sagte die weiße Rose leise flüsternd zu der Schwester: „O du Glückliche, o du Glückliche; werde ich denn auch solch ein herrliches Schicksal finden, wie du?“ Und ganz, ganz tief drunten in ihrem sanften Herzen stieg ein bitteres Tröpfchen Neid auf, denn das Los der Schwester erschien ihr gar zu verlockend, und sie mußte sich gestehen, daß sie weniger schön befunden worden sei, als jene.

So standen die beiden Rosen, ganz ineinander versunken, und so kam es, daß sie es gar nicht bemerkten, daß andere, neue Besucher gekommen waren und die Augen auf sie richteten. Erst als sie zwei Kinderstimmen vernahmen, welche riefen: „Ach, Vater, Vater, die weiße! Die ist zu schön!“ — da blickten sie auf, und nun sahen sie einen Mann stehen, der an der einen Hand einen kleinen Knaben und an der anderen ein kleines Mädchen hielt. Das waren die Kinder, die soeben gerufen hatten, und alle drei blickten unverwandten Auges die weiße Rose an.

Diese aber war gar nicht erfreut darüber, denn der Mann sah ganz anders aus, als der reiche Herr von vorhin, er trug

einen abgeschabten Rock und einen runden Filzhut, und auch die beiden Kinder waren nur ärmlich gekleidet. Es wollte ihr daher gar nicht in den Sinn, daß sie den Beifall der armen Leute fand, nachdem die reichen sie verschmäht hatten, und sie wandte schier trotzig das Köpfchen ab, als wollte sie sagen: „Geht doch Eures Weges, für Euch bin ich doch nicht da."

Dasselbe schien auch der Gärtner zu denken, der jetzt von der Gartentür zurückkam und der ganz verwundert dreinschaute, als er die drei vor seinen schönsten Rosen stehen sah.

Nun aber glaubte die weiße Rose, daß sie ihren Ohren nicht trauen sollte, als sie hörte, wie der Mann sich bei dem Gärtner erkundigte, was der Stock wohl kosten würde. Er tat es ganz schüchtern, das ist wahr, aber er tat es doch, und das erschien der Rose schon wie eine unerhörte Dreistigkeit. Sie triumphierte daher im Innersten, als sie den mächtigen Preis vernahm, den der Gärtner forderte, und als sie sah, wie der arme Mann sorgenvoll dazu nickte. Aber da drängten sich die beiden Kinder an den Vater, und der kleine Knabe rief ganz flehend: „Ach, lieber, lieber Vater, bitte, kauf' doch die wunderschöne Rose!" und das kleine Mädchen rief: „Denk' doch nur, lieber Vater, wie sich die Mutter zu Hause freuen wird, wenn du ihr die schöne Rose mitbringst."

Da geschah es zum ersten Male, daß in dem Herzen der weißen Rose sich etwas ganz Schlechtes regte, denn sie wurde ganz bitterböse auf die beiden Kinder und hätte sie am liebsten mit ihren Dornen gestochen.

Der arme Schuhmacher aber, denn das war der Mann, blickte stumm auf seine Kinder und zeichnete mit seinem Stocke in den Sand, als ob er etwas berechnete, und dann wandte er sich an den Gärtner und sagte, als wenn er sich für seine Kühnheit entschuldigen wollte: „Meine Frau ist nämlich so sehr krank gewesen und jetzt eben etwas besser geworden, und da wollte ich ihr eine rechte Freude antun, und weil sie Rosen, und zwar grade die weißen, so sehr liebt — so dachte ich —"

„Aber ich kann von dem Preise nichts ablassen," fiel ihm der Gärtner ins Wort, und die weiße Rose sagte im stillen: „Das ist recht, das ist recht."

Da sahen die beiden Kinder ganz stumm und ängstlich zu dem Vater empor, und der Vater überlegte und zog sein Portemonnaie aus der Tasche und zählte und zählte, und die weiße

Rose zitterte von der Wurzel bis zum Haupte in stummer, bitterlicher Angst.

Plötzlich aber war es ihr, als wenn der Hagel auf sie niederschlüge und als ob sie in tödliche Ohnmacht sinken müßte, denn sie hörte, wie der Schuhmacher sagte: „Nun denn, es ist freilich viel Geld, aber meinetwegen, ich nehm' den Stock."

Sie schlang ihre Arme um den Hals der Schwester und weinte und sträubte sich, aber ihr Zorn und ihre Verzweiflung machten sie nur immer schöner, und die Kinder schlugen jauchzend in die Hände und es half ihr nichts. Der Gärtner nahm sein Geld in Empfang, dann grub er den Stock aus dem Boden, und die weiße Rose mußte es schaudernd und bebend sich gefallen lassen, daß der arme Schuhmacher sie in seine Hände nahm und davontrug aus dem Garten, fort auf Nimmerwiedersehen von ihrer schönen, glücklichen, ach, so viel glücklicheren Schwester. —

Diese wurde am nächsten Tage, wie es verabredet war, von dem Gärtner der reichen Leute abgeholt, und sie sah so stolz und glücklich aus, wie eine Prinzessin, die zum Brautbette eines jungen Königs gerufen wird.

Sie hatte auch alle Ursache, vergnügt zu sein, denn die neue Heimat, in welche sie geführt wurde, war ganz prachtvoll. Das Haus der reichen Leute war in der Vorstadt belegen, in welcher nur Reiche wohnten, und in der Straße, in der das Haus stand, wohnten wieder nur die reichsten der Reichen. Die Straße war so vornehm, daß, wenn ein Wagen hindurchfuhr, die Pferde leise auftraten, um nicht die Ruhe der Anwohnenden zu stören, und in den Häusern lagerten solche Schätze, daß die Luft wie mit Goldstaub erfüllt war, und daß die Spatzen, wenn sie durch die Straße flogen, mit vergoldeten Schwänzen wieder herauskamen. Vor dem Hause, nach der Straße zu, war ein kleiner Vorgarten mit gelbbraunen Kieswegen, in den man durch ein kunstvoll durchbrochenes Eisengitter hineinsah, hinter dem Hause lag der eigentliche Garten, und der war groß und geräumig. Eine Backsteinmauer schloß ihn ein, so daß niemand hineinzuschauen vermochte.

Dies war nun die neue Heimat der gelben Rose, und im Augenblick, als sie den Garten betrat, erkannte sie, daß sie in vornehme Gesellschaft kam.

In der Mitte des Gartens war ein großer runder Rasen-

platz, und der Rasen sah so wohlgepflegt aus, wie der Kopf eines Mannes, der jeden Tag zum Haarkräusler geht und sich frisieren läßt; rings um den Rasenplatz herum waren Beete und in den Beeten Blumen von allen erdenklichen Arten, so daß es rings von Duft und Farben glühte und sprühte.

In der Mitte des Rasenplatzes aber war wieder ein kreisrundes Beet, und das war der vornehmste Platz im ganzen Garten, da stand ein kleiner Wald von Rosenstöcken, lauter gelbe, gelbliche, grünlich-gelbe und rötlich-gelbe Rosen, das war die Kollektion von Teerosen, von der gestern der reiche Herr gesprochen hatte. Und nach dieser Stelle hin wandte der Gärtner, der die gelbe Rose trug, seine Schritte.

Da geschah es zum ersten Male, daß in dem Herzen der gelben Rose sich etwas ganz Schlechtes regte, denn als sie gewahrte, wie all die Blumen im Garten umher die Köpfe zusammensteckten und nach ihr hinblickten und sich gegenseitig anstießen und aufmerksam machten auf die neue Bewohnerin des vornehmen Rasenplatzes, da stieg eine maßlose Eitelkeit in ihr empor, und indem sie stolze Blicke umherwarf, dachte sie bei sich: „Was seid Ihr alle gegen mich.“ Freilich entwich ihr Stolz ein wenig, und sie wurde sogar recht verlegen, als sie nun in der Mitte des Rasenplatzes angelangt war und dort ihren Standpunkt erhielt, denn sie sah, wie die Teerosen alle miteinander voller Neugier auf den neuen Ankömmling blickten, es war ihr zumute, als wenn die Blicke sie bis in das tiefste Herz durchsuchten, und dabei vernahm sie ein Surren und Zischeln von lauter flüsternden eifrigen Stimmen, welches sie beinah betäubte.

Daß sie es war, der das Gezischel und Geflüster galt, das war natürlich, und aus dem allgemeinen Gesumme von Tönen schlug hie und da ein Wort an ihr Ohr.

„Noch eine neue — fanden Sie, daß hier zuviel Platz war?“ „Im Gegenteil, es wird erdrückend eng.“ „Ich möchte nur wissen, was unsere gnädige Frau sich eigentlich denkt.“ „Wir waren ihr wahrscheinlich nicht mehr hübsch genug — hihi —“ „Haben Sie die neue denn schon gesehen?“ „Ja, ja, passabel, passabel!“

Die gelbe Rose, welche die Augen niedergesenkt gehalten hatte, machte jetzt einen tiefen Knicks und hob alsdann das glühende Haupt empor.

Da bemerkte sie denn in ihrer nächsten Umgebung einige

ältere Rosenmatronen, die ihr zunickten, freundlich-mitleidig, ungefähr wie altgediente Oberhofmeisterinnen einem kleinen armen Backfischchen zunicken, das zum ersten Male sein schüchternes Füßchen auf das glatte Parkett des Hofes setzt.

Schön aber waren die Rosenmatronen, das mußte sie gestehen, und schön überhaupt die Rosen alle, mit denen sie zusammenstand, und das eine ward ihr mit einem Male klar, daß sie nicht mehr wie bisher die einzige ihrer Art, sondern daß sie eine unter vielen ihresgleichen war.

Was aber den Rosen ein ganz besonders stattliches Aussehen verlieh, das waren kleine, zierlich gearbeitete Täfelchen, von denen jede derselben eines um den Hals trug; auf diesen Täfelchen war der Name jeder Rose aufgeschrieben, ihr Geschlecht und der Ort ihrer Herkunft.

Und was waren da für merkwürdige Dinge zu lesen; da waren Rosen, die aus China stammten, andere aus Japan, wieder andere aus Ostindien, und eine sogar von der Insel Bourbon. Ja, die Gesellschaft, in der sie sich befand, war wirklich weit her.

Nun kam der Gärtner mit dem Täfelchen heran, das für die gelbe Rose bestimmt war, und während er es ihr um den Hals hing, verstummte das Gelispel und Geflüster, denn sämtliche Rosen streckten in atemloser Spannung die Hälse aus, um zu erfahren, wer und was der neue Ankömmling eigentlich sei.

Kaum aber war der Gärtner zurückgetreten, so brach der Lärm von neuem los, und jetzt noch viel stärker als zuvor, und eigentlich recht höhnend und häßlich. Denn daß sie, wie auf dem Täfelchen zu lesen stand, aus gutem, vornehmem Rosenblute sei, das war freilich wahr, aber das verstand sich ganz von selbst, denn wie wäre sie sonst überhaupt hierher gekommen, aber der Geburtsort! der Geburtsort! „Geboren hier am Orte“ — so stand auf dem Täfelchen, und da kann man sich denken, wie sich die Rosen aus China und Japan, Ostindien und von der Insel Bourbon in die Brust warfen! Wie ein Lauffeuer ging es von einer zur anderen: „Denkt Euch nur, sie ist von hier, ganz einfach nur von hier.“

Und eine von den stolzen Rosenmatronen beugte sich ganz mitleidig zu ihr nieder und sagte: „Aber Sie armes Kind, da müssen Sie ja eine recht freudlose Jugend verlebt haben; Verkehr können Sie ja gar nicht gehabt haben?“

„O, ja doch," erwiderte die gelbe Rose rasch, „ich hatte eine Freundin; das war eine weiße Rose, mit der ich aufgewachsen und groß geworden bin."

Aber da verzog die Rosenmatrone den Mund und sagte ganz erschreckt: „Aber, liebes Kind — eine weiße Rose?" und es klang, als wenn sie hinzusetzen wollte: „Sprechen Sie das nicht so laut aus, Sie blamieren sich ja."

Und eine zweite Rosenmatrone tat, als ob sie nicht recht gehört hätte und sagte laut: „Mit einer weißen Rose haben Sie verkehrt? Wirklich? Mit einer weißen Rose?"

Nun fing die arme gelbe Rose schon an, ganz kleinlaut zu werden, denn sie hörte, wie es kichernd weiter ging: „Eine weiße Rose ist ihre Freundin gewesen," und sie begriff doch gar nicht, was daran so Schlimmes war. Die erste Rosenmatrone aber wandte sich wieder zu ihr und sagte: „Liebes Kind, das kann ich mir ja gar nicht denken; eine weiße Rose — das ist doch kein Umgang für Sie? Das ist ja etwas ganz Ordinäres."

Da überkam es die gelbe Rose mit tiefer Scham, daß sie von der vornehmen Welt doch so gar nichts verstand, und daß sie ihren eigenen Wert so gänzlich verkannt hatte, und sie wurde ganz verwirrt und sagte ganz schüchtern: „Nun — wenn ich gesagt habe, daß wir Freundinnen gewesen sind, so war das wohl etwas zu viel gesagt."

„Das habe ich mir wohl gedacht," sagte darauf die Rosenmatrone, „die Person hat sich wahrscheinlich an Sie gedrängt, und Sie waren zu gutmütig, um sie abzuweisen."

Und wie die gelbe Rose nun alle Augen fragend auf sich gerichtet sah, da entsank ihr der Mut und sie sagte ganz leise: „Nun — ja — so wird es wohl gewesen sein." Kaum aber hatte sie das gesprochen, da fiel es ihr schwer aufs Herz, welch eine Abscheulichkeit sie eben begangen hatte, und sie dachte an ihre arme weiße Rose, der es so schlecht, so schlecht erging, und da neigte sie schweigend das Haupt, hörte nichts und sah nichts mehr von allem, was um sie vorging, und weinte still vor sich hin in ihren zitternden Busen. —

Unterdessen hatte die weiße Rose in den Händen des armen Schuhmachers ihren Weg nach der Stadt fortgesetzt, und die Heftigkeit ihres Jammers war allmählich in dumpfe, stumme Verzweiflung übergegangen.

Widerstand war nutzlos, das hatte sie erfahren, daher ergab sie sich in ihr trostloses Schicksal, ließ willenlos alles mit sich geschehen, und ihr schönes Haupt hing matt und todestraurig hernieder.

Der Weg war endlos lang, der Schuhmacher hatte kein Geld, um zu fahren, daher mußte zu Fuß gegangen werden. Der Vater schritt voran, die beiden Kinder trippelten Hand in Hand hinter ihm drein.

Wie sie nun immer tiefer in die Stadt hineinkamen, wo die Straßen immer heißer und dunstiger wurden, und als sie sahen, wie die Rose ihr Haupt niederhangen ließ, da sagte das Brüderchen zum Schwesterchen: „Ach, sieh nur die arme Rose, wie müde die aussieht; es wird ihr gewiß zu heiß.“ Und das Schwesterchen erwiderte: „Sie hat gewiß Durst, und sobald wir zu Hause sind, müssen wir ihr zu trinken geben.“

Dann legten die Kinder ihre kleinen Hände unter das Haupt der Rose, damit ihr das Blut nicht zu Kopfe stiege, wenn es so tief niederhing, und sie wechselten miteinander ab, so daß bald das Brüderchen sie stützte und bald das Schwesterchen, und dabei sagten sie fortwährend: „Ach, du arme, schöne, liebe Rose — warte nur, wenn wir nur erst zu Hause sind.“

Die weiße Rose ließ sich auch das gefallen, wie sie sich eben alles jetzt gefallen ließ, aber sie machte die Augen zu und sah die Kinder nicht an und dankte ihnen nicht, denn grade auf die Kinder war sie am allerböseſten, die waren ja an ihrem ganzen Unglück schuld.

Endlich, endlich, als es schon ganz dunkel geworden war, kamen sie da an, wo der arme Schuhmacher wohnte. Da öffnete die weiße Rose die Augen und blickte auf. Die Straße war ganz schön, und das Haus, in das sie eintraten, sah sogar recht stattlich aus — aber — aber — als sie in den Flur gekommen waren und die Haustür hinter sich geschlossen hatten, da öffneten die Kinder links im Flur eine Glastür, und von der Glastür führten Stufen hinunter, und plötzlich ward es der armen Rose klar, daß sie fortan in einer Kellerwohnung zu leben haben würde. Und so war es in der Tat, denn der arme Schuhmacher war Portier in dem stattlichen Hause.

Eine Kellerwohnung! Das also war die Erfüllung ihrer einstigen Zukunftsträume! Da bäumte sich noch einmal die Verzweiflung im Herzen der weißen Rose auf, und sie hatte nur

noch einen Gedanken und einen Wunsch, daß sie bald, recht bald sterben möchte.

Die Kinder aber waren schon die Stufen der Treppe hinuntergepoltert und jetzt hörte man drunten ihre Stimmen, indem sie riefen: „Mutter, Mutter, sieh einmal, was wir dir mitbringen!“

Da richtete sich auf dem ärmlichen Sofa, das im Zimmer drunten stand, eine blasse, schwache Frau auf, die auf dem Sofa lag, und während die Kinder sich an sie drängten und sie mit ihren kleinen Armen umfingen, trat der arme Schuhmacher vor die blasse Frau und hob die weiße Rose in beiden Händen empor und zeigte sie ihr, ohne ein Wort zu sagen.

Da traten der blassen Frau zwei Tränen in die großen, weitgeöffneten Augen, und sie faltete schweigend die Hände und sah bald auf die Rose, bald auf ihren Mann, so daß man nicht hätte sagen können, ob es aus Freude an der herrlichen Blume geschah, oder weil sie Gott im stillen dankte, daß er ihr einen so guten Mann gegeben hatte.

Dann aber sagte sie ganz beklommen: „Nein, welch eine Pracht; die ist doch aber gar zu schön für uns, die herrliche Rose; nun sorgt nur dafür, Kinder, daß sie es gut bei uns hat.“

Das ließen sich denn die Kinder nicht zweimal sagen; sie liefen hinaus und kamen bald darauf mit einem großen, großen Blumentopf zurück, der war ganz mit schöner, weicher, schwarzer Gartenerde gefüllt, und da wurde die weiße Rose hineingepflanzt. Dann stellten sie den Blumentopf auf den Tisch und holten in einer kleinen Gießkanne Wasser und gossen es auf die Erde in dem Topfe.

Und da stand nun die weiße Rose auf dem Tische, mitten in der dürftigen Stube der armen Leute, und wie ihr Haupt am Stocke niederhing, da sah sie aus wie ein bleiches Königskind, das man aus dem Palaste geraubt und in ferne niedere Verbannung gebracht hatte.

Alsdann bekamen die Kinder ihr Abendbrot, jedes nur ein Stück Brot mit ein wenig Butter darauf, das war alles; aber sie schienen damit zufrieden zu sein, sie setzten sich auf eine Kommode dem Tische grade gegenüber, auf welchem die Rose stand, ließen die Beine herunterhängen und aßen ihre mageren Butterbrote, indem sie fortwährend zu der weißen Rose hinübersahen

und ihr zunickten. Dann wurden sie zu Bette gebracht, und bald darauf legten sich auch die Erwachsenen zur Ruhe, und das Licht wurde ausgelöscht, und dann ward es tiefe, stille Nacht.

Alles schlief, nur die weiße Rose konnte nicht schlafen, die hielten die schweren, bitteren Gedanken wach.

Aber plötzlich wurde es hell, und siehe da, das war der Mond, der gekommen war und in das Fenster blickte.

Er schickte einen breiten silberweißen Strahl in die Stube hinunter zu seiner lieben weißen Rose, mit der er so manches Mal sich kosend unterhalten hatte, und die Rose freute sich darüber, denn sie erkannte, daß sie doch nicht ganz vergessen war, und badete sich in dem weichen weißen Lichte.

Ob es nun aber das zaubergewaltige Licht des Mondes sein mochte, das ja in denen, die es zu durstig einsaugen, wunderbare Gedanken und Träume hervorruft — genug, es war der Rose, als ob sie zu träumen anfinge, einen seltsamen, wunderbaren Traum: es schien ihr, als ob sie zwei Engel in das Zimmer treten sähe, zwei kleine, reizend liebliche Engel, die auf nackten Füßen über die Dielen huschten, mit langen blonden Haaren, und die weißen kleinen Leiber nur mit einem Hemdchen bekleidet. Die schoben zwei Stühle an den Tisch auf dem sie stand und kletterten auf die Stühle hinauf und näherten ihre Gesichter dem Antlitz der Rose und küßten sie ganz leise, leise auf die Blätter und in den süßen, duftenden Kelch. Und die Rose schauerte und bebte und trank mit tiefer, schweigender Lust den Hauch der jungen Lippen und wußte sich das holde Wunder nicht zu erklären.

Dann sprangen die Engelchen wieder von den Stühlen herab, schoben die Stühle beiseite und kicherten und verschwanden, wohin? dahin, wo die Kinder hingegangen waren, als sie zu Bett geschickt wurden; und da fuhr die Rose auf; wäre es denn möglich gewesen — die beiden, die ihr so lieblich erschienen waren, die sie für Engel gehalten hatte — das wären wirklich gar die beiden Kinder gewesen? Der Gedanke verdarb ihr nun freilich alle Freude an dem vermeintlichen Traum, denn sie wollte nun einmal den Kindern gram sein; trotzdem konnte sie sich der Erinnerung nicht erwehren, wie süß es gewesen war, als die holden Lippen sie küßten, und als es Tag geworden war und die Schuhmacherfamilie in das Zimmer trat, da blickte die Rose auf und sah die Kinder an, und eigentlich war es das erstemal,

daß sie es tat, denn bis dahin hatte sie stets die Augen vor ihnen verschlossen.

Und da erkannte sie, daß es wirklich zwei reizende, hübsche Kinder waren, mit blonden Locken und großen Augen und lieblichen, freundlichen Gesichtern, und es war kein Zweifel, sie waren es gewesen, die in der Nacht aus ihren Betten aufgestanden waren, um die Rose heimlich zu küssen und zu liebkosen.

Als darauf das Frühstück verzehrt war, sagte der Vater zu den Kindern: „Heut ist ein schöner Tag, heut stellen wir unsere Rose in den Garten."

Da nahmen die Kinder den Blumentopf, in welchem die Rose stand, und trugen sie die Treppe hinauf, aus der Haustür, in den kleinen Vorgarten des Hauses, der durch ein eisernes Gitter von der Straße geschieden war, und dort stellten sie sie auf, mitten in die schöne warme Morgensonne hinein. Da konnte nun die Rose auf die Straße blicken und sie sah die Wagen, die vorüberfuhren, und die Menschen, die die Straße hinauf- und hinabgingen, und das alles war für sie neu und hübsch zu sehen, und obschon sie es sich nicht gestehen wollte, fühlte sie sich eigentlich ganz behaglich.

Grade hinter ihr, zu ebener Erde, war das Fenster der Schuhmacherwohnung, das Fenster war weit geöffnet und hinter demselben saß der Schuhmacher auf einem erhöhten Stuhle und arbeitete und hantierte an seinen Stiefeln und Schuhen.

Die Rose schaute ihn an und blickte in das Zimmer hinter ihm, und da jetzt die Morgensonne freundlich hineinschaute, sah das Zimmer gar nicht so traurig aus wie gestern abend, sondern ganz nett und blitzblank und sauber.

Dann kamen wieder die Kinder aus dem Hause mit Schulmappe und Schiefertafel, um zur Schule zu gehen, und wie sie am Gitter vorübergingen, legten sie die Gesichter daran und nickten der Rose zu und sagten: „Auf Wiedersehen" — und obschon es die Rose sich nicht gestehen wollte, war das eigentlich sehr niedlich anzusehen.

Und während sie noch darüber nachdachte, hörte sie eine feine Stimme hinter sich, die sagte: „Guten Morgen, Frau Rose," und als sie sich umwandte, erblickte sie einen kleinen Kanarienvogel, der in seinem Käfig in dem geöffneten Fenster hing.

Er hatte zwei kluge schwarze Äuglein und einen weißen kleinen Schnabel, mit dem letzteren sagte er noch einmal: „Guten

Morgen, Frau Rose; ich habe gestern nicht mehr Gelegenheit gehabt, Sie zu begrüßen, erlauben Sie, daß ich mich Ihnen vorstelle, mein Name ist Pieping." Das artige Wesen des Kanarienvogels gefiel der weißen Rose, und sie machte ihm einen freundlichen Knicks und ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein und fragte ihn, wie alt er wäre und wie lange er schon bei Schuhmachers wäre. Und da seufzte Herr Pieping und meinte, er wäre leider kein Jüngling mehr, denn er wäre schon ein Jahr und zwei Tage alt, vorgestern hätte er seinen Geburtstag gefeiert; bei Schuhmachers aber wäre er bereits seit drei Monaten und hoffentlich bliebe er sein ganzes Leben lang bei ihnen. Und als die Rose ihn weiter fragte, ob es ihm denn so gut bei Schuhmachers gefiele, da drehte er die Äuglein im Kopfe herum und meinte, das wären engelsgute Leute, insbesondere die Kinder, und dann wurde er so gerührt, daß er rasch einen kleinen Schluck Wasser nehmen mußte, weil ihm sonst die Tränen gekommen wären.

Die Sonne stieg höher, und es begann der Rose heiß zu werden, aber da kamen auch schon die Kinder aus der Schule zurück und nahmen den Blumentopf wieder auf und trugen die Rose in die Stube hinunter, wo es jetzt schattig und kühl war, und so taten sie heute und so taten sie den nächsten Tag und die folgenden Tage, immerfort und alles, was sie der Rose Liebes und Gutes auszuersinnen vermochten.

Und bei der Sorgfalt und Pflege, die sie fand, da regte es sich plötzlich im Herzen der Rose, ein süßes geheimnisvolles Leben erwachte in ihrem Blute, und ihr Leib begann zu knospen. Als jedoch die Knospe sich hervordrängen wollte, und als schon die Augen der ganzen armen Schuhmacherfamilie in schweigender Erwartung dem Augenblick entgegensahen, da es geschehen würde, da erhob sich noch einmal im Herzen der Rose der böse zürnende Groll. Sie wollte ihnen die Freude nicht gewähren und deshalb nahm sie keine Nahrung zu sich und stemmte sich mit aller Kraft ihres Willens gegen die drängende Natur, und sieh da, der Trieb verkümmerte, die Knospe brach nicht hervor, und die Hoffnung der armen Leute erfüllte sich nicht.

Da wurden sie sehr traurig; und in dem Augenblick kam der Wirt des Hauses vorbei, ein sehr reicher Mann, der sah, was mit der Rose vorgegangen war und sagte: „Das habe ich mir wohl gedacht; wie soll denn auch die schöne Rose bei Ihnen

hier unten fortkommen, ich will Ihnen etwas sagen, ich werde sie Ihnen abkaufen und in meinen Garten pflanzen." Und er bot dem Schuhmacher eine Summe, die war noch größer als jene, welche der Schuhmacher einst dafür bezahlt hatte.

Dieser aber erwiderte und sagte: „Ach, gnädiger Herr, es ist ja alles wahr, was Sie sagen, aber sehen Sie, wir haben die Rose nun einmal so lieb gewonnen, und wenn wir sie ansehen, dann ist uns, als ob wir einen Garten besäßen, und darum — wenn Sie es nicht übelnehmen wollen, möchte ich die Blume noch ein paar Tage behalten, ob sie nicht vielleicht noch eine Knospe treibt — und wenn es dann wieder nichts wird, dann will ich sie Ihnen in Gottes Namen verkaufen."

Da ging der Wirt des Hauses davon, und man sah ihm an, daß er sich ärgerte.

Der Rose aber, die alles mit angehört hatte, zuckte ein Glücksstrahl durch die Seele: nun war ja Hoffnung vorhanden, daß sie aus der verhaßten Kellerwohnung hinwegkam; sie brauchte nur zu wollen, so fand sie im Garten des reichen Mannes ein schönes, glänzendes Schicksal. Und also beschloß sie zu tun.

Doch als es Nacht geworden war und alles schwieg und schlief, da kam es wieder ganz leise, leise in das Zimmer gehuscht und das waren wieder wie damals die Kinder, mit nackten Füßen, mit Hemdchen bekleidet, so wie sie aus den Betten gesprungen waren, zwei kleinen Engeln gleich. Aber sie kicherten dieses Mal nicht, und als der Mond ihre Gesichter beschien, da sahen sie blaß und traurig aus.

Und wieder wie damals rückten sie zwei Stühle heran und kletterten zu ihr empor, und wieder wie damals küßten sie die Rose; aber während sie es taten, weinten sie und ihre Tränen flossen in den Kelch der Rose. „Nun haben wir nichts mehr," sagten sie flüsternd, „nun haben wir keine Rose und keinen Garten mehr, nun haben wir nichts mehr." Und damit gingen sie hinaus, zurück in ihre Betten.

Als sie hinaus waren, schloß die Rose die Augen und versuchte zu schlafen, aber sie fand keinen Schlaf, denn auf ihrem Herzen glühte und brannte etwas, das waren die Tränen der Kinder, die darauf gefallen waren.

Am nächsten Morgen, als es noch ganz früh und keiner

von den Menschen aufgestanden war, horch, da klopfte es ans Fenster und das war der Morgenwind, der hereingeflogen kam.

Die Rose hatte ihn nicht wiedergesehen, seitdem sie aus dem Garten fort war, darum freute sie sich über seinen Besuch. Und der Morgenwind ging im Zimmer auf und ab, blies den Staub von den Möbeln und Geräten, und man sah es ihm an, daß er aufgeregt war.

„Ich komme soeben von Ihrer Schwester,“ sagte er, „von der gelben Rose.“

Da wurde die weiße Rose begierig, zu erfahren, wie es der erging; aber der Morgenwind, der sonst ein so lustiger Geselle war, wurde ganz ernst.

„Ach,“ sagte er, „das ist eine traurige Geschichte; der geht es schlecht. Die Teerosen, unter denen sie so verloren steht, daß ich sie kaum von ihnen zu unterscheiden vermag, sind ihr giftig und bös, und nächstens wird die ganze Herrlichkeit ein Ende haben.“

„Wie meinen Sie denn das?“ fragte die weiße Rose.

„Je nun,“ sagte der Morgenwind, „wissen Sie, was Launen sind?“

„Nein,“ versetzte die Rose.

„Nun, sehen Sie,“ fuhr der Morgenwind fort, „das sind kleine schwarze Käfer, die aber sehr teuer und kostspielig sind und darum mit Vorliebe von den reichen Leuten gehalten werden.“

„Wozu brauchen sie sie denn?“ fragte die Rose.

„Sie spielen damit, um sich die überflüssige Zeit zu vertreiben,“ erwiderte der Morgenwind. „Sie lassen sie in der Stube umherfliegen, dann fangen sie sie ein und setzen sich dieselben auf den Kopf.“

„Wie sonderbar,“ sagte die Rose.

„Ja, aber es ist nun einmal Mode,“ meinte der Morgenwind. „Die Bankierfrau nun, um zu zeigen, daß sie in jeder Beziehung die reichste ist, hält sich, wie Sie denken können, von den Käfern eine große Menge; jeden Tag braucht sie mindestens einen, meistens aber zwei oder drei neue. Und dann setzt sie sich dieselben auf den Kopf und läßt sie sitzen, bis daß sie sie tüchtig kneifen und zwicken, denn die Käfer, müssen Sie wissen, haben scharfe kleine Zangen, und dann fängt sie an zu schreien und zu weinen, bis daß ihr Mann kommt. Der muß ihr die Käfer vom Kopfe nehmen und sie zum Fenster hinauswerfen,

und mit diesem Spiele vertreiben sie sich jeden Tag die Zeit. Nun müssen Sie ferner wissen, daß den Leuten, wenn ihnen die Käfer auf dem Kopfe sitzen, immer ganz seltsame Schnaken und Gedanken einfallen; und so ist es der Bankierfrau plötzlich in den Sinn gekommen, daß die Teerosen ihr eigentlich langweilig wären und sie an Stelle derselben Kamelien pflanzen wolle. Das wird denn nun geschehen, und wenn der Herbst kommt, werden die Teerosen aus dem Boden gerissen werden —"

„Und was wird mit ihnen geschehen?" fiel die weiße Rose ganz ängstlich ein.

„Fortgeworfen werden sie," erwiderte der Morgenwind, „und unsere arme gelbe Rose, Ihre Schwester, mitten darunter; begreifen Sie nun, warum ich so traurig bin?"

„Ja, ja," fuhr er fort, als er die weiße Rose ganz stumm dastehen sah, „Sie haben es besser getroffen; Sie werden gehegt und gepflegt, und hier gibt es keine schwarzen Käfer, vor denen Sie sich zu fürchten brauchen," und damit tat er noch einen Seufzer und nahm die roten Frackschöße auf und flog zum Fenster hinaus.

Die weiße Rose war noch immer ganz stumm, und als der Morgenwind schon lange davongeflogen war, glaubte sie noch immer seine Worte zu hören: „Sie haben es besser getroffen," und plötzlich hob es an, in ihrem Herzen zu flüstern und zu rumoren, und als sie hinsah, was in ihrem Herzen vorging, da sah sie, daß es die Scham war, die eingezogen war und sich häuslich bei ihr einrichtete.

Ja, die Rose schämte sich, und wenn sie in ihr Herz herniedersah, dann blickte die Scham zu ihr auf und sagte: „Du Undankbare," und als die Schuhmacherfamilie hereinkam und sie die traurigen Gesichter der Kinder sah, da las sie in den Augen derselben wieder das böse Wort: „Du Undankbare."

Da war es der Rose, als gäbe es einen Stoß durch ihr ganzes Innere, als hätte sie bisher geschlafen und wäre plötzlich aufgewacht, und als die Kinder sie heute in den Vorgarten hinausgetragen hatten, da trank sie von dem reinen, kühlen Wasser, das sie ihr gespendet, und aß von der schönen, weichen, schwarzen Gartenerde, so daß Herr Pieping ihr zurief: „Gesegnete Mahlzeit, Frau Rose, gesegnete Mahlzeit."

Der Rose aber war zumute, als hätte ihr ganzes Innere sich in fließende Glut verwandelt, ihr Blut und ihre Säfte

stiegen wie sprudelnde Quellen herauf und herab, und da noch kaum zwei Tage umgegangen waren, da begann ihr Leib von neuem zu knospen, ein Auge blickte schüchtern hervor. Und als die Kinder, die ihr unablässig zugesehen hatten, nun in atemloser Hast gelaufen kamen und die Eltern heranriefen, um das holde Ereignis zu sehen, da lächelte die Rose in stummer Lust in sich hinein, und siehe da, eine zweite Knospe brach hervor und nach der zweiten, als wollte sie sich gar nicht mehr erschöpfen in Gebe- und Gewährungsfreude, eine dritte. Und als nun eines Morgens der arme Schuhmacher mit seiner blassen Frau und seinen hübschen zwei Kindern über die Schwelle in das Zimmer traten, da blieben sie alle, wie gebannt von einem wunderbaren Bilde, auf der Schwelle stehen, denn auf dem Tische erblickten sie das schöne Haupt ihrer geliebten weißen Rose, das sich in mütterlicher Lust über zwei junge, kleine schneeweiße Rosen herabbeugte, die aus dem Stocke über Nacht entsprossen waren.

Und die Rose neigte und beugte sich, von ihren flüsternden Lippen ging ein süßer Duft, der die Wohnung der armen Leute in ein kleines Paradies verwandelte, und wenn diese die Sprache der Blumen verstanden hätten, so würden sie gehört haben, wie die Rose sagte: „Eurer Liebe zuliebe, Eurer Güte zum Danke."

Durch das ganze Haus ertönte das Jubelgeschrei der beiden Kinder, alles, was im Hause wohnte, kam herbei, um das schöne Blumenwunder zu sehen, und als die Rosenfamilie heute in den Vorgarten gebracht wurde, blieben die Vorübergehenden auf der Straße stehen, und die weiße Rose feierte einen großen Triumph ihrer Schönheit.

Alles freute sich, nur der Wirt des Hauses war ärgerlich, und es nagte und fraß der Gedanke in seinem Herzen fort, daß der arme Schuhmacher es gewagt hatte, ihm seinen Wunsch nicht zu erfüllen und ihm die Rose nicht zu verkaufen. Und da bekanntlich der Groll ein gefährliches Unkraut ist, das, wenn man es nicht schnell aus dem Herzensboden ausjätet, um sich greift und überhand nimmt, so wurde er von Tag zu Tag dem armen Mann aufsässiger und giftiger, und als der Herbst vor der Tür stand, da saß eines Tages die arme Schuhmacherfamilie mit sorgenden Gesichtern und verweinten Augen da; der Herr des Hauses hatte dem Vater seine Stelle gekündigt, und sie mußten aus dem Hause.

Da ging es der Rose wie ein tiefer, schneidender Vorwurf

durch die Seele, denn wer trug die Schuld am Unglück der armen Menschen? Wer anders als sie?

Wieder kam die Nacht und wieder mit der Nacht ein Traumgesicht, diesmal aber kein freundliches, liebliches wie vordem, sondern ein düsteres, schreckliches: nicht die zwei Kinder, sondern ein keuchender, alter, entsetzlicher Mann, der mit schlürfenden Schritten von draußen hereinkam und auf die Kammer zuschlich, wo die Kinder in ihren Bettchen lagen. Nie hatte die Rose etwas so Grauenvolles gesehen, wie diese Gestalt, nie etwas so Schreckliches gehört, als das heisere Geflüster, das aus seinem scheußlichen, zahnlosen Munde kam, und als sie ihn jetzt in die Kammer treten sah, da erstarrte sie in lähmendem Entsetzen.

Ein seltsames, fahlgelbes Licht war um die Gestalt her gebreitet, und beim Schimmer dieses Lichtes gewahrte die Rose, wie sich der Fürchterliche über die Kinder beugte und die dürre Hand nach ihren Häuptern ausstreckte, und wie von den süßen kleinen Gesichtern die Röte entwich und sie sich verzerrten in bitterlichem Jammer. Da erfaßte die Rose ein namenloses Weh, sie hob ihr Haupt zum Himmel und ihre Lippen flüsterten: „Rette sie! Rette meine armen, kleinen, unschuldigen Lieblinge!“ Und von ihren bebenden Lippen ging der Duft wie ein Gewölk durch den Raum, bis in die Kammer, und da richtete sich der gräßliche Alte auf und trat heraus und rief der Rose zu: „Dufte nicht so süß, du hast kein Recht mehr, hier zu bleiben und zu sein, hier gebiete jetzt ich, ich der Hunger! der Hunger! der Hunger!“

Aber die Rose flehte noch einmal, noch inbrünstiger zum Himmel und rief: „Laß sie mich ihnen vergelten, den armen Leuten, all die Liebe, die sie mir getan, laß sie mich ihnen vergelten an ihrem Besten und Liebsten, an ihren Kindern!“

Immer mächtiger, immer berauschender ward ihr köstlicher Duft, immer wütender die Blicke, die der Unhold auf sie schoß, aber es half ihm nichts, er konnte des Duftes nicht Herr werden, konnte nicht zurück in die Kammer, weil der süße Hauch der Rose einem Schleier gleich zwischen ihm und der Kammertür wogte, und plötzlich wandte er sich, und taumelnd und betäubt entwich er aus der Stube.

Wenige Tage später geschah es, da kam der arme Schuhmacher, der jetzt tagaus, tagein nach einem Unterkommen suchte,

nach Hause zurück und sein gramvolles Gesicht war heiter, er hatte eine Stelle gefunden.

In der reichsten Vorstadt, erzählte er, läge das neue Haus, und es gehörte einem Herrn Bankier, und das sollte der reichste Mann der ganzen Stadt sein.

Da horchte die weiße Rose hoch auf — das klang ihr so bekannt, und doch wußte sie nicht genau, weshalb.

Es war ein prächtiges Haus, in welches die Schuhmacherfamilie nun einzog, und die Besitzer desselben waren sehr, sehr reich.

„Denkt Euch," sagte eines Tages der Vater, als er zu den Seinigen in das Zimmer trat, „wie reich unsere Herrschaft ist, die gnädige Frau vom Hause hat alle ihre schönen Rosenstöcke, die viele tausend Mark gekostet haben, plötzlich ausreißen lassen, um nächsten Frühling Kamelien dafür zu pflanzen, und da hat mir der Gärtner eine von den schönen Rosen geschenkt, weil er sagte, daß sie krank geworden sei und nicht mehr verkauft werden könnte." Und bei diesen Worten holte der Schuhmacher ein Papier hervor, in welchem eine herrliche gelbe Rose eingewickelt war, und da war es der weißen Rose, als schlüge der Blitz herab, denn es war die, mit der sie aufgewachsen und groß geworden war in bunten schönen Zukunftsträumen, ihre gelbe Rose, ihre Schwester.

Auch die gelbe Rose hatte ihre weiße Schwester erkannt, aber sie konnte ihr nur matt und traurig zulächeln, denn durch die grausame Behandlung, die man ihr hatte zuteil werden lassen, war sie matt und todeskrank geworden.

Und als die Kinder, die ihr gleichfalls einen Blumentopf besorgt hatten, sie neben die weiße Rose gestellt hatten, und als sie die Schwester neben sich stehen sah in der holden Fülle der Liebe und des Glückes, da schlang sie sich noch einmal mit beiden müden Armen um die Schwester, noch einmal ruhten die Angesichter der Rosen Wange an Wange, und die gelbe Rose sprach: „Einst nanntest du mich glücklich und beneidetest mein Schicksal — das war am Anfange unserer Tage; heute nenne ich dich glücklich und beneide dein Los, und dieses tue ich am Ende meiner Tage, darum hat mein Wort heut mehr Gewicht als deines dazumal; und weil ich nun fort muß von der Erde, die mir soviel versprochen und wenig gehalten hat, so nimm du alles Glück, das für uns beide bestimmt war, für dich allein und trage es lange und froh, denn ich sehe, daß du es verdienst."

Und als sie so gesprochen, neigte die gelbe Rose ihr schönes Haupt, und als am nächsten Morgen die Kinder hereinkamen, da sagten sie traurig: „O weh, die gelbe Rose ist tot."

Da aber faßte das Schwesterchen das Brüderchen an der Hand und sagte ganz leise und heimlich: „Ach, sieh nur, wie sich unsere Rose darüber grämt — sie hat geweint," und so war es in der Tat, und die Tränen leuchteten in ihrem Kelche.

Da aber geschah etwas Wunderbares: denn plötzlich wurden die Augen des Knaben groß und leuchtend, wie sie nie gewesen waren zuvor, und er blickte stumm und starr auf die weiße Rose, als sähe er sie heute zum ersten Male. Dann nahm er, ohne ein Wort zu sagen, seine Tafel, und, die Augen nicht von der Rose ablassend, begann er zu zeichnen. Und das Schwesterchen sah ihm zu und sprach auch kein Wort, und beide saßen und saßen und vergaßen das Frühstück und alles, und erst als sie zur Schule mußten, da standen sie auf. Dann steckte er die Tafel in die Schulmappe, daß niemand sehen sollte, was er da gemacht hatte, und es war, als wenn er ein tiefes, heiliges Geheimnis mit sich trüge.

Zwei Tage darauf aber saß der arme Schuhmacher neben seiner blassen, schwachen Frau und sagte leise: „Marie, — der Lehrer von Anton hat heute mit mir gesprochen und mir gesagt, wir sollen achtgeben auf unseren Jungen, denn er hätte neulich etwas von ihm gesehen, eine Rose, die er gezeichnet hätte, und er glaubte, unser Anton könnte einmal ein großer berühmter Maler werden. Was sagst du dazu?"

Die Frau aber sagte nichts, nur ihre Augen wurden weit und groß. —

Der Schuhmacher hatte ganz leise gesprochen, als sollte niemand ihn hören. — Eine hatte ihn aber doch noch gehört, das war die weiße Rose, die aber sagte kein Wort, nur eine Ahnung ging durch ihr Herz, als sei die Opfergabe ihres Duftes an die richtige Stelle dort oben gelangt, und als hätte man dort oben vernommen, was sie erfleht. — Was aber aus dem kleinen Anton geworden sei, möchtet Ihr gerne wissen? Das erzähle ich Euch vielleicht ein andermal. —

# Das edle Blut

Ob es Menschen geben mag, die ganz frei von Neugier sind? Menschen, die imstande sind, hinter jemandem, den sie aufmerksam und angestrengt nach einem unbekannten Gegenstande ausschauen sehen, vorbeizugehen, ohne daß es sie auch nur ein bißchen prickelt, stehen zu bleiben, der Richtung seiner Augen zu folgen und zu erforschen, was jener Geheimnisvolles sieht? —

Ich für meine Person, wenn ich gefragt würde, ob ich mich zu dieser starken Menschenart zähle, weiß nicht, ob ich ehrlicherweise mit Ja antworten könnte, und jedenfalls hat es einen Augenblick in meinem Leben gegeben, wo es mich nicht nur geprickelt hat, sondern wo ich sogar dem Prickeln nachgegeben und getan habe, was jeder Neugierige tut.

Der Ort, wo das geschah, war eine Weinstube in der alten Stadt, in der ich als Referendar am Gericht arbeitete; die Zeit ein Sommernachmittag.

Die Weinstube, zu ebener Erde an dem großen Platze belegen, den man von ihren Fenstern aus nach allen Richtungen übersah, war um diese Stunde beinah leer. Für mich, der ich von jeher ein Freund der Einsamkeit gewesen bin, nur um so angenehmer.

Wir waren unserer drei: der dicke Küfer, der mir aus einer grau verstaubten Flasche einen goldgelben Muskateller in das Glas goß, dann ich selbst, der ich in einer Ecke des winkligen, gemütlichen Raumes saß und den duftigen Wein in mich einschlürfte, und endlich noch ein Gast, der an einem der geöffneten Fenster Platz genommen hatte, einen Pokal mit Rotwein vor sich auf dem Fensterbrett, eine lange, braun angerauchte Meerschaumspitze im Munde, aus der er Dampfwolken um sich verbreitete.

Dieser Mann, dem ein langer, grauer Bart das rötliche, stellenweise ins Bläuliche spielende Gesicht umrahmte, war ein alter Oberst außer Diensten, den in der Stadt jedermann kannte, er gehörte zu der Kolonie von Verabschiedeten, die sich in dem freundlichen Orte niedergelassen hatten und sich langsam dem Ende ihrer Tage entgegenlangweilten.

Gegen Mittag sah man sie in Gruppen zu zweien oder dreien bedächtig durch die Straßen wandeln, um demnächst in der Weinstube zu verschwinden, wo sie sich zwischen zwölf und eins um den runden Tisch zum Räsonnier-Appell versammelten. Auf dem Tische standen Schoppen-Flaschen mit Mosel-Säuerling,

über dem Tische schwebte eine Wolke von bläulichem Zigarrenqualm, und durch das Gewölk hindurch vernahm man die grämlichen, verrosteten Stimmen, die sich über die neuesten Ereignisse in der Rangliste unterhielten.

Der alte Oberst war auch Stammgast in der Weinstube, aber er kam nicht zur Stunde des allgemeinen Appells, sondern später, am Nachmittag.

Er war eine einsame Natur. Man sah ihn selten mit anderen zusammengehen; seine Wohnung lag in der Vorstadt, jenseits des Stroms, und aus ihren Fenstern blickte man in das weite Wiesengelände hinaus, das der Fluß, wenn er im Frühling aus den Ufern trat, unter Wasser zu setzen pflegte. Manchmal, wenn ich dort an seiner Behausung vorüberging, hatte ich ihn am Fenster stehen sehen, die rot unterlaufenen, mit tiefen Säcken umrandeten Augen nachdenklich hinausgerichtet in die graue Wasserwüste jenseits des Dammes.

Und nun saß er da an dem Fenster der Weinstube und blickte unverwandt auf den Platz hinaus, über dessen sandige Fläche der Wind, Staub aufwirbelnd, dahinstrich.

Was er nur sehen mochte?

Der dicke Küfer, der sich mit uns beiden schweigsamen Leuten langweilte, war schon vor mir auf das Gebaren des Obersten aufmerksam geworden; er stand, die Hände unter den Schößen seines Rockes auf dem Rücken zusammengelegt, mitten im Zimmer und blickte durch das andere Fenster auf den Platz hinaus.

Irgend etwas mußte da draußen doch also los sein.

Möglichst leise, um die Andacht der beiden nicht zu stören, erhob ich mich von meinem Sitze. Es war aber eigentlich nichts zu sehen. Der Platz war menschenleer; nur in der Mitte, unter dem großen Laternenkandelaber bemerkte ich zwei Schuljungen, die sich drohend gegenüberstanden.

War es das, was die Aufmerksamkeit des Alten so fesselte? —

Aber wie der Mensch nun ist — nachdem ich einmal angefangen hatte, konnte ich nicht wieder aufhören zuzusehen, bis ich festgestellt hatte, ob die drohende Prügelei wirklich zum Ausbruch kommen würde. Die Jungen waren eben aus dem Nachmittagsunterricht gekommen; sie trugen ihre Schulmappen noch unter dem Arme. Sie mochten im Alter gleich sein, aber der

eine war einen Kopf größer als der andere. Dieser größere, ein lang aufgeschossener, magerer Bursche mit einem unangenehmen Ausdruck im sommersprossigen Gesicht, vertrat dem anderen, der klein und dick war und ein gutmütiges Gesicht mit roten Pausbacken hatte, den Weg. Dabei schien er ihn mit nörgelnden Worten zu reizen. Die Entfernung aber machte es unmöglich, zu verstehen, was er sagte. Nachdem dieses ein Weilchen gedauert hatte, ging die Sache los. Beide ließen die Mappen zu Boden fallen; der kleine Dicke senkte den Kopf, als wollte er dem Gegner den Bauch einstoßen und rannte auf ihn an.

„Da wird ihn der Große bald im Schwitzkasten haben," sagte jetzt der Oberst, der den Bewegungen der Kämpfer aufmerksam gefolgt war und das Manöver des kleinen Dicken zu mißbilligen schien.

An wen er diese Worte richtete, war schwer zu sagen, er sprach sie vor sich hin, ohne einen von uns anzusehen.

Seine Voraussage bestätigte sich alsbald.

Der Große war dem Anprall des Feindes ausgewichen; im nächsten Augenblick hatte er seinen linken Arm um dessen Hals geschlungen, so daß der Kopf wie in einer Schlinge gefangen war; er hatte ihn, wie man zu sagen pflegte, „im Schwitzkasten". Die rechte Faust des Gegners, mit welcher ihn dieser im Rücken zu bearbeiten versuchte, ergriff er mit seiner rechten Hand, und nachdem er ihn so völlig gefangen und in seine Gewalt gebracht hatte, schleppte er ihn in höhnischem Triumphe einmal und noch einmal und ein drittes Mal rund um den Kandelaber herum.

„Ist ein schlapper Bengel," sagte der alte Oberst, seinen Monolog fortsetzend; „jedesmal läßt er sich so kriegen." Er war offenbar mit dem kleinen Dicken unzufrieden und konnte den langen Mageren nicht leiden.

„Die prügeln sich nämlich alle Tage," fuhr er fort, indem er jetzt den Küfer ansah, dem er, so schien es, sein Interesse an der Sache erklären wollte.

Dann wandte er das Gesicht wieder nach außen.

„Bin neugierig, ob der Kleine kommen wird?"

Er hatte dies letzte noch kaum zu Ende gebrummt, als aus den Gartenanlagen der Stadt, die dort an den Platz stießen, ein kleines, schlankes Bürschchen hervorgeschossen kam.

„Da ist er," sagte der alte Oberst. Er nahm einen Schluck Rotwein und strich sich den Bart.

Der kleine Kerl, dem man an der Ähnlichkeit sofort ansah, daß er der Bruder des Pausbäckigen sein mußte, der aber wie eine feinere und verbesserte Auflage des anderen aussah, war herangekommen, mit beiden Händen hob er die Schulmappe empor und gab dem langen Mageren einen Schlag auf den Rücken, daß es bis zu uns herüberknallte.

„Bravo," sagte der alte Oberst.

Der lange Magere trat wie ein Pferd mit dem Fuße nach dem neuen Angreifer. Der Kleine wich aus, und im selben Augenblick hatte der lange Magere einen zweiten Schlag weg, diesmal auf den Kopf, daß ihm die Mütze vom Kopfe flog.

Trotzdem ließ er den Gefangenen nicht aus dem Schwitzkasten heraus, und auch seine rechte Hand hielt er noch immer fest.

Nun riß der Kleine mit wahrhaft wütender Hast seine Mappe auf; aus der Mappe nahm er das Pennal, aus dem Pennal seinen Stahlfederhalter, und plötzlich fing er an, die Hand des langen Mageren, mit welcher dieser die Hand seines Bruders gefangen hielt, mit der Stahlfeder zu stechen.

„Verfluchter Bengel," sagte der Oberst vor sich hin, „famoser Bengel!" Seine roten Augen blickten ganz entzückt.

Dem langen Mageren wurde jetzt die Geschichte zu arg; durch den Schmerz gereizt, ließ er den ersten Gegner fahren, um sich mit wütenden Faustschlägen auf den Kleinen zu stürzen.

Dieser aber verwandelte sich vollständig in eine kleine Wildkatze. Die Mütze war ihm vom Kopfe geflogen; das gelockte Haar umklebte das todblasse, feine Gesicht, aus dem die Augen hervorglühten; die Mappe mit allem Inhalt lag an der Erde, und über Mütze und Mappe hinweg ging er dem langen Mageren zu Leibe.

Er drängte sich an den Gegner, und mit den kleinen, krampfhaft geballten Fäusten arbeitete er ihm auf Magen und Leib, daß jener Schritt für Schritt zurückzuweichen begann.

Inzwischen war auch der Pausbäckige wieder zu sich gekommen, hatte seine Mappe aufgerafft, und mit Hieben auf Rücken und Flanke des Gegners griff er wieder in den Kampf ein.

Der große Magere schüttelte endlich den Kleinen von sich, trat zwei Schritte zurück und nahm seine Mütze von der Erde auf. Der Kampf neigte sich zum Ende.

Atemlos keuchend standen sich die drei gegenüber. Der lange Magere zeigte ein häßliches Grinsen, hinter dem er die

Scham über seine Niederlage zu verstecken suchte; der Kleine, die Fäuste immer noch geballt, verfolgte jede seiner Bewegungen mit lodernden Augen, jeden Augenblick bereit, sich von neuem auf ihn zu stürzen, falls er noch einmal anfangen sollte.

Aber der lange Magere kam nicht wieder; er hatte genug. Höhnisch, mit den Achseln zuckend, zog er sich immer weiter zurück, und als er eine gewisse Entfernung erreicht hatte, fing er an zu schimpfen.

Die beiden Brüder rafften die Gerätschaften des Kleinen, die rings verstreut lagen, wieder zusammen, packten sie in die Mappe, nahmen dann ihre Mützen auf, klopften den Staub davon und wandten sich zum Nachhauseweg. Dieser führte sie an den Fenstern unserer Weinstube vorüber. Ich konnte mir den kleinen tapferen Kerl genauer ansehen; es war wirklich ein Rassegeschöpf. Der lange Magere kam wieder hinter ihnen her, laut über den Platz hinter ihnen drein schreiend; der Kleine zuckte mit unsäglicher Verachtung die Schultern. „So ein feiger langer Schlacks,“ sagte er, und plötzlich blieb er stehen, dem Feinde das Gesicht zeigend. Augenblicklich blieb auch der lange Magere stehen, und beide Brüder brachen in ein spöttisches Gelächter aus.

Sie standen jetzt grade unter dem Fenster, an dem der alte Oberst saß. Dieser beugte sich hinaus.

„Bravo, mein Junge,“ sagte er, „du bist ein schneidiger Kerl — da — trink' mal eins dafür.“ Er hatte den Pokal aufgenommen und hielt ihn zum Fenster hinaus, dem Kleinen hin. Der Knabe blickte überrascht auf, dann flüsterte er dem älteren Bruder etwas zu, gab ihm seine Mappe zu halten und nahm das große Glas in seine beiden kleinen Hände.

Nachdem er einen genügenden Schluck getrunken hatte, faßte er das Glas mit der einen Hand um den Stiel, nahm dem Bruder seine Mappe wieder ab, und ohne weiter um Erlaubnis zu fragen, reichte er auch ihm das Glas.

Der Pausbäckige tat gleichfalls einen Zug.

„So ein Bengel,“ sagte der alte Oberst, vor sich hinschmunzelnd; „ich gebe ihm mein Glas, und ohne weiteres läßt er seinen cher frère mit daraus trinken.“

Dem Kleinen aber, der jetzt das Glas wieder zum Fenster hinaufreichte, sah man am Gesichte an, daß er nur etwas getan hatte, was ihm ganz selbstverständlich erschien.

„Hat es geschmeckt?“ fragte der alte Oberst.

„Ja, danke, sehr gut,“ sagte der Knabe, rückte grüßend seine Mütze und setzte mit dem Bruder seinen Weg fort.

Der Oberst sah ihnen nach, bis daß sie um die Straßenecke bogen und seinen Blicken entschwanden.

„Mit solchen Jungen,“ sagte er dann, indem er wieder zum Selbstgespräch zurückkehrte, „es ist manchmal ’ne sonderbare Sache mit solchen Jungen.“

„Daß sie sich so auf offener Straße prügeln,“ sagte mißbilligend der dicke Küfer, der noch auf seinem Platze stand; „man wundert sich, daß die Lehrer so etwas zulassen; es scheint doch, sie sind aus anständigen Familien.“

„Das schadet gar nichts,“ grunzte der alte Oberst. „Jungens müssen ihre Freiheit haben, die Lehrer können ihnen nicht immerfort auf der Tasche sitzen; Jungens müssen sich prügeln.“

Er erhob sich von seinem Sitze, so daß der Stuhl unter ihm krachte, strich den Zigarrenstummel aus seiner Spitze in den Aschbecher und ging steifbeinig zur Wand hinüber, wo sein Hut an einem Nagel hing. Dabei setzte er seine Gedanken fort.

„Aus solchen Jungen, da kommt die Natur heraus — alles, wie’s wirklich ist — nachher, wenn das älter wird, sieht sich das alles gleich — da kann man Studien machen — an solchen Jungen.“

Der Küfer hatte ihm den Hut in die Hand gegeben; der Oberst nahm seinen Pokal noch einmal auf, in dem noch ein Rest Rotwein stand.

„Verfluchte Bengel,“ brummte er, „haben mir alles weggetrunken.“ Beinah wehmütig blickte er auf die dürftige Neige, dann setzte er den Pokal nieder, ohne auszutrinken.

Der dicke Küfer wurde plötzlich lebendig.

„Trinken Herr Oberst vielleicht noch eins?“

Der Alte hatte, am Tische stehend, die Weinkarte aufgeschlagen und brummte vor sich hin.

„Hm — eine andere Sorte vielleicht — kriegt man aber nicht in Gläsern — eine Flasche allein — etwas zu viel.“

Sein Blick ging langsam zu mir herüber; ich las in seinen Augen die stumme Frage des Menschen an den Nebenmenschen, ob er ihm helfen will, eine Flasche Wein zu bewältigen.

„Wenn der Herr Oberst erlauben,“ sagte ich, „ich bin gern bereit, eine Flasche mitzutrinken.“

Er erlaubte es, und offenbar nicht ungern. Er schob dem Küfer die Weinkarte zu, unterstrich mit dem Zeigefinger eine Sorte und sagte im Befehlshabertone: „Davon eine Flasche.“

„Das ist eine Marke, die ich kenne,“ wandte er sich zu mir, indem er den Hut auf den Stuhl warf und sich an den Tisch setzte, „ein edles Blut.“

Ich hatte mich zu ihm an den Tisch gesetzt, so daß ich sein Gesicht von der Seite sah. Seine Augen waren den Fenstern zugekehrt, und indem er an mir vorbei in den Himmel hinausblickte, spiegelte sich das Rot des Sonnenuntergangs in seinen Augen.

Ich sah ihn zum ersten Male in solcher Nähe.

In seinen Augen war etwas Traumverlorenes, und indem seine Hand mechanisch durch den langen grauen Bart strich, sah es aus, als stiegen aus der Flut der Jahre, die hinter ihm verrauscht waren, Gestalten vor ihm auf, die jung gewesen waren, als er jung war, und die nun waren — wer sagte mir, wo? Die Flasche, die uns der Küfer brachte und vor uns auf den Tisch stellte, enthielt einen köstlichen Trank. Ein alter Bordeaux, ganz braun und ganz ölig, floß in unsere Gläser. Ich nahm den Ausdruck auf, den der Alte vorhin gebraucht hatte: „Das muß ich sagen, Herr Oberst, es ist wirklich ein edles Blut.“

Seine roten Augen kamen aus der Ferne zurück, rollten zu mir herüber und blieben auf mir haften, als wollte er sagen: „Was weißt du? —“

Er tat einen tiefen Schluck, trocknete sich die angefeuchteten Barthaare und sah über das Glas hin. „So sonderbar,“ sagte er, „wenn man alt wird — man denkt viel mehr an die frühesten Zeiten zurück, als an das, was später war.“

Ich schwieg, ich hatte das Gefühl, daß ich nicht sprechen und fragen sollte. Wenn der Mensch sich erinnert, dichtet er, und dichtende Menschen muß man nicht befragen. Eine lange Pause trat ein.

„Was man so für Menschen kennen lernt,“ fuhr er fort. „Wenn man so denkt — manche, die leben und leben — wäre manchmal viel besser, sie lebten nicht — und andere — haben fortgemußt — viel zu früh.“ Mit der flachen Hand strich er über die Tischplatte. „Da unten liegt vieles.“

Es sah aus, als bedeute ihm die Tischplatte die Oberfläche der Erde, und als dächte er an die, welche unter der Erde liegen.

„Mußte vorhin so daran denken“ — seine Stimme klang dumpf — „wie ich den Jungen sah. So ein Junge — da kommt die Natur 'raus, spritzt ordentlich 'raus, — armsdick. Da sieht man ins Blut hinein. Ist aber schade — das edle Blut geht leicht verloren — leichter als das andere. — Habe einmal so einen Jungen gekannt.“

Da war's.

Der Küfer hatte sich in die hintere Ecke der Stube gesetzt; ich verhielt mich lautlos; durch die Stille des Zimmers ging die schwere Stimme des alten Obersten, in Pausen, wie Windstöße, die einem Ungewitter oder einem schweren Ereignis der Natur vorangehen.

Seine Augen rollten wieder über mich hin, als wollten sie mich daraufhin prüfen, ob ich zuhören könnte. Er fragte nicht, ich sagte nichts, aber ich sah ihn an, und mein Blick mochte ihm erwidern: „Erzähle.“

Er fing aber noch nicht gleich an, sondern zog erst mit Bedachtsamkeit eine große Zigarrentasche von hartem braunem Leder aus der Brusttasche seines Rocks, nahm eine Zigarre heraus und zündete sie langsam an.

„Kennen ja wohl Berlin,“ sagte er, indem er das Streichholz ausblies und die erste Qualmwolke über den Tisch schickte, „sind auch wohl schon auf der Stadtbahn gefahren —“

„O ja, manchmal.“

„Hm — na, wenn Sie vom Alexanderplatz nach der Jannowitzbrücke fahren, hinter der Neuen Friedrichstraße entlang, dann liegt da auf der rechten Seite in der Neuen Friedrichstraße ein großer alter Kasten, das ist das alte Kadettenhaus.“

Ich nickte bestätigend.

„Das neue da draußen in Lichterfelde, das kenne ich nicht, aber das alte, das kenne ich — ja — hm — bin nämlich seinerzeit auch Kadett gewesen — ja — das kenne ich.“

Die Wiederholung seiner Worte gab mir das Gefühl, daß er nicht das Haus nur, sondern auch mancherlei kennen mochte, was sich in dem Hause begeben hatte.

„Wenn man vom Alexanderplatz kommt,“ fuhr er fort, „dann kommt zuerst ein Hof mit Bäumen. Jetzt wächst Gras in dem Hofe; zu meiner Zeit noch nicht, denn da wurde exerziert, und die Kadetten gingen drin spazieren, wenn Freistunde war. Dann kommt das große Hauptgebäude, das einen vier-

eckigen Hof umschließt, der der ‚Karreehof‘ hieß, und da gingen die Kadetten auch spazieren. In den können Sie von draußen nicht hineinsehen, wenn Sie vorbeifahren.“

Ich nickte wieder bestätigend.

„Und dann kommt noch ein dritter Hof; der ist kleiner, und an dem liegt ein Haus. Weiß nicht, wozu es jetzt gebraucht wird; damals war es das Lazarett. Da können Sie auch noch das Dach von der Turnhalle sehen, wenn Sie vorüberfahren, denn neben dem Lazarett war der Hauptturnplatz. Da war ein Sprunggraben und Klettergerüste und alles mögliche andere — jetzt ist das alles fort. Aus dem Lazarett ging eine Tür auf den Turnplatz hinaus, die war aber immer verschlossen. Wenn man ins Lazarett hineinwollte, mußte man vorne hineingehen, über den Hof weg. Die Tür also, wie gesagt, war immer verschlossen; das heißt, sie wurde nur bei besonderen Gelegenheiten aufgemacht, und das war dann jedesmal eine sehr schlimme Gelegenheit. Hinter der Tür nämlich war die Totenkammer, und wenn ein Kadett gestorben war, dann wurde er da hineingelegt, und die Tür blieb so lange offen, bis die anderen Kadetten an ihm vorbeigeführt worden waren, um ihn noch einmal zu sehen, und bis er hinausgetragen wurde — ja — hm.“ Eine lange Pause folgte.

„Von dem neuen Hause da draußen,“ fuhr der alte Oberst in etwas geringschätzigem Tone fort, „in Lichterfelde, wie gesagt, davon weiß ich nichts, habe aber gehört, daß das jetzt eine große Geschichte ist, mit einer Masse Kadetten. Da in der Neuen Friedrichstraße waren nicht sehr viele, nur vier Kompagnien, und die verteilten sich auf zwei Klassen: Sekundaner und Primaner, und dazu kamen dann noch die Selektaner, die nachher als Offiziere in die Armee kamen und die man die ‚Bollen‘ nannte, weil sie die Aufsicht über die anderen führten und man sie darum nicht leiden konnte.

„Bei der Kompagnie, bei der ich stand — es war nämlich die vierte —, da waren nun zwei Brüder, mit denen ich auch in der Klasse zusammensaß, in Sekunda. Der Name tut nichts zur Sache — aber — na, sie hießen also v. L. Bei den Vorgesetzten hieß der ältere von beiden L. I und der kleinere, der eineinhalb Jahr jünger war als der andere, L. II; bei uns Kadetten aber hießen sie das große und das kleine L. Das kleine L, ja — hm —“

Er rückte auf seinem Stuhle, seine Augen blickten ins Weite. Es schien, daß er bei dem Gegenstande seiner Erinnerung angelangt war.

„So etwas verschiedenes von Brüdern habe ich nun eigentlich nie wieder gesehen," fuhr er fort, indem er eine dicke Wolke aus seiner Meerschaumspitze blies. „Das große L war ein vierschrötiger Bengel mit plumpen Gliedern und einem dicken Kopf, das kleine L wie eine Weidengerte, so schlank und elastisch. Er hatte einen kleinen, schmalen Kopf und blondes, welliges Haar, das sich von selbst lockte, und ein Näschen, wie ein kleiner Adler und überhaupt — es war ein Junge —"

Der alte Oberst tat einen schnaufenden Atemzug. „Nun muß man nicht denken, daß so etwas unter den Kadetten gleichgültig war; sondern im Gegenteil. Kaum daß die Brüder aus der Voranstalt, ich glaube, sie kamen aus Wahlstatt, im Kadettenhaus in Berlin eingerückt waren, hatte es sich schon entschieden: das große L wurde links liegen gelassen, und das kleine L war der allgemeine Liebling.

„Unter solchen Jungens ist das nämlich eine komische Geschichte: die Großen und Starken, das sind die Könige, und wem sie ihre Gunst zuwenden, dem geht es gut. Das schafft ihm auch bei den anderen Respekt, und es getraut sich so leicht keiner an den heran. Solche Jungen — da kommt eben die Natur noch 'raus; das ist halb wie bei den Tieren, und vor dem größten und stärksten Tier kuschen sich die anderen."

Erneute Stöße aus der Meerschaumspitze begleiteten diese Worte.

„Wenn die Kadetten in der Freistunde 'runterkamen, dann fanden sich immer die zusammen, die gut freund miteinander waren, und die gingen dann Arm in Arm um den Karreehof spazieren und nach dem Hofe, wo die Bäume stehen, und so immerzu, bis daß zur Arbeitsstunde getrommelt wurde.

„Das große L — na — das schloß sich denn nun eben da an, wo es grade Anschluß fand, und stakte mißmutig vor sich hin — das kleine L dagegen, kaum daß er auf den Hof 'runtergekommen war, wurde er schon von zwei oder drei anderen Großen unter den Arm genommen und mußte mit ihnen spazieren gehen. Und das waren sogar Primaner. Für gewöhnlich nämlich fiel es so einem Primaner gar nicht ein, mit einem ‚Schnappsack' aus Sekunda zu gehen, die standen tief unter ihrer Würde;

aber mit dem kleinen L war das etwas anderes, da wurde eine Ausnahme gemacht. Trotzdem war er bei den Sekundanern nicht weniger beliebt, als bei den Primanern. Das konnte man in der Klasse sehen, wo wir ja unter uns Sekundanern waren. In der Klasse saßen wir nach dem Alphabet, und also saßen die beiden L so ziemlich in der Mitte, nebeneinander.

„Sie kamen im Unterricht ziemlich egal fort. Das große L hatte einen guten Kopf für Mathematik; in allem übrigen war nicht viel mit ihm los, aber in Mathematik, da war er, wie man zu sagen pflegte, ‚ein Hecht‘ und das kleine L, das nicht grade stark im Rechnen war, schrieb von dem Bruder ab. In allem übrigen war das kleine L dem älteren Bruder über und überhaupt einer der Besten in der Klasse. Und da war nun ein Unterschied zwischen den Brüdern: das große L behielt seine Weisheit für sich und sagte nicht vor; das kleine L, das sagte vor — es brüllte förmlich — ja, ja, ja —“

Ein liebevolles Lächeln ging über das Gesicht des alten Mannes.

„Wenn auf der vordersten Bank einer aufgerufen wurde und nicht Bescheid wußte — das kleine L zischte über alle Bänke weg, was er zu sagen hatte; wenn auf der hintersten Bank einer dran kam, sprach das kleine L die Antwort halblaut vor sich hin.

„Da war ein alter Professor, bei dem wir Lateinisch hatten. Beinah in jeder Stunde einmal blieb er mitten in der Klasse stehen. ‚L. II.‘, sagte er, ‚Sie sagen schon wieder vor! Und zwar in einer ganz unverschämten Weise! Nehmen Sie sich in acht, L. II, ich werde nächstens ein Exempel an Ihnen statuieren! Ich sage es Ihnen heute zum letzten Male!‘“

Der alte Oberst lachte in sich hinein: „Ist aber jedesmal das vorletzte Mal geblieben, und das Exempel hat er nie statuiert. Denn obgleich das kleine L kein Musterknabe war, sondern viel eher das Gegenteil, war er doch auch bei den Lehrern und Offizieren beliebt — und das konnte auch gar nicht anders sein. Immer fidel war das, als wenn's jeden Tag was geschenkt gekriegt hätte, obgleich es gar nichts geschenkt kriegte — denn der Vater von den beiden war ein ganz armer Major in irgendeinem Infanterieregiment, und die beiden Jungens bekamen kaum einen Groschen Taschengeld. Und immer, wie aus dem Ei gepellt, so propper — von außen und innen — überhaupt —“

Der Oberst machte eine Pause; es war, als suchte er einen Ausdruck, um seine ganze Liebe zu dem einstigen kleinen Kameraden zusammenzufassen.

„Wie wenn die Natur mal bei recht guter Laune gewesen wäre," sagte er dann, „und den Jungen auf die Füße gestellt und gesagt hätte: ‚Da habt Ihr ihn.'

„Nun war das merkwürdig," fuhr er fort, „so verschieden die beiden Brüder waren, so hingen sie doch sehr aneinander.

„Dem großen L merkte man das nicht so an; der war immer mürrisch und zeigte nichts; aber das kleine L konnte nichts verstecken.

„Und weil das kleine L sich dessen bewußt war, wieviel besser er von den übrigen Kadetten behandelt wurde, als sein Bruder, so tat ihm das um seinen Bruder leid. Wenn sie auf dem Hofe spazieren gingen, dann konnte man sehen, wie er von Zeit zu Zeit nach dem Bruder ausschaute, ob der auch jemanden hätte, mit dem er ging. Daß er in der Klasse dem Bruder vorsagte und ihn von sich abschreiben ließ, wenn Extemporalien diktiert wurden, das versteht sich von selbst, aber er paßte auch auf, daß niemand seinem Bruder was zuleide tat, und wenn er ihn so manchmal von der Seite ansah, ohne daß der Große acht darauf gab, dann wurde das Gesichtchen oft ganz merkwürdig ernst, beinah als ob er sich um den Bruder sorgte —"

Der Alte rauchte stärker.

„Das hab' ich mir nachher so zusammengefunden," sagte er, „als alles gekommen war, was kommen sollte; er mochte besser Bescheid wissen, wie es mit dem großen L stand, als wir damals, und was der Bruder für Eigenschaften hatte.

„Bei den Kadetten war das natürlich bekannt, und obschon es dem großen L nichts weiter half, denn der blieb unbeliebt, nach wie vor, so machte es das kleine L doch um so beliebter, und man nannte ihn allgemein ‚die brüderliche Liebe'.

„Die beiden wohnten auf einer Stube zusammen, und das kleine L, wie ich schon gesagt habe, war sehr propper, das große dagegen malpropper. Da machte sich nun das kleine L gradezu zum Diener für seinen Bruder, und es kam vor, daß er ihm die Knöpfe am Uniformrock putzte, und bevor zum Appell angetreten wurde, stellte er sich noch einmal, mit der Kleiderbürste in der Hand, vor ihn und bürstete und schrubberte ihn förmlich

— namentlich an den Tagen, wo der ‚böse Leutnant‘ den Dienst hatte und den Appell abnahm.

„Zum Appell nämlich mußten die Kadetten des Morgens auf den Hof hinunter treten, und dann ging der diensthabende Offizier zwischen den Reihen entlang und untersuchte, ob ihre Kleidung in Ordnung war.

„Und wenn der ‚böse Leutnant‘ das besorgte, dann herrschte jedesmal eine Hundeangst bei der ganzen Kompagnie, denn der fand immer etwas. Er ging hinter die Kadetten und knipste mit den Fingern auf ihre Röcke, ob Staub herauskäme, und wenn da keiner kam, dann nahm er ihre Rocktaschen auf und klopfte darauf, und nun mochte man so einen Rock ausgeklopft haben, so sehr man wollte, etwas Staub blieb schließlich doch immer sitzen, und sobald der ‚böse Leutnant‘ das sah, sagte er mit einer Stimme wie ein alter meckernder Ziegenbock: ‚Schreiben Sie den auf — zum Sonntag zum Rapport,‘ und dann war der Sonntagsurlaub zum Teufel und das war dann sehr traurig.“

Der alte Oberst machte eine Pause, trank einen energischen Schluck und strich sich mit der flachen Hand den Bart von der Oberlippe in den Mund, um die Weinperlen, die an den Barthaaren glitzerten, abzusaugen; die Erinnerung an den ‚bösen Leutnant‘ machte ihn offenbar fuchswild.

„Wenn man denkt,“ brummte er, „was dazu für eine Gemeinheit gehört, so einem armen Jungen, der sich acht Tage lang darauf gefreut hat, Sonntags ausgehen zu dürfen, das zu nehmen, wegen einer Lumperei — na überhaupt — wenn ich gemerkt habe, daß jemand die Leute schikanierte — das hat's bei meinem Regiment später nicht gegeben, das haben sie gewußt, daß ich da war und das nicht litt. — Mal grob werden, auch ganz gehörig unter Umständen, in Arrest schmeißen, das schadet nichts — aber schikanieren — dazu gehört ein gemeiner Kerl!“

„Sehr wahr!“ rief der Küfer aus dem Hintergrunde und bekundete dadurch, daß er der Erzählung des Obersten gefolgt war.

Der Alte beruhigte sich und fuhr in seinem Berichte fort: „Das alles, das ging nun so ein Jahr, und dann kam die Zeit, wo die Examina gemacht wurden und das war immer eine ganz besondere Zeit.

„Die Primaner machten das Fähnrichsexamen und die Selektaner, die man auch, wie ich schon gesagt habe, die ‚Bollen‘ nannte, das Offiziersexamen, und sobald sie das Examen hinter

sich hatten, wurden sie nach Hause, aus dem Kadettenkorps fortgeschickt, und so kam es, daß dann eine Zeitlang bloß noch die Sekundaner da waren, die nun in der Zeit nach Prima versetzt wurden.

„Das dauerte dann, bis daß aus den Voranstalten die neuen Sekundaner einrückten und bis die neu ernannten ‚Bollen‘ wiederkamen und dann ging die Karre wieder den gewöhnlichen Gang. In der Zwischenzeit aber herrschte so eine Art von Unordnung, und namentlich, wenn die letzten Primaner abgingen — sie wurden nämlich abteilungsweise examiniert und fortspediert, dann ging alles ziemlich drunter und drüber.

„Da war nun auf der Stube, wo die beiden Brüder wohnten, ein Primaner, wie man bei den Kadetten sagte, ein ‚patenter‘ Kerl. Und weil er sich vorgenommen hatte, sobald er das Examen hinter sich hätte und an die freie Luft käme, als feiner Mann aufzutreten, so hatte er sich statt des Säbelkoppels, das wir Kadetten von der Anstalt geliefert bekamen und trugen, ein eigenes Koppel von lackiertem Leder machen lassen, das schmaler war und feiner aussah als so ein ordinäres Kommißkoppel. Er konnte sich nämlich so etwas leisten, denn er bekam von Hause Geld geschickt.

„Er hatte das Koppel überall herumgezeigt, denn er war schmählich stolz darauf, und die übrigen Kadetten hatten es bewundert.

„Wie nun der Tag kam, wo der Primaner seine sieben Sachen zusammenpackte, um nach Hause zu gehen, wollte er sein feines Koppel umschnallen — und mit einemmal war das Ding nicht mehr da.

„Es entstand ein großes Hallo; überall wurde gesucht; das Koppel war nicht aufzufinden. Der Primaner hatte es nicht in sein Spind geschlossen, sondern im Schlafzimmer, wo die Helme der Kadetten offen unter einem Vorhange standen, zu seinem Helm gelegt — und von da war es fort.

„Es war also gar nicht anders möglich — es mußte es jemand genommen haben.

„Aber wer?

„Man dachte zuerst an den alten Aufwärter, der den Kadetten die Stiefel putzte und das Schlafzimmer in Ordnung brachte — aber das war ein alter ehemaliger Unteroffizier, der sich sein langes Leben lang nie die geringste Unregelmäßigkeit hatte zu-

schulden kommen lassen. Einer von den Kadetten doch nicht etwa gar? Aber wer konnte so etwas überhaupt denken! Also blieb die Sache ein Geheimnis, und zwar ein faules. Der Primaner fluchte und schimpfte, weil er nun doch mit dem Kommißkoppel abziehen mußte; die übrigen Kadetten auf der Stube waren ganz stumm und bedrückt; sie hatten gleich alle ihre Spinde aufgeschlossen und den Primaner aufgefordert, bei ihnen nachzusehen, aber der hatte bloß geantwortet: ‚Ist ja Unsinn — wer denkt denn an so etwas?‘

„Und nun geschah etwas Merkwürdiges, was noch mehr Aufsehen erregte als alles Vorherige: mit einemmal hatte der Primaner sein Koppel wieder.

„Er war schon, mit dem Koffer in der Hand, aus der Stube gegangen und wie er schon auf der Treppe war, wurde er plötzlich von hinten angerufen, und wie er sich umwandte, kam das kleine L hinter ihm drein gelaufen und trug etwas in der Hand — und das war das Koppel des Primaners.

„Ein paar andere waren zufällig vorübergegangen, und die erzählten nachher, daß das kleine L leichenblaß gewesen war und daß ihm die Glieder am Leibe nur so geflogen waren. Er hatte dem Primaner etwas ins Ohr gesagt, und sie hatten beide ganz leise ein paar Worte miteinander gewechselt, und dann hatte der Primaner ihm den Kopf gestreichelt, sein Kommißkoppel abgebunden und das feine Koppel umgeschnallt und war gegangen; das Kommißkoppel hatte er dem kleinen L übergeben, um es zurückzutragen.

„Nun konnte die Geschichte natürlich nicht länger verborgen bleiben, und sie kam denn auch ’raus.

„Es war eine neue Belegung der Zimmer angeordnet worden; das große L war verlegt worden und grade während sich das alles begab, hatte er seinen Umzug nach der neuen Stube vollzogen.

„Nachher fiel es den Kadetten ein, daß er sich dabei merkwürdig leise verhalten hatte — aber das kennt man ja; wenn’s Gras gewachsen ist, dann hat’s nachher jeder wachsen hören. Soviel aber war richtig: er hatte sich von niemandem helfen lassen, und als das kleine L mit Hand anlegte, war er gegen den kleinen Bruder ganz grob geworden. Das kleine L aber, hilfsbereit, wie er nun einmal war, hatte sich nicht abschrecken lassen, und wie er aus dem Spinde des Bruders die

Drillichturnjacke herausnimmt, die ganz sorgfältig zusammengefaltet lag, fühlt er mit einemmal was Hartes drin — und das war das Koppel des Primaners.

„Was die Brüder miteinander in dem Augenblick gesprochen haben, ob sie überhaupt etwas gesprochen haben, das hat nie jemand erfahren; denn das kleine L hatte noch soviel Geistesgegenwart, daß er lautlos aus der Stube ging. Kaum aber aus der Türe 'raus und auf dem Flur, schmiß es die Jacke auf den Boden, und ohne dran zu denken, was nun aus der Geschichte werden sollte, lief er mit dem Koppel hinter dem Primaner her.

„Nun aber war natürlich nicht mehr zu helfen; in fünf Minuten war die Geschichte in der Kompagnie herum. Das große L hatte sich vom Teufel reiten lassen und lange Finger gemacht.

„Eine halbe Stunde darauf wurde leise von Zimmer zu Zimmer gesagt: heut abend, wenn die Lampen ausgelöscht sind, alles zur Beratung auf den Kompagniesaal!

„In jedem Kompagnierevier war nämlich so ein größerer Raum, wo Zensuren ausgegeben und sonstige Staatsaktionen vorgenommen wurden, der hieß der Kompagniesaal.

„Abends also, als die Lampen aus und alles ganz dunkel war, kam es aus allen Stuben über den Flur; keine Tür durfte klappen, alles ging in Strümpfen, denn der Hauptmann und die Offiziere wußten noch von nichts und durften von der Zusammenkunft nichts wissen, weil wir sonst ein Donnerwetter über den Hals gekriegt hätten.

„Wie wir an die Tür vom Kompagniesaal kamen, stand an der Wand neben der Tür einer, weiß wie der Kalk an der Wand — das war das kleine L. Ein paar faßten ihn gleich an der Hand. ‚Das kleine L kann mit 'rein,' hieß es, ‚der kann nichts dafür.' Nur einer von allen wollte sich widersetzen, das war ein langer, großer Bengel — er hieß — Namen tun ja nichts zur Sache — na, also er hieß K. Aber er wurde gleich überstimmt, das kleine L wurde mit hereingenommen, ein paar Talglichter wurden angezündet und auf den Tisch gestellt, und nun ging die Beratung los."

Das Glas des Obersten war leer geworden; ich schenkte ihm ein, und er tat einen tiefen Zug.

„Über das alles," fuhr er fort, „kann man jetzt lachen,

wenn man will; aber soviel kann ich sagen, uns war gar nicht zum Lachen zumut, sondern ganz unheimlich. Ein Kadett, ein Spitzbube — das war uns etwas Gräßliches. Alle Gesichter waren blaß, und es wurde nur halblaut gesprochen. Für gewöhnlich galt es als die scheußlichste Gemeinheit, wenn ein Kadett den anderen bei den Vorgesetzten anzeigte — aber wenn einer so etwas tat und stahl, dann war er für uns kein Kadett mehr, und darum sollte jetzt beraten werden, ob wir dem Hauptmann anzeigen sollten, was das große L getan hatte.

„Der lange K. nahm zuerst das Wort. Er erklärte, daß wir unbedingt zum Hauptmann gehen und ihm alles sagen müßten, denn bei einer solchen Gemeinheit hörten alle Rücksichten auf. Der lange K. war jetzt der Größte und Stärkste von der Kompagnie; seine Worte machten darum einen besonderen Eindruck, und im Grunde waren wir anderen derselben Meinung.

„Niemand wußte darum etwas zu erwidern, und es trat ein allgemeines Stillschweigen ein. In dem Augenblicke aber öffnete sich die Reihe, die rund um den Tisch stand, und das kleine L, das sich bis dahin in die hinterste Ecke vom Saal gedrückt hatte, trat in den Kreis vor. Die Arme hingen ihm schlaff am Leibe, und das Gesicht hielt er zu Boden gesenkt; man sah, daß er was sagen wollte, aber nicht den Mut dazu fand.

„Der lange K. hatte wieder das große Maul. ‚L. II,‘ sagte er, ‚hat hier nicht mitzureden.‘

„Aber diesmal hatte er kein Glück. Er war den beiden schon immer aufsässig gewesen, niemand wußte recht warum, namentlich dem kleinen L. Er war auch gar nicht beliebt, denn wie solche Jungens nun einmal einen kolossal feinen Instinkt haben, mochten sie fühlen, daß in dem langen Lümmel eine ganz gemeine, feige, elende Seele steckte. Er war so einer von denen, die sich nie an gleich große wagen, sondern die Kleineren und Schwächeren mißhandeln.

„Darum brach jetzt ein Flüstern von allen Seiten aus.

„‚Das kleine L soll wohl reden! Erst recht soll er reden!‘

„Als der Junge, der noch immer starr und steif dastand, hörte, wie seine Kameraden für ihn Partei nahmen, liefen ihm mit einemmal die dicken Tränen über die Backen; er ballte beide Hände und drückte sie an die Augen und schluchzte so furchtbar, daß der ganze Körper von oben bis unten flog und er kein Wort 'rausbringen konnte.

„Einer trat an ihn heran und klopfte ihm auf den Rücken.

„,Beruhige dich doch,' sagte er, ,was willst du denn sagen?'

„Das kleine L schluchzte immer noch fort.

„,Wenn — er angezeigt wird' — brachte er dann in großen Absätzen heraus — ,wird er aus dem Korps geschmissen — und was soll dann aus ihm werden?'

„Alles verstummte; wir wußten, daß der Junge ganz recht hatte, und daß das die Folge davon sein würde, wenn wir ihn anzeigten. Dabei wußten wir auch, daß sein Vater arm war und unwillkürlich dachte ein jeder, was sein Vater sagen würde, wenn er so etwas von seinem Sohne erführe.

„,Aber das mußt du doch selbst einsehen,' fuhr der Kadett zu dem kleinen L fort, ,daß dein Bruder eine ganz gemeine Geschichte gemacht hat und Strafe dafür verdient?'

„Das kleine L nickte stumm; seine Gesinnung stand ja ganz auf der Seite derer, die seinen Bruder anklagten. Der Kadett überlegte einen Augenblick, dann wandte er sich an die anderen: ,Ich mache einen Vorschlag,' sagte er, ,wir wollen L. I, wenn's nicht sein muß, nicht fürs Leben unglücklich machen. Wir wollen probieren, ob er noch anständige Gesinnung im Leibe hat. L. I soll selber wählen, ob er will, daß wir ihn anzeigen, oder daß wir die Sache unter uns lassen, ihn gehörig durchprügeln, und daß dann die Geschichte begraben sein soll.'

„Das war ein famoser Ausweg. Alles stimmte eifrig bei.

„Der Kadett legte dem kleinen L die Hand auf die Schulter. ,Dann geh also,' sagte er, ,und ruf' deinen Bruder her.'

„Das kleine L trocknete sich die Tränen und nickte hastig mit dem Kopfe — dann war er zur Tür hinaus, und einen Augenblick darauf war er schon wieder mit dem Bruder zurück.

„Das große L wagte niemanden anzusehen; wie ein Ochse, den man vor den Kopf geschlagen hat, stand er vor seinen Kameraden. Der Kleine stand hinter ihm und verwandte kein Auge von dem Bruder.

„Der Kadett, der vorhin den Vorschlag gemacht hatte, begann das Verhör mit L. I.

„Ob er eingestände, daß er das Koppel genommen hätte?

„Er gestand es ein.

„Ob er fühlte, daß er etwas getan hätte, was ihn eigentlich unwürdig machte, noch länger Kadett zu sein?

„Er fühlte es.

„Ob er wollte, daß wir ihn dem Hauptmann anzeigten, oder daß wir ihn gehörig durchprügelten, und daß dann die Geschichte begraben sein sollte?

„Es war ihm lieber, durchgeprügelt zu werden.

„Ein Seufzer der Erleichterung ging durch den ganzen Saal.

„Es wurde beschlossen, die Geschichte gleich jetzt an Ort und Stelle abzumachen.

„Einer wurde hinausgeschickt, um einen Rohrstock herbeizuholen, wie wir sie zum Ausklopfen unserer Kleider hatten.

„Während er hinaus war, versuchten wir dem kleinen L zuzureden, daß er den Saal verlassen sollte, um bei der Exekution nicht zugegen zu sein.

„Er schüttelte aber schweigend den Kopf; er wollte dabei bleiben.

„Sobald der Rohrstock gekommen war, mußte das große L sich mit dem Gesicht nach unten auf den Tisch legen, zwei Kadetten faßten seine Hände und zogen ihn nach vorn, zwei andere nahmen ihn an den Füßen, so daß der Körper ausgespannt wurde.

„Die Talglichter wurden vom Tische genommen und hochgehoben, und die ganze Geschichte sah nun gradezu graulich aus.

„Der lange K., weil er der Stärkste war, sollte die Exekution ausführen; er nahm den Rohrstock in die Hand, trat zur Seite und ließ den Stock mit allen Leibeskräften auf das große L niedersausen, dessen Körper nur mit der Drillichjacke und Hose bekleidet war.

„Der Junge bäumte sich förmlich auf unter dem furchtbaren Hiebe und wollte schreien; in dem Augenblick aber stürzte das kleine L auf ihn zu, nahm seinen Kopf in beide Hände und drückte ihn an sich.

„‚Schrei nicht,‘ flüsterte er ihm zu, ‚schrei nicht, sonst kommt alles raus!‘

„Das große L schluckte den Schrei hinunter und gurgelte und ächzte halblaut vor sich hin.

„Der lange K. hob wieder den Stock, und ein zweiter Hieb knallte durch den Saal.

„Der Körper des Geschlagenen wälzte sich förmlich auf dem Tische, so daß die Kadetten ihn kaum an den Händen und Füßen festzuhalten vermochten. Das kleine L hatte beide Arme um den Kopf des Bruders geschlungen und drückte ihn mit krampfhafter

Gewalt an sich. Seine Augen waren ganz weit aufgerissen, sein Gesicht wie der Kalk an der Wand, sein ganzer Körper zitterte.

„In dem ganzen Saale war eine Totenstille, so daß man nur das Röcheln und Schnaufen des Gestraften hörte, das der kleine Bruder an seiner Brust erstickte; alle Augen hingen an dem Jungen; alle hatten wir das Gefühl, daß wir das nicht mehr lange mit ansehen konnten.

„Als darum der dritte Hieb gefallen war und das Schauspiel von vorhin sich wiederholt hatte, entstand ein allgemeines aufgeregtes Flüstern: ‚Jetzt ist's genug — nicht mehr schlagen!‘

„Der lange K., der von der Anstrengung ganz rot geworden war, wollte noch zu einem vierten Schlage ausholen, aber mit einem Male warfen sich dreie, viere zwischen ihn und das große L, rissen ihm den Rohrstock aus der Hand und stießen ihn zurück.

„Das große L wurde losgelassen, richtete sich langsam auf und stand dann, ganz wie gebrochen am Tische; das kleine L stand neben ihm.

„Die Exekution war zu Ende.

„Der Kadett von vorhin erhob noch einmal, aber immer nur halblaut, die Stimme.

„‚Jetzt ist die Sache aus und begraben,‘ sagte er; ‚ein jeder gibt jetzt L. I die Hand und ein Schuft, wer von der Sache noch ein Wort spricht!‘

„Ein allgemeines ‚ja, ja‘ zeigte, daß er ganz im Sinne der anderen gesprochen hatte. Man trat heran und reichte dem großen L die Hand, dann aber, wie auf Kommando, stürzte sich alles auf das kleine L. Es entstand ein förmlicher Knäuel um den Jungen, denn jeder und jeder wollte ihm die Hand drücken und schütteln. Die Hintenstehenden streckten die Hände über die Vorderen weg, einige kletterten sogar auf den Tisch, um an ihn heranzukommen, man streichelte ihm den Kopf, klopfte ihn auf die Schultern, den Rücken, und dabei war ein allgemeines Geflüster: ‚Kleines L, du famoser Kerl, du famoses kleines L.‘“

Der alte Oberst hob das Glas an den Mund — es war, als hätte er etwas hinunterzuschlucken gehabt. Als er wieder absetzte, schnaufte er aus tiefer Brust.

„Solche Jungens,“ sagte er, „die haben Instinkt — Instinkt und Gefühl.

„Die Lichter wurden ausgepustet, alles huschte über den

Flur in die Stuben zurück; fünf Minuten später lag alles in den Betten, und alles war vorbei.

„Der Hauptmann und die übrigen Offiziere hatten keinen Laut von der ganzen Geschichte gehört.

„Alles war vorbei“ — die Stimme des Erzählers wurde schwer; er hatte beide Hände in die Hosentaschen gesenkt und blickte durch den Qualm der dampfenden Zigarre vor sich hin.

„So dachten wir den Abend, als wir uns in die Betten legten. —

„Ob das kleine L die Nacht geschlafen hat? Am anderen Tage, als wir in der Klasse zusammenkamen, sah es nicht so aus.

„Früher war es gewesen, als wenn an der Stelle, wo der Junge saß, ein Kobold säße, und er hatte über die ganze Klasse weg gekräht — jetzt war es, als wenn an der Stelle ein Loch war — ganz still und blaß saß er an seinem Platz.

„Wie wenn man einem Schmetterling den Staub von den Flügeln wischt — so war's mit dem Jungen — ich kann's nicht anders beschreiben.

„Nachmittags sah man ihn jetzt immer mit dem Bruder zusammengehen. Er mochte fühlen, daß das große L jetzt erst recht keinen Anschluß bei den anderen finden würde — darum leistete er ihm Gesellschaft. Und da gingen denn die beiden, Arm in Arm, immer um den Karreehof herum und über den Hof mit den Bäumen, einer wie der andere den Kopf an der Erde, kaum daß man sah, daß sie je ein Wort sprachen.“

Wieder kam eine Pause in der Erzählung, wieder mußte ich das leer gewordene Glas des Obersten füllen, und dicker qualmte die Zigarre.

„Aber das alles,“ fuhr er fort, „hätte sich im Laufe der Zeit vielleicht noch ausgewachsen und wieder gegeben — aber die Menschen!“

Er legte die geballte Faust auf den Tisch.

„Es gibt Menschen,“ sagte er grollend, „die sind wie das Giftkraut auf dem Felde, an dem sich die Tiere den Tod in den Leib fressen. An solchen Menschen vergiften sich die übrigen!

„Also, eines Tages hatten wir Physikstunde. Der Lehrer machte uns Experimente an der Elektrisiermaschine vor, und es sollte ein elektrischer Schlag durch die ganze Klasse geleitet werden.

„Zu dem Ende mußte ein jeder dem Nebenmanne die Hand geben, damit die Kette hergestellt würde.

„Wie nun das große L, der neben dem langen K. sitzt, dem die Hand hinhält, schneidet der Lümmel ein Gesicht, als sollte er eine Kröte anfassen, und zieht die Hand zurück.

„Das große L sank ganz lautlos in sich zusammen und saß da, wie mit Blut übergossen.

„In demselben Augenblicke aber ist das kleine L von seinem Platze auf, um den Bruder herum, hat sich an dessen Stelle neben den langen K. gesetzt, dessen Hand gepackt und mit allen Leibeskräften auf die Bank aufgestoßen, daß der lange Schlacks laut aufschreit vor Schmerz.

„Dann greift er den Kleinen am Halse, und nun werden die beiden anfangen, sich mitten in der Stunde regelrecht zu hauen.

„Der Lehrer, der noch immer an seiner Maschine gebastelt hatte, kam jetzt mit flatternden Rockschößen heran.

„‚Aber! Aber! Aber!‘ rief er.

„Es war nämlich ein alter Mann, vor dem wir nicht grade viel Respekt hatten.

„Die beiden hatten sich so ineinander verbissen, daß sie nicht losließen, obgleich der Lehrer grade vor ihnen stand.

„‚Welche Ungehörigkeit!‘ rief der Lehrer. ‚Welche Ungehörigkeit! Wollen Sie wohl gleich voneinander ablassen!‘

„Der lange K. machte ein Gesicht, als wenn er losheulen wollte.

„‚L. II hat angefangen,‘ sagte er, ‚obgleich ich ihm gar nichts getan habe.‘

„Das kleine L stand aufrecht auf seinem Platz — denn wir mußten immer aufstehen, wenn die Lehrer zu uns sprachen — an jeder Schläfe lief ihm ein dicker Schweißtropfen langsam herunter; er sagte kein Wort, er hatte die Zähne so aufeinandergebissen, daß man die Muskeln der Kinnbacken durch die schmalen Backen hindurchsehen konnte. Und als er hörte, was der lange K. sagte, ging ein Lächeln über sein Gesicht — ich habe so etwas nie gesehen.

„Der alte Lehrer erging sich noch eine ganze Weile in schön gesetzten Perioden über eine solche unerhörte Ungehörigkeit, sprach von dem Abgrunde innerer Roheit, auf den ein solches Be-

nehmen hindeutete — wir ließen ihn reden; unsere Gedanken waren bei dem kleinen L und dem langen K.

„Und kaum, daß die Stunde zu Ende und der Lehrer zur Tür hinaus war, kam von hinten, über die ganze Klasse weg, ein Buch durch die Luft geflogen, dem langen K. direkt gegen den Schädel. Und als er sich wütend nach dem Angreifer umwandte, kriegte er von der anderen Seite wieder ein Buch an den Kopf, und jetzt brach ein allgemeines Geheul aus: ‚Niederschlag! Niederschlag!‘ Die ganze Klasse sprang auf, über Tische und Bänke ging es über den langen K. her, und da wurde dem langen Lümmel das Fell versohlt, daß es nur so rauchte.“

Der alte Oberst lächelte grimmig befriedigt vor sich hin und betrachtete seine Hand, die noch immer, zur Faust geballt, auf dem Tische lag.

„Ich habe mitgeholfen,“ sagte er, „aber tüchtig — ich kann's sagen.“

Es war, als wenn die Hand vergessen hätte, daß sie fünfzig Jahre älter geworden war; man sah ihr an, indem die Finger sich krampfhaft schlossen, daß sie im Geiste noch einmal auf dem langen K. herumtrommelte.

„Aber wie nun Menschen von der Art einmal sind,“ erzählte er weiter, „so war natürlich dieser lange K. eine rachsüchtige, nachtragende, heimtückische Kanaille. Am liebsten wäre er zum Hauptmann gegangen und hätte ihm nachträglich alles gepetzt — aber das wagte er nicht, vor uns; dazu war er zu feige.

„Aber daß er von der ganzen Klasse Prügel bekommen hatte und daß das kleine L daran Schuld hatte, das vergaß er dem kleinen L nicht.

„Eines Nachmittags also war wieder Freistunde, und die Kadetten gingen auf den Höfen spazieren; die beiden Brüder, wie immer, für sich; der lange K., Arm in Arm mit noch zwei anderen untergefaßt.

„Um von dem Karreehof nach dem anderen Hofe, mit den Bäumen, zu kommen, mußte man durch das Portal hindurchgehen, das unter dem einen Flügel des Hauptgebäudes lag, und es war eine Vorschrift, daß die Kadetten nicht untergefaßt hindurchgehen durften, damit der Verkehr nicht gehemmt würde.

„An dem Nachmittag will es nun das Unglück, daß der lange K., indem er mit seinen beiden Genossen vom Karreehofe

nach dem anderen Hofe hinüber will, im Portal den beiden Brüdern begegnet, und daß die, in Gedanken versunken, vergessen hatten, einander loszulassen.

„Der lange K., obgleich ihn die Geschichte gar nichts anging, wie er das sieht, bleibt er stehen, reißt die Augen ganz weit auf und das Maul noch weiter und ruft die beiden an: ‚Was soll denn das heißen,‘ sagt er, ‚daß Ihr hier untergefaßt geht? Wollt Ihr anständigen Menschen den Weg versperren, Ihr Diebsgelichter?‘“

Der Oberst unterbrach sich.

„Das sind nun fünfzig Jahre her,“ sagte er, „und darüber — aber ich erinnere mich, als wäre es gestern geschehen: ich ging gerade mit zwei anderen um den Karreehof und plötzlich hörten wir von dem Portal her einen Schrei — ich kann's gar nicht beschreiben, wie das klang — wenn ein Tiger oder sonst ein wildes Tier aus dem Käfig ausbricht und sich auf einen Menschen stürzt, dann, denk' ich, würde man so etwas zu hören bekommen.

„Es war so gräßlich, daß wir drei die Arme sinken ließen und ganz versteinert dastanden. Und nicht bloß wir, sondern alles, was auf dem Karreehof war, blieb stehen, und alles wurde mit einem Male still. Und nun, alles, was zwei Beine zum Laufen hatte, in Karriere nach dem Portal hin, und aus dem anderen Hofe kamen sie auch schon an, daß es ganz schwarz um die Eingänge kribbelte und krabbelte. Ich natürlich mitten darunter — und was sah ich da —

„Das kleine L war an dem langen K. hinaufgeklettert wie eine wilde Katze, nicht anders. Mit der linken Hand hatte er sich in dessen Kragen gehängt, so daß der lange Bengel halb erstickt war, mit der rechten Faust ging das immer krach — krach — und krach — dem langen K. mitten ins Gesicht, wo's hintraf, daß dem K. das Blut wie ein Wasserfall aus der Nase lief.

„Jetzt kam der Offizier, der den Dienst hatte, vom anderen Hofe, und brach sich durch die Kadetten Bahn.

„‚L. II, wollen Sie gleich loslassen!‘ donnerte er — es war nämlich ein baumlanger Mann und hatte eine Stimme, die man von einem Ende des Kadettenhauses bis zum anderen hörte, und wir hatten höllischen Respekt vor ihm.

„Aber das kleine L hörte nicht und sah nicht, sondern ar-

beitete immer weiter dem langen K. ins Gesicht, und dabei kam immer wieder der fürchterliche, gellende Schrei, der uns allen durch Mark und Bein ging.

„Wie der Offizier das sah, griff er selber zu, packte den Jungen an beiden Schultern und riß ihn von dem langen K. mit Gewalt los.

„Sobald er aber auf den Füßen stand, verdrehte das kleine L die Augen, fiel der Länge lang auf die Erde und wälzte sich in Zuckungen auf der Erde.

„Wir hatten so etwas noch nicht gesehen und staunten und sahen ganz entsetzt zu.

„Der Offizier aber, der sich zu ihm niedergebeugt hatte, richtete sich auf: ‚Der Junge hat ja die furchtbarsten Krämpfe,‘ sagte er. ‚Vorwärts, zwei an den Füßen anfassen,‘ er selbst hob ihn unter den Achseln auf, ’rüber ins Lazarett!‘

„Und so trugen sie das kleine L hinüber ins Lazarett.

„Während sie ihn forttrugen, traten wir zu dem großen L heran, um zu erfahren, was eigentlich geschehen war, und von dem großen L und den beiden, die mit dem langen K. gegangen waren, hörten wir nun die ganze Geschichte.

„Der lange K. stand da wie ein geprügelter Hund und wischte sich das Blut von der Nase, und wäre das nicht gewesen, so hätte ihm nichts geholfen, und er hätte noch einmal mörderliche Prügel gekriegt. Jetzt aber wandte sich alles stumm von ihm ab, niemand sprach mehr ein Wort mit ihm: er hatte sich ‚verschuftet‘.“

Die Tischplatte erdröhnte, weil der alte Oberst mit der Faust darauf geschlagen hatte.

„Wie lange ihn die anderen im Banne gehalten haben,“ sagte er, „weiß ich nicht. Ich habe noch ein ganzes Jahr mit ihm in der Klasse zusammengesessen und habe kein Wort mehr mit ihm gesprochen; wir sind zu gleicher Zeit als Fähnriche in die Armee gekommen; ich habe ihm die Hand nicht zum Abschied gereicht; ich weiß nicht, ob er Offizier geworden ist; ich habe seinen Namen in der Rangliste niemals gesucht, weiß nicht, ob er in einem der Kriege gefallen ist, ob er noch lebt oder tot ist — für mich war er nicht mehr da, ist er nicht mehr da — das einzige, was mir leid tut, ist, daß der Mensch einmal in meinem Leben dagewesen ist und ich die Erinnerung an ihn nicht ausreißen kann wie ein Unkraut, das man in den Ofen schmeißt!

„Am nächsten Morgen kamen böse Neuigkeiten aus dem Lazarett: das kleine L lag besinnungslos im schweren Nervenfieber. Am Nachmittag wurde der ältere Bruder hinübergerufen, aber der Kleine hatte ihn nicht mehr erkannt.

„Und abends, als wir im großen gemeinschaftlichen Speisesaal beim Abendbrot saßen, kam ein Gerücht — wie ein großer schwarzer Vogel, mit unhörbarem Flügelschlag ging's durch den Saal — das kleine L war gestorben.

„Als wir vom Speisesaal ins Kompagnierevier zurückkamen, stand unser Hauptmann an der Tür des Kompagniesaales; wir mußten hineintreten, und da verkündete uns der Hauptmann, daß unser kleiner Kamerad, L. II, heute abend eingeschlafen war, um nicht mehr aufzuwachen.

„Der Hauptmann war ein sehr guter Mann — 1866 ist er als ein tapferer Held gefallen — er liebte seine Kadetten, und als er uns seine Mitteilung machte, mußte er sich die Tränen aus dem Bart wischen. Dann befahl er, daß wir alle die Hände falteten; einer mußte vortreten und laut vor allen das Vaterunser sagen —"

Der Oberst neigte das Haupt.

„Damals zum ersten Male," sagte er, „habe ich gefühlt, wie schön eigentlich das Vaterunser ist.

„Und nun, am nächsten Nachmittag, ging die Tür auf, die vom Lazarett auf den Turnplatz führte, die böse, verhängnisvolle Tür.

„Wir mußten auf den Lazaretthof hinuntertreten, wir sollten unseren toten Kameraden noch einmal sehen.

„Die Schritte dröhnten und stampften, als wir hinübergeführt wurden; keiner sprach ein Wort; man hörte nur ein schweres Atmen.

„Und da lag nun das kleine L, das arme kleine L.

„In seinem weißen Hemdchen lag es da, die Hände auf der Brust gefaltet, die blonden Löckchen um die Stirn geringelt, die weiß war wie Wachs, die Backen so eingefallen, daß das schöne, kecke Näschen ganz weit hervorragte — und in dem Gesicht — der Ausdruck —"

Der alte Oberst schwieg, der Atem ging keuchend aus seiner Brust.

„Ich bin ein alter Mann geworden," fuhr er stockend fort — „ich habe Männer auf Schlachtfeldern liegen sehen — Men-

schen, denen Not und Verzweiflung auf dem Gesicht geschrieben stand — solches Herzeleid, wie in dem Gesicht dieses Kindes, habe ich nie wieder gesehen — niemals — nie —"

Eine lautlose Stille herrschte in der Weinstube, in der wir saßen. Als der alte Oberst schwieg und nicht weiter sprach, stand der Küfer leise aus seiner Ecke auf und zündete die Gasflamme an, die über unseren Häuptern hing; es war ganz dunkel geworden.

Ich erhob noch einmal die Weinflasche, aber sie war beinah leer geworden — nur eine Träne floß noch daraus hervor — ein letzter Tropfen von dem edlen Blut.

Das Orakel

Wenn man nachts nicht schlafen kann — —

Wären die Menschen oder wenigstens einige von ihnen, schon einmal auf den Gedanken gekommen, am Morgen, wenn sie nach einer schlaflosen Nacht aufstehn, alles das niederzuschreiben, was ihnen durch Kopf und Herz gegangen ist, während sie schlummerlos gelegen — welch eine Fülle merkwürdiger Erlebnisse würden wir kennen lernen, welch eine zweite Welt.

Denn für uns vom Sonnenlicht abhängige Geschöpfe ist und bleibt die Nacht eine andere Welt, und wenn uns der Schlaf nicht zu Hilfe kommt und, unter seinem Mantel geborgen, uns hindurchführt durch die Schluchten der Finsternis, ist es eine Welt des Schreckens.

Die Vernunft, die unseren Tag regiert, verliert ihre Macht; elementare Gewalten, gegen die wir uns vergeblich sträuben, gewinnen die Oberhand; alle Gefühle nehmen kolossale Gestalt an, sie unterjochen und erschlagen uns. Und neben dieser krankhaften Steigerung unseres Empfindungslebens stehen Fähigkeiten in uns auf, von denen wir bei Tage, wenn uns die Aufgaben des Lebens in Anspruch nehmen, nichts wissen noch ahnen.

Unsere Phantasie, unheimlich stark wie die Phantasie des Traumes, und doch ohne die süße Selbstvergessenheit des wirklichen Traumes, überspringt Jahre und Jahrzehnte, rafft unser ganzes Leben zusammen und schleppt es an uns vorbei.

Wir erinnern uns.

Aber nicht denkend wie am Tage, sondern sehend, fühlend, schmeckend, riechend, mit allen Organen und allen Sinnen, wie begabt mit dem zweiten Gesicht. Wir leben das Erlebte noch einmal.

Gesichter, die wir längst vergessen, sind plötzlich greifbar wieder da; Stimmen, die wir einmal, als wir Kinder waren, gehört und seitdem nie wieder, sprechen zu uns mit so bekanntem Klange, als hätten sie gestern zum letzten Male gesprochen.

Und ein solches Gesicht war es, das neulich in einer solchen Nacht plötzlich aus der Vergangenheit wieder vor mir emportauchte, eine solche Stimme, die wieder zu mir sprach.

Das Gesicht gehörte einem kleinen Jungen an, einem dicken, fetten, wie man zu sagen pflegt, kugelrunden kleinen Jungen, mit dem ich ein Vierteljahr lang in Halle auf dem Pädagogium als Schüler zusammen war.

Ganz deutlich sah ich ihn wieder, in seinem Jäckchen von grünem Tuch, in seiner Weste, die immer in die Höhe gerutscht war, seinen grauen Hosen, die immer etwas zu kurz waren, mit seinem großen, runden Kopf, der immer etwas vornüber hing und auf dem er eine Wolkenschiebermütze von dunkelblauem Stoff trug.

Knaben, die so aussehen, haben unter ihren Mitschülern meistens einen schweren Stand, sie werden gehänselt und geneckt. Es müßte denn sein, daß sie sich durch besondere Fähigkeiten auszeichneten, oder durch Körperkräfte in Respekt zu setzen wüßten.

Beides aber war bei dem kleinen Dicken nicht der Fall.

Er gehörte durchaus zu den Mittelgewächsen der Menschheit; vielleicht stand er sogar noch etwas darunter.

In der Klasse war er kein Licht, nicht grade faul, aber immer träumerisch und verschwommen; außerhalb der Klasse war er kein Held, weichlich, beinah furchtsam, verschlossen, mit einem Worte, wie man in der Schuljungensprache sagt: „schlapp“.

Das zeigte sich besonders beim Turnunterricht, der im Pädagogium mit Eifer betrieben wurde.

Gleich nach den ersten Probeleistungen war der kleine Dicke in die unterste Turnriege gesteckt worden, in der sich die Kleinsten und Schwächsten befanden, und auch in der war er so ziemlich der letzte.

Ein allgemeines Hallo erhob sich, wenn „Mops“ — das war der Spitzname, mit dem er am ersten Tage seines Eintrittes getauft worden war — am Klettertau emporklimmen sollte.

Ampelnd und strampelnd mit Händen und Füßen, arbeitete sich der unbehilfliche kleine Körper ein paar Fuß in die Höhe, dann machte er keuchend halt, und wie ein Fisch, der nach Luft schnappt, hing er droben fest, bis daß ein ärgerliches: „Na, komm nur wieder runter“, ihm das Zeichen gab, daß er herabrutschen durfte. Einige Hiebe mit dem Tauende über das Hinterkastell, das wie ein rundes Polster unter der grünen Jacke hervorkam, schlossen regelmäßig den verunglückten Kletterversuch ab.

„Ein Muttersöhnchen“ — das war das allgemeine Urteil über ihn, denn mit der ganzen Grausamkeit, mit der Schuljungen den Schwächen ihrer Kameraden nachzuspüren pflegen, hatte man sehr bald herausbekommen, daß er zum erstenmal aus dem Elternhause war und daß er Heimweh hatte.

Heimweh! Im stillen hatten es wohl die meisten, die da

im Pädagogium saßen, vielleicht alle; aber wer wird denn so etwas zeigen! Solche Schlappheit!

Auf der Stube, auf der er untergebracht war, saß er immerfort an seinem Tisch.

Arbeitete er?

Nein, er schrieb Briefe. Immerfort mit großen ungelenken Buchstaben Briefe und immerfort an die Mutter zu Hause.

Mit Gewalt beinah mußte ihm der Stubenälteste das Papier fortnehmen und ihn hinaustreiben, daß er den vorgeschriebenen Nachmittagsspaziergang im Garten der Anstalt machte.

Und dann kam eine Entdeckung, die allem die Krone aufsetzte: nach den großen Sommerferien war er ins Pädagogium eingetreten; zu Weihnachten stand ihm zum erstenmal die Gelegenheit bevor, daß er wieder zu den Eltern nach Haus kommen würde.

Man entdeckte, daß er sich einen Kalender gemacht hatte.

Soviel Tage, als noch bis zum Beginn der Weihnachtsferien waren, soviel senkrechte Striche hatte er auf einen Bogen Papier gesetzt. Jeden Abend strich er eine der senkrechten Linien mit einer wagerechten durch — wieder ein Tag weniger.

Und vom Morgen bis zum Abend gab es für ihn nur einen Gedanken: daß er heut abend wieder einen Tag ausstreichen würde.

Als das bekannt wurde, ging es wie der Teufel über den armen Kerl her: „Mops, wie steht's mit dem Kalender?“ — „Mops, wieviel Tage sind's noch bis Weihnachten?“ — „Mops, der Direktor hat gesagt, du darfst zu Weihnachten nicht nach Haus.“

Jedesmal, wenn der Junge dieses letztere hörte, wurde er leichenblaß, obschon er wußte, daß es nur ein schlechter Spaß war. Das verursachte dann jedesmal ungeheure Heiterkeit; er war doch zu dumm, der Mops! Auf alles biß er an!

Inzwischen war es Winter geworden, November, und kalt.

Der Turnunterricht fand jetzt in der geschlossenen Halle statt; der Platz, wo zur Sommerszeit im Freien geturnt wurde, lag einsam und verödet.

An einem Nachmittag, als wir Haus-Scholaren — so benannten die Insassen der Anstalt sich — in Winterüberzieher eingeknöpft, unseren gewohnten Spaziergang im Garten machten, bemerkte ich, daß sich an der Mauer, die den Turnplatz vom

Garten abschloß, eine Ansammlung bildete. Mehrere Scholaren standen dort, die lachend andere heranwinkten.

Mit einem Spaziergangsgefährten trat ich hinzu. Man bedeutete uns, leise zu sein. „Mops turnt," hieß es mit unterdrücktem Kichern. Er sollte nicht merken, daß er beobachtet wurde.

„Mops turnt?"

Wir blickten über die Mauer, die nur wenige Fuß hoch war, auf den Turnplatz hinunter, der etwas vertieft lag — wahrhaftig.

Auf dem Platz, wo die Klettergerüste, die Barren und Recke verlassen standen, die Hände in den Taschen seines Überziehers, ging der Junge mutterseelenallein hin und her.

Er schien über irgend etwas nachzudenken. Sein dicker Kopf hing noch weiter vornüber als gewöhnlich. Dabei hielt er die Augen fortwährend auf den Schwebebaum gerichtet, der inmitten des Raumes stand.

Endlich schien er zu einem Entschluß gekommen zu sein; er kletterte auf den Schwebebaum hinauf, so ungeschickt, daß er beinah im nämlichen Augenblick nach der anderen Seite wieder hinuntergepurzelt wäre.

Nur energische, stumme Winke der Aufpasser dort oben verhinderten, daß schon jetzt ein lautes Gejohle ausbrach.

Was in aller Welt machte der komische Kerl? Er überlegte offenbar, ob es ihm gelingen würde, auf dem Schwebebaum entlang zu gehn. Aber warum? Zu welchem Zweck? Zum Zeitvertreib? Oder, um sich zu üben? Das sah ihm nicht ähnlich.

Jetzt ging ihm, wie es schien, abermals ein Gedanke auf. Mit dem Überzieher am Leibe würde er sein Vorhaben nicht zu Ende bringen.

Noch einmal kletterte er herab, und trotz der Kälte zog er seinen Flausch aus und legte ihn über das hintere Ende des Schwebebaumes.

Man sah ihm an, wie er fror; seine Hände waren ganz blau, die Finger daran sahen aus wie kleine Mohrrüben.

Und jetzt — was wurde das?

Vorsichtig blickte er um, ob auch niemand ihn sähe — alle Köpfe hinter der Mauer duckten sich und verschwanden, er sah niemanden.

Und jetzt legte er die verfrorenen kleinen Hände gefaltet ineinander, als wenn er betete.

Er betete? daß es ihm gelingen möchte, den Schwebebaum bis ans Ende hinunterzugehen?

Darum betete er?

Hinter der Mauer oben entstand ein gradezu krampfhaftes Prusten und Schlucken — das rasende Gelächter wollte sich kaum noch bändigen lassen.

Endlich war er auch damit fertig.

Zum zweitenmal stieg er auf den Baum hinauf und nun, beide Arme weit vom Leibe gestreckt, um sich im Gleichgewicht zu halten, mit einem Gesicht, als stände Leben oder Tod auf dem Spiel, trat er seine Wanderung an.

Anfangs, solange er den dickeren Teil des Mastbaumes unter den Füßen hatte, ging die Sache leidlich gut. Bedenklicher wurde sein Schwanken, je mehr der Baum sich verdünnte.

Trotzdem wäre er vielleicht glücklich bis an das Ende gelangt, wenn die Bosheit seiner Mitschüler es zugelassen hätte. Denn plötzlich fuhren jetzt die Köpfe hinter der Mauer empor und es erhob sich ein johlendes Geschrei: „Mops, du fällst runter! Mops, du fällst runter!"

Man sah, wie der Junge erschrak.

Aber noch gab er die Sache nicht verloren. Wie verzweifelt biß er die Zähne aufeinander und setzte seinen Gang fort.

Nun aber kam es in Sprüngen über die Mauer; ein ganzes Rudel.

Der eine von den Buben packte mit beiden Händen das letzte schwankende Ende des Schwebebaumes und fing an, es nach rechts und links zu schütteln. Der kleine Kerl konnte sich nicht mehr halten.

„Nein!" schrie er mit gellender Stimme. „Nein!" Aber der andere schüttelte weiter.

Im nächsten Augenblick war der arme Mops vom Schwebebaum herunter.

Ein brüllendes Gelächter erhob sich; gleich darauf aber ein zorniges Geschrei.

Mops, der sonst keiner Seele etwas zuleide tat und sich bei Prügeleien wie eine Schnecke ins Schneckenhaus zurückzog, war wie ein Wütender auf den Bengel losgefahren, der ihn zu Fall gebracht, und hatte mit beiden Fäusten auf ihn losgeschlagen.

Natürlich blieb dieser die Antwort nicht schuldig; andere halfen mit; denn eine solche Frechheit von dem Mops war ja unerhört.

Und wenige Augenblicke darauf lag der arme kleine Kerl, beide Arme über den Schwebebaum gebreitet, das Gesicht in die Arme gedrückt, weinend wie ein Verzweifelnder.

Die Wolkenschiebermütze war ihm vom Kopf gefallen — in aller Kälte war er noch immer ohne seinen Überzieher, er schien es gar nicht zu bemerken.

Endlich legten die Älteren sich ins Mittel. Sie jagten die Quälgeister, die immer noch höhnend um ihn herumstanden, zur Seite, sie versuchten, ihm gut zuzureden, ihn aufzurichten — alles blieb vergeblich. Ein dumpfes Schluchzen, ein trostloses Kopfschütteln war seine einzige Antwort.

Das ging so fort, bis endlich der Hebdomadar erschien. In jeder Woche führte nämlich ein Lehrer der Anstalt die Aufsicht über die Zöglinge während der Arbeits- und Freistunden, und weil wir eine höchst gelehrte Gesellschaft im Pädagogium waren, so wurde dieser Lehrer nach griechischer Bezeichnungsart der Hebdomadar genannt.

In dieser Woche nun war es der alte Professor Daniel, dem die Aufsicht oblag — ein großer, dicker, unendlich gütiger, wohlwollender Mann.

Der Lärm und das Geschrei hatten ihn aufmerksam gemacht, als er in dem entfernteren Teile des Gartens für sich hinspazierte, und so kam er denn nun so rasch als er seinen schweren Körper zu tragen vermochte, auf den Turnplatz zu uns heran.

Ohne lange zu fragen, trat er sogleich zu dem Jungen, der noch immer über den Schwebebaum gebeugt lag; mit seiner breiten, fleischigen Hand liebkoste er ihm den Kopf und das verwirrte Haar.

„Na, Möpschen? Na, Möpschen? Was hat man dir denn getan?“

Als der Kleine die freundliche Stimme des alten Lehrers vernahm, richtete er sich langsam auf. Das Gesicht aber behielt er zur Erde gesenkt. Es war ganz rot verweint; und das Schlucken und Schluchzen wollte nicht aufhören.

„Gebt ihm doch seinen Überzieher wieder an,“ gebot der alte Daniel. „Warum hast du ihn denn ausgezogen? Bei der Kälte?“ forschte er, zu dem Knaben niedergebeugt.

Möpschen blieb stumm.

„Er ist auf dem Schwebebaum entlang gelaufen," antworteten zwei, drei von den anderen an seiner Statt.

„Euch habe ich ja nicht gefragt," versetzte der Lehrer, „Möpschen soll's mir sagen; warum bist du denn auf den Schwebebaum gestiegen? Willst du es mir nicht sagen?"

Er wollte schon, man sah es ihm an.

Aber er konnte nicht. Es war, als wenn eine unaussprechliche Scham ihn niederdrückte und zu sprechen verhinderte.

Aus der Tasche seines Überziehers, den wir ihm wieder angezogen hatten, holte er sein kleines weißes Taschentuch hervor, damit wischte er sich die Tränen aus den Augen und den Sand vom Gesicht, der vom Schwebebaum daran kleben geblieben war.

Der alte Daniel verlor nicht die Geduld. Er hatte ein gutes und kluges Herz; er mochte ahnen, daß in der kleinen Seele dort die heilige Keuschheit eines großen Leides war, das sich vor rohen, neugierigen Augen zu verbergen strebte.

„Willst du's mir nicht sagen, Möpschen? Mir kannst du's doch sagen."

Er hatte sich auf den unteren Teil des Schwebebaumes gesetzt; der Kleine stand zwischen seinen Knien, die Hände in den Händen des Lehrers.

„Meine — Mutter —" fing der Knabe an — dann kam wieder ein Schlucken und schnitt ihm die Worte ab.

Die breite, fleischige Hand des alten Daniel tätschelte ihm den Kopf, klopfte ihn in den Rücken.

„Meine Mutter — hat geschrieben — sie ist so krank — und — und —"

Ein Tränenstrom brach abermals von seinen Augen; mit ausgebreiteten Armen stürzte er sich plötzlich dem alten Professor um den Hals. Es war kaum zu vernehmen, was er sagte.

„Und — sie glaubt — sie wird nicht wieder gesund werden."

Wir waren alle nahe herangetreten, alle ganz still geworden.

„Und da — bin ich hierhergegangen — und habe gedacht — wenn ich auf dem Schwebebaum — bis ans Ende kommen würde — und nicht herunterfallen würde — dann — habe ich gedacht — würde das ein Zeichen sein — das der liebe Gott mir gäbe — und meine Mutter würde — doch wieder gesund werden."

Der alte Daniel drückte den Kopf des Kleinen an seinen Hals.

„Und bist du denn bis ans Ende gekommen?"

Der Körper des Knaben zitterte und fieberte. „Wie ich — beinahe bis ans Ende war, sind sie gekommen — und haben mich runtergeworfen."

Der Lehrer hob das Haupt auf, und seine sonst so milden Augen gingen wie ein vernichtendes Feuer über uns hin.

Kummervoll schüttelte er das Haupt, dann beugte er sich wieder zu dem Knaben. „Du armes Kind," sagte er, „du armes Kind."

Er wartete, bis der Kleine sich einigermaßen beruhigt hatte. Dann stand er auf, drückte ihn an sich und schlug mit ihm den Weg zur Anstalt ein.

„Geht Ihr jetzt auch nach Haus," wandte er sich an uns, „es ist Zeit zur Arbeitsstunde."

Hinter dem alten Daniel zogen wir einher, lautlos, wie eine Schar von Übeltätern.

Am anderen Morgen erzählte uns der Stubenälteste des Jungen, daß in der Nacht, als schon alles im Schlafe gelegen, sich die Stubentür geöffnet hatte. Der alte Daniel war geräuschlos hereingekommen und an das Bett getreten, in dem Möpschen lag. Die Hand hatte er vor die Flamme des Lichts gehalten, das er in Händen trug; und so hatte er lange gestanden, lange und schweigend auf das schlummernde Kind herniedergesehen. Mit einem Seufzer hatte er sich dann abgewandt und geräuschlos, wie er gekommen, war er wieder gegangen.

An einem der nächsten Vormittage, als wir in der Klasse saßen, den Lehrer erwartend, der noch nicht erschienen war, tat sich die Klassentür auf, und zugleich mit dem Lehrer kam der alte Daniel.

„Möpschen," sagte er, und man hörte seiner Stimme an, daß er sich bemühte, ruhig zu sprechen, „komm doch einmal heraus."

Der Kleine schob sich aus der Bank heraus; der alte Daniel nahm ihn an der Hand; sie gingen hinaus — und Möpschen kam nicht wieder.

Als der Unterricht zu Ende war und wir aus den Klassen hinunterkamen, stand drunten, im Flur der Anstalt, mit dem Überzieher angetan, die Wolkenschiebermütze auf dem Kopf, einen Schal um den Hals, der kleine Mops. Sein Koffer stand gepackt und verschlossen neben ihm.

Was bedeutete das? Sollte der Junge verreisen? Noch vor Beginn der Ferien?

In sich gekehrt, wie gewöhnlich, stand er da; er gab auf Fragen keine Antwort; von ihm war nichts zu erfahren.

Nach einiger Zeit kam der alte Daniel die Treppe herunter; auch er zum Ausgehen gekleidet.

Wir drängten uns fragend um ihn. Mit gedämpfter Stimme gab er Auskunft.

Eine Depesche war eingetroffen; die Mutter des Kleinen war plötzlich sehr krank geworden, der Junge sollte umgehend nach Hause kommen.

Der alte Professor blickte auf den Knaben, der auf der Schwelle der Tür stand.

„Sagt es ihm nicht — er weiß nicht, daß es so schlimm steht.“

Wir sagten ihm nichts. Wir traten nicht einmal zu ihm heran; wir getrauten uns nicht.

Die Mutter verlieren! — Jeder von uns fühlte, was das bedeutete.

Der kleine Kerl, der unserm Spott als Zielscheibe gedient hatte, war plötzlich zum Träger eines Schicksals geworden, vor dem unsere Herzen erbebten; wie etwas Geheiligtes erschien er uns.

Eine Droschke fuhr an der Tür der Anstalt vor. Der alte Daniel trat hinzu und legte den Arm um die Schulter des Kleinen.

„Komm jetzt, mein Junge, jetzt fährst du nach Haus, zu deiner Mutter.“

Der Knabe blickte auf; ein Freudenschein ging über sein Gesicht.

Er wollte seinen Koffer aufheben, aber wir kamen ihm zuvor. Jeder von uns griff zu, jeder fühlte ein dunkles Bedürfnis, dem Kinde einen letzten Liebesdienst zu erweisen.

„Leb' wohl, Mops! Leb' wohl, Mops!“

Zwanzig Hände griffen nach seiner kleinen, blau verfrorenen Hand und drückten sie ihm zum Abschied. Er wußte kaum, wie ihm geschah — man sah es an seinem erstaunten Gesicht.

Dann ward er in die Droschke gehoben; der alte Daniel stieg nach ihm ein und setzte sich neben ihn. Klappend schloß sich die Wagentür.

Noch einmal bog er sich aus dem Fenster und winkte uns mit der blauen Wolkenschiebermütze ein Lebewohl. Rumpelnd setzte sich das Gefährt in Bewegung — wir standen und sahen ihm nach, bis der Wagen aus dem Hofe der Anstalt hinaus war. Dann gingen wir zurück. Niemand sprach ein Wort.

Er war fort und ist nicht wiedergekommen in das Pädagogium.

Ich weiß nicht, ob er die Mutter noch vorgefunden hat — ich habe ihn nie wiedergesehen.

Nie wiedergesehen, bis neulich in der Nacht, da war er plötzlich wieder da.

Am Schwebebaum stand er, zwischen den Knien des alten Daniel; ich sah sein weißes Tüchlein, mit dem er sich das Gesicht abwischte, ich hörte sein Weinen. —

Möchte er nicht wiederkommen — denn wenn er wiederkommt, kann ich nicht schlafen.

# Neid

An den Ufern der Lahn, oberhalb Ems, nicht weit davon, liegt ein Ort, der sich Arnstein nennt. Ein Bach geht zwischen den Häusern entlang; über den Häusern steigt ein Hügel auf, und auf dem Hügel, weit sichtbar, erhebt sich eine prächtige Kirche.

Einmal, vor Jahren bin ich in der Kirche gewesen.

Ein Bild hängt darin, ich glaube, nur ein einziges; und dieses Bild hat es bewirkt, daß ich die Kirche nie wieder vergessen habe, und den Tag, an dem ich die Kirche besuchte.

Nicht, daß es ein besonderes Kunstwerk gewesen wäre — im Gegenteil, eine mittelmäßige Schilderei, vielleicht aus dem siebzehnten Jahrhundert. Aber der Gegenstand! Ein Mann ist im Brustbilde dargestellt. Der Mann ist unbekleidet; Flammen umlodern ihn, zur Rechten und Linken, mit großen, roten Zungen, so daß er mitten im Feuer zu stehen scheint. Zwei Schlangen ringeln sich über die Schultern des Mannes, zwei große, dicke Schlangen: die eine hat sich in seine Brust verbissen, da, wo in der Brust das Herz schlägt; die andere sperrt den Rachen auf, um gleichfalls hineinzuschlagen in das unbeschützte Fleisch. Grade weil man dem Bilde ansieht, daß es dem Maler nicht auf die Malerei angekommen ist, sondern auf den Vorgang, wirkt dieser Vorgang so gräßlich. Mit der einen Hand hat der Mann die beißende Schlange gepackt, als wollte er sie von sich losreißen; aber es hilft ihm nichts; das Untier haftet fest. Und so muß er aushalten in der Höllenqual. Denn daß es Höllenflammen sind, die ihn umlecken, Höllenqualen, die ihn zerreißen, das sieht man seinem Gesichte an, dem fahlen, aschgrauen, das in Verzerrung dem Beschauer in die Augen blickt. Um den oberen Rand des Gemäldes läuft eine Inschrift, ein Distichon in lateinischer Sprache. Ich kann mich des Wortlautes nicht genau mehr erinnern, nur den Inhalt habe ich behalten: „Der du mich anschaust und fragst, was mich in diesen Höllenpfuhl gestoßen, wisse, es war der Neid.“ Invidia — so lautet das lateinische Wort.

Wie tief mich der Anblick der unheimlichen Schilderei gefesselt, merkte ich daran, daß ich die Beschließerin der Kirche ganz vergessen hatte, die hinter mir stand und jetzt leise mit ihrem Schlüsselbund klapperte.

Ich drehte mich um. „Was hat es für eine Bewandtnis

mit dem Bilde da?“ fragte ich. „Wie kommt es her? Wen stellt es dar?“

„Das ist das Bild,“ erwiderte die Frau, „von dem Mann, der die Kirche hier gestiftet hat und hat bauen lassen.“

Merkwürdige Art, den Stifter einer Kirche zu verewigen, indem man sein Bild in solcher Gestalt in seine Kirche hängt!

„Wer hat das Bild von ihm malen lassen?“ forschte ich weiter.

„Er selber hat sich so malen lassen und bestimmt, daß das Bild für alle Zeit da hängen sollte.“

„Er selber — wer war der Mann?“

Das wußte die Frau nicht.

„Was hatte er getan?“ Das wußte sie auch nicht.

Düsteres Geheimnis. Wir waren allein in der Kirche, ich, die Beschließerin und der da auf dem Bilde. Und in meiner Vorstellung erschien es mir, als stände hinter dem Bilde etwas auf, etwas Dunkles, irgendein grauenvolles Ereignis, eine furchtbare Tat. Niemand wußte mehr, was es gewesen. Die Zeit hatte alles in Schweigen begraben, die Tat und das Opfer. Nur einer war übrig geblieben, ein Zeuge, der das Schreckliche aus nächster Nähe mit angesehen hatte, aus allernächster, der Täter selbst. Und der hatte dafür gesorgt, daß sein Andenken der Nachwelt erhalten blieb in solcher Gestalt. Was für eine Art von Mensch mußte das gewesen sein? Meine Gedanken tasteten an dem verzerrten Gesichte herum, das auf mich herabblickte.

Ein Mensch, in dem ein furchtbares Blut furchtbare Leidenschaften geheizt hatte, dem das wilde Blut keine Ruhe gelassen hatte, bis daß er die Tat vollbrachte, und in dessen Seele, nachdem die Tat geschehen war, mit der gleichen elementaren Gewalt des bösen Antriebs der Rückschlag gekommen war, die Reue.

Ein Schauer überlief mich. Der Angehörige der modernen Zeit, der nervenschwachen, willensschwachen und gefühlskranken Zeit, beugte sich unwillkürlich vor einer Vergangenheit, in der es keine Nervenleiden, aber Seelenschmerzen gab, in der man so schrecklich zu tun und so schrecklich zu bereuen vermochte.

Wie sie ihn gepackt haben mußte, die Reue! Wie sie ihn geschüttelt, zerrissen und zerfleischt haben mußte!

Mir war, als sähe ich ihn, wie er zum Beichtiger in den Beichtstuhl kniete, mit heulenden Tränen sein Bekenntnis stam-

melnd, mit klappernden Zähnen sein: „Was soll ich tun? Was soll ich tun?“ herausfragend.

„Faste, bete, kasteie dich,“ kam die Antwort, „und baue eine Kirche.“

Und er fastete, betete, kasteiete sich und baute eine Kirche. Eine große Kirche, eine mächtige; je mächtiger, desto besser, wie eine Riesenlast, die er auf den Wurm wälzen wollte, der an seiner Seele fraß, daß sie den Wurm erdrückte.

Und als die Kirche erbaut, war alles umsonst; der Wurm war nicht erdrückt, lebte immer noch und nagte und nagte.

Da, als er fühlte, daß sein Leben zum Ende ging, ließ er einen Maler an das Bett rufen, auf dem er versiechend lag und hieß ihn sein Bild malen. Nicht ein Bild, das ihn darstellte in Pracht und Gewandung seines Lebens — denn offenbar war es ein reicher und mächtiger Mann gewesen — sondern so, wie er sich in seinem Innern fühlte, als armen Sünder, in aller Nacktheit der schuldbewußten Seele, von Flammen gebrannt, von dem Schlangenrachen der Reue zerfleischt.

Er selber gab die Inschrift an, die man auf das Bild setzen sollte, und bestimmte, daß es aufgehängt würde in der Kirche, die er selbst gebaut, sein eigenes Ich im eigenen Werke eingesperrt, sein Schatten, den er von Grabesruhe und vom Frieden des Vergessens ausschloß, damit es dort hinge wie der graue Aschenrest einer schrecklichen Feuersbrunst, wie der fahle Widerschein eines mit Blut gemalten Vorgangs, solange die Kirche stehen würde, jahrhundertelang, immer und für alle Zeit. Immer wieder, so oft die Augen zukünftiger Menschen sich auf das Bild richten würden, den Schauder erweckend, der mit tastenden Fühlfäden hinunterlangte in das Grab, wo der Verbrecher lag, und für immer, wenn kein Besucher in der Kirche war, mit sich allein in der furchtbaren Einsamkeit, jahrelang, jahrhundertelang, mit sich allein und der Erinnerung an das, was einstmals gewesen.

Ich riß mich los und wandte mich hinaus. Seinen Namen hatte er den kommenden Menschen nicht genannt. Warum? Weil er gewollt hatte, daß nichts übrig bleiben sollte als nur der Schatten des Vergangenen? Sein körperloses Ich? Seine Seele? Oder vielleicht, weil, wenn man seinen Namen nannte, er sein Geschlecht zugleich an den Bußpfahl gekettet haben würde? Sein Geschlecht, seine Familie, die doch nicht schuldig war an seiner Tat, die es ja eben gewesen war, gegen die seine Tat sich

gerichtet hatte. Denn ich weiß nicht, wie es kam, aber ich konnte den Gedanken nicht loswerden, daß es eine Freveltat gewesen sein mußte von Familienangehörigen gegen Familienangehörige, von Bruder gegen Bruder.

Und indem meine Vorstellung hieran arbeitete und knetete, nahmen meine Gedanken plötzlich ihren eigenen Gang, weit fort von der Stelle, wo ich mich befand, aus dem Westen Deutschlands in den fernen Osten, und mit einem Male wußte ich, warum es eine Tat von Bruder gegen Bruder gewesen sein mußte. Eine Geschichte fiel mir ein, die ich dort einmal gehört hatte, in der alten Stadt am breiten Strom, der schweigend durch den Osten Deutschlands geht, wie die schweigende Lahn durch den Westen.

In der alten Stadt, von der ich spreche, wohnte ein alter Mann, ein einsamer.

Einsam durchs Leben gegangen, ohne Frau und Kinder, war es jetzt doppelt still um ihn geworden, seitdem er sein Amt niedergelegt, den Abschied genommen, und seitdem hierdurch auch der Verkehr mit den Kollegen aufgehört hatte, mit denen er, dienstlich wenigstens, in Verbindung gehalten worden war.

Er war Regierungsrat gewesen, der alte Graumann; jetzt war er pensionierter Regierungsrat außer Diensten.

Gleich in den ersten Tagen, als ich die Stadt bezogen, hatte ich seinen Namen gehört. Er war ja gewissermaßen eine Sehenswürdigkeit des Ortes, und als solche war er mir genannt worden. Damit aber hatte es sein Bewenden gehabt; man wußte eigentlich nichts von ihm. Er selbst erzählte nichts, er verkehrte ja beinahe mit niemandem; vielleicht gab es auch nicht viel zu erzählen. Er war eben Beamter gewesen wie hundert andere auch und auf der aktenstaubigen Straße des preußischen Beamtentums zum Regierungsrat hinaufgeklettert und dann, nach Jahren, an die Tür gelangt, aus der es wieder hinaus geht aus dem Beamtentum, durch den Abschied in das Außerdiensttum.

„Jetzt fängt meine gute Zeit an," so berichtete die Stadtchronik, hatte er zu einem Kollegen gesagt, als er zum letzten Male vom Amte kam, „jetzt falle ich dem Staate zur Last."

Recht höhnisch, beinahe teuflisch sollte er gelacht haben, indem er das sagte, wie die Leute denn überhaupt geneigt waren, in dem alten Sonderling etwas Unheimliches zu sehen, etwas, wovor man sich eigentlich in acht nehmen müßte. Schrecklich

heftig konnte er werden, so erzählte man sich, wenn irgend etwas ihm in die Quere kam, und fürchterlich grob, wenn Menschen sich berufen fühlten, ihn seiner Einsamkeit zu entreißen, und die Menschen ihm nicht paßten. „Man brauchte ihn ja nur anzusehen — er sah ja so böse aus."

Inwieweit dieses zutraf, hatte ich bald Gelegenheit festzustellen, denn ich begegnete ihm oftmals auf dem Spaziergange. In dem hohen Kiefernwald, der sich, stromaufwärts, auf sandigen Hügeln erhebt, sah ich ihn zum ersten Male, dann, mit Unterbrechungen, gingen wir öfter und öfter aneinander vorüber.

Gingen aneinander vorüber — denn indem ich ihn daherkommen sah, die Hände auf dem Rücken, den großen, schweren Kopf, den kurzgeschorenes, graues Haar einfaßte, vornüber hängend, den abgebrauchten, schwarzen Zylinderhut in den Nacken gerückt, die Augen zur Erde gesenkt, nicht rechts noch links blickend, fühlte ich, daß da ein Mann an mir vorüberging, der nicht angesprochen sein wollte, weil Ansprache Störung gewesen wäre, Störung in dem, was ihn beschäftigte.

Denn er war immer beschäftigt, das sah man dem verwitterten Gesicht an, in dessen derben, beinahe plumpen Zügen ein beständiges Regen und Bewegen war — beschäftigt mit seinen Gedanken, mit sich selbst. Manchmal auch gewann das stumme Mienenspiel Laute und Töne; seine Lippen zuckten, er sprach vor sich hin. Ich hörte es, indem mich mein Weg an ihm vorüberführte. Meistens nur ein Murmeln und Flüstern, dann und wann zusammenhängende laute Worte, die polternd und grollend herauskamen, und manchmal auch ein Lachen, „ein recht höhnisches, beinah teuflisches," würden die Leute gesagt haben, das aus einem grimmig lächelnden Munde herausbrach.

Als wäre er immer von Menschen umgeben gewesen, mit denen er sich unterhielt, so sah es aus — Menschen, die vielleicht noch jetzt lebendig umhergingen wie er selbst, ohne daß er mit ihnen zusammenkam; Menschen auch vielleicht, die einstmals gewesen und jetzt nicht mehr da waren.

Jedenfalls ein Mann, der manches gesehen, erlebt und wohl auch gelitten hat, dieser alte Graumann, so sagte ich zu mir; einer jener Menschen, die man ja in Deutschland trifft, die unscheinbar, fast unsichtbar durch die Welt gehen und in ihrem Innern eine solche Fülle des Lebens, eine so reich bevölkerte Welt verschließen, daß sie davon zehren können, wenn es Abend

im Leben wird, daß sie sich mit ihren Gestalten unterhalten können, ohne daß sie das Geplauder und Geschwätz der umgebenden Gesellschaft brauchen. Vorausgesetzt freilich, daß sie die Gabe besitzen, die das Entlegene nahebringt, das Vergangene gegenwärtig, Tote wieder lebendig macht, Phantasie.

Ob ihm diese Gabe innewohnte? Seitdem ich ihm in die Augen gesehen hatte, glaubte ich es.

Einmal nämlich, nachdem wir schon manchmal aneinander vorübergegangen waren, und als wir uns wieder begegneten, bemerkte ich, daß er auf mich achtgab. Der Unbekannte, der ebenso beharrlich und einsam wie er selbst die Gegend durchstreifte, mochte ihm aufgefallen sein. Er kam den Weg zurück, den ich hinausging: als wir nahe beieinander waren, wandte er das Haupt zur Seite und sah mich an. Er tat nichts weiter, er grüßte nicht, sprach nicht, aber mir war, als hätte jemand gesprochen. Solch ein redender Blick war in den Augen gewesen, die mit dunkel glühendem Feuer unter buschigen Brauen hervorschauten. Wie das Nachglühen eines innerlich bewegten Lebens, das nicht zur Ruhe kommen, nicht im Vergessen einschlafen will, sondern im Erinnern weiter lebt und weiter. Ich konnte den Blick nicht vergessen, und ungefähr zu derselben Zeit, als unter Bekannten das Gespräch auf ihn kam, hörte ich etwas, das meine Vermutung bestätigte, das ihn mir als einen Menschen erscheinen ließ, den mehr und anderes bewegte als die wirkliche Alltagswelt, die ihn umgab. Wundervolle Bilder, so hieß es, hätte er an den Wänden seiner Wohnung hängen. Wer sie gesehen haben sollte, da eigentlich niemand zu ihm kam, war schwer zu sagen; aber die Kunde war da und behauptete sich. In der Vorstadt, jenseits der Brücke, bewohnte er eine Wohnung von einigen Zimmern; eine alte Wirtschafterin, die des Morgens kam und des Abends ging, besorgte ihm die Wohnung. Wahrscheinlich war sie es, von der die Nachricht ausging. Wundervolle Bilder, und in seinem Schlafzimmer ein ganz besonderes, in Öl gemaltes, während in den Vorderzimmern Kupferstiche hingen; ein Bild, auf dem zwei Kinder dargestellt waren, zwei Knaben. Und der eine von den beiden Knaben, so hieß es flüsternd weiter, das wäre er selbst, wie er damals ausgesehen hätte, der jetzige Regierungsrat außer Diensten, der alte Graumann.

So wurde erzählt, teils laut, teils flüsternd; und dann ganz leise wurde noch etwas hinzugesetzt: in dem Schlafzimmer, wo

das Bild mit den zwei Knaben hing, da wäre an einer Wand, so hieß es, ein Vorhang und unter dem Vorhang etwas, das niemand kannte, niemand gesehen hatte, weil keine Hand den Vorhang lüften dürfte. Auch die der Wirtschafterin nicht.

„Bei Todesstrafe?" hatten einige Spötter gefragt. Nun — vielleicht nicht grade bei Todesstrafe, aber beim Zorn des alten Graumann, und der konnte bös sein; man wußte davon in der Stadt zu erzählen.

Also forschte man nicht weiter und ließ dem Vorhang sein Geheimnis.

Aber das mit dem Kinderbild? Ja, das war vorhanden, und „solch ein schönes Bild" sollte es sein, hatte die Wirtschafterin erzählt. „Ein schönes Kind müßte er einmal gewesen sein, der Herr Regierungsrat! Ein Paar Augen im Kopf! Eigentlich schon damals ganz die Augen, die er noch jetzt hätte, nur viel freundlicher, und nicht solche Zotten und Borsten von Augenbrauen darüber, wie er sie jetzt hätte."

„Und der andere von den beiden Knaben?"

Ja — von dem wußte die Wirtschafterin nichts zu sagen, hatte ihn nie gesehen und gekannt. „Aber es sähe so aus, als müßte es wohl ein Bruder von dem Herrn Regierungsrat gewesen sein, ein jüngerer; denn so eine Art von Ähnlichkeit mit dem älteren, was der Herr Regierungsrat wäre, könnte man schon darin finden. Nur viel zarter und magerer und schwächlicher. Und so ein liebes Gesichtchen, aber so traurig; wie solche Kinder eben aussehen, die nicht lange leben sollen." Denn daß er gestorben sein mußte, schon lange Zeit, das nahm die Wirtschafterin für bestimmt an. „Er würde doch sonst wohl einmal von dem Bruder gesprochen haben, der Herr Regierungsrat, und das tat er nie."

Das alles kam mir so nach und nach und stückweise zu Ohren und als von dem Kinderbilde gesprochen wurde, ging das Gespräch weiter, zu den Kindern überhaupt, und da erfuhr ich denn, daß er eigentlich ein Kinderfreund sei, der alte Graumann. „Aber freilich in seiner Art," setzte der Erzähler kichernd hinzu.

„Wieso, in seiner Art?"

„Je nun," hieß es, „so, daß man ihn schließlich hat auffordern müssen, seine Freundschaft für die Kinder lieber für sich zu behalten."

In der Stadt nämlich, so wurde mir erzählt, bestand eine Anstalt, von ein paar wohltätigen alten Damen geleitet, in der alle Jahre zu Weihnachten armen Kindern aufgebaut und beschert wurde. Gaben und Geschenke wurden mit Dank entgegengenommen, und natürlich stand es den Gebern frei, der Bescherung beizuwohnen. Zu diesen gehörte auch der alte Graumann, der sich regelmäßig am heiligen Abend mit einem ganzen Haufen von Paketen und Päckchen einzustellen pflegte. Eigentlich hätten, der Hausordnung gemäß, die Geschenke schon vorher abgeliefert sein müssen, um von den Damen nach bestem Ermessen verteilt zu werden. Aber der alte Graumann war nicht der Mann, sich irgendeiner Hausordnung zu fügen. Seitdem er den Regierungsfrack ausgezogen hatte, wollte er die Ellenbogen freihaben nach allen Richtungen. Wollten die Damen seine Geschenke haben, so mußten sie ihn gewähren lassen. Also ließ man ihn gewähren.

Und nun eben kam das Verrückte: Spät erst, wenn der Baum schon längst angezündet war, und die Kinder ihre Tische und Gaben in Empfang genommen hatten, erschien als letzter Geschenkgeber der alte Graumann. Wie der Knecht Ruprecht selber sah er aus mit seinem alten, verwitterten Gesicht, und die Schätze, die er sorgsam verhüllt unter den Armen trug, erweckten sogleich eine atemlose Spannung, eine Spannung, die in hellen Jubel ausgebrochen sein würde, wenn sich die Kinder nicht eigentlich ein wenig vor ihm gefürchtet hätten. Denn wenn er nun so dastand im erleuchteten Raume, zunächst die kleinen Köpfe stumm überzählend, ob er auch keinen übergangen hätte, und dann, wenn er sah, daß alles stimmte, in sich hinein lächelnd, geheimnisvoll, beinahe listig, ohne ein Wort zu sprechen, dann überkam nicht nur die Kinder ein seltsam schauerndes Gefühl, sondern auch die Erwachsenen gestanden sich, daß er doch wirklich anders sei als alle anderen vernünftigen Menschen.

Einen Stuhl rückte er sich dann heran; mitten unter seinen Päckchen und Paketen, die er auf den Erdboden gelegt hatte, setzte er sich nieder, ganz ernsthaft jetzt, beinah feierlich, und nun, langsam, langsam begann er eins der Pakete aufzuknüpfen und dann ein zweites. Lautlose Stille begleitete sein Tun, und all die jungen Augen hingen an ihm, wie wenn sie auf einen alten Zauberer blickten. Noch einmal ein Blick über die lauschende Schar, dann mit erhobenem Zeigefinger winkte er zwei von den

Kindern heran, zwei Knaben. Die letzte Hülle sank von dem Paket — und ein allgemeines „Ah!“ des entzückten Erstaunens atmete aus jungen Kehlen auf — was war da für eine Herrlichkeit zutage gekommen! Ein Schaukelpferd oder so etwas Ähnliches. Und das glückselige Jauchzen dessen, der das schöne Geschenk in die Hände bekam! Daß sich der andere von den beiden Jungen vor Ungeduld kaum zu lassen wußte, begreift sich; das für ihn bestimmte zweite Paket war ja freilich viel kleiner als das erste, aber der Inhalt würde schon nicht schlechter sein, das verstand sich doch von selbst. Und langsam, langsam schälte sich auch die zweite Gabe aus ihrer Papierhülse heraus, und — ein allgemeines Verstummen sprachloser Verblüfftheit — ein ganz minderwertiger Gegenstand, der sich mit dem ersten gar nicht vergleichen ließ, kam zum Vorschein. Die Augen dessen, der das zweite Geschenk erhielt, schielten unwillkürlich über die eigenen Hände hinweg, zu denen hinüber, in denen sich das Schaukelpferd befand, und es fehlte nicht viel, so hätten sie sich mit Tränen gefüllt.

Und während sich dieses begab, saß der alte Graumann regunglos auf seinem Stuhl; seine großen, runden, glühenden Augen ruhten unverwandt auf dem enttäuschten Gesichte des Kindes, forschend, prüfend, mit einem ganz sonderbaren, tief bekümmerten Ausdruck, und wenn er sah, wie das kleine Gesicht unter verhaltenem Weinen zuckte, streckte er den Arm aus und zog den Knaben an sich, beugte sich zu ihm, und leise, so leise, daß keiner von den Anwesenden es verstand, flüsterte er ihm ein Wort ins Ohr. Und dann kam ein anderes Paar von den Kindern an die Reihe.

Jetzt waren es zwei kleine Mädchen, die er heranwinkte. Wieder, wie vorhin, nestelten sich zwei Pakete auf; wieder erschien aus dem einen eine prächtige Gabe, eine schön gekleidete Puppe oder so etwas Ähnliches, und wieder aus dem anderen ein Gegenstand, der sich mit dem ersten kaum vergleichen ließ. Abermals dann der Vorgang wie zuvor, die kleine Enttäuschte wurde herangezogen, und so wie vorhin dem Knaben flüsterte er dem kleinen Mädchen, indem er ihm traurig und zärtlich das Köpfchen streichelte, ein Wort ins Ohr, das kein anderer verstand.

Und so ging das weiter. Immerfort abwechselnd entzücktes Staunen und schweigende Verdutztheit; stammelnde, jauchzende Freude bei den einen, betrübte Niedergeschlagenheit bei den

anderen. Und mitten in all dem Wechsel von Gefühlen, von Freude und Leid der alte Graumann, wie das verkörperte Schicksal, seine Pakete auswickelnd, seine Gaben verteilend, bis daß die letzte verschenkt war. Die letzte war immer die schönste, und merkwürdigerweise, in jedem Jahre wiederkehrend, dieselbe: ein blitzblanker Kürassierhelm, ein Küraß und ein Säbel mit Säbelkoppel.

Die zappelnde Wonne, die ein solches Geschenk jedesmal hervorrief, läßt sich denken, aber nicht beschreiben, und kaum beschreiben auch läßt sich die Enttäuschung, die jedesmal die Gegengabe erweckte, eine magere, kleine Blechtrompete, die wirklich erbärmlich gegen die Kürassierausrüstung abstach. Das Merkwürdigste aber bei diesem Vorgange, der gewissermaßen den Gipfel aller vorherigen Absonderlichkeiten bildete, war immer der alte Graumann selbst, der jedesmal, wenn die letzte Gabe heran kam, wie in einen Zustand der Erstarrung, in einen Traum mit wachen Augen zu versinken schien. Seine großen, runden Augen weiteten sich über ihr gewöhnliches Maß und blickten starr vor sich hin, über die Köpfe der Kinder hinweg, in die leere Luft, und es sah aus, als müßte er zu sich selbst zurückkommen, bis er endlich den Kleinen heranzog und ihm, wie den anderen vorher, sein leises Wort ins Ohr raunte.

War dieses dann erledigt, so erhob er sich, griff nach seinem alten, widerhaarigen Zylinderhut, verneigte sich schweigend vor den Anstaltsdamen, und ohne ein Wort zu sagen, ging er hinaus. Den Anstaltsdamen blieb es dann überlassen, die erregten Gemüter der Kinder wieder zur Ruhe zu bringen, und leichte Arbeit war das natürlich nicht.

„Was hat der Herr Regierungsrat dir denn ins Ohr gesagt?“ so wurde, vom ersten anfangend, gefragt. — „Er hat mir gesagt,“ hieß es: „‚wer neidisch ist, kommt in die Hölle; sei nicht neidisch, du lieber, kleiner Junge.‘“ — „Und dir? Was hat er dir gesagt?“ — „Er hat gesagt: ‚wer neidisch ist, kommt in die Hölle; sei nicht neidisch, du liebes, kleines Mädchen.‘“

Beiden also wörtlich das nämliche. Und als die übrigen Kinder, in gleicher Weise befragt, ihre Lippen auftaten und feierlich, wie wenn sie als Zeugen vor Gericht ständen, aussagten, was ihnen der alte, unheimliche Mann anvertraut hatte, da stellte es sich heraus, daß es immer und jedesmal dasselbe geheimnisvolle Wort, dieselbe Mahnung gewesen war, die jedes von ihm

empfangen hatte. Das wiederholte sich, wie gesagt, zwei oder drei Weihnachten, und dann hatten es die Anstaltsdamen satt. Solch ein böser, alter Mann! Er machte ihnen ja die Kinder gradezu auffässig und zerstörte alle Weihnachtsfreude. Und das absichtlich; denn daß er mit wohlüberlegter Absicht verfuhr, das war ja klar; hätte er es sonst einmal wie das andere Mal gemacht?

Darum, als zum vierten Male Weihnachten heranrückte, erhielt der alte Graumann eines schönen Tages von den Anstaltsdamen einen Brief, worin ihm höflichst für die liebevolle Gesinnung gedankt wurde, die er ihren Schützlingen bisher erwiesen hatte, in dem ihm aber zugleich zu erwägen gegeben wurde, ob er in Zukunft seine Geschenke nicht lieber vor der Bescherung einsenden wollte, damit sie von den Damen verteilt würden. Die ethisch-erzieherische Methode, nach der er seine Gaben verteilte, wäre ja den Erwachsenen durchaus einleuchtend und auch dankenswert, aber er würde sich ja wohl selbst sagen, daß Kinder noch nicht fähig wären, eine Methode, die solche Selbstüberwindung forderte und so harte Proben auferlegte, gebührend zu würdigen, und darum möchte es vielleicht besser sein — der alte Regierungsrat hatte verstanden; seit dem Tage hat man ihn in der Anstalt nie wieder gesehen.

„Die Damen hätten es anders einrichten sollen," hörte man später den Weinhändler Kurzer sagen, „hätten den Herrn Regierungsrat nicht so zu ärgern brauchen; denn geärgert hat er sich schmählich."

Der Weinhändler Kurzer war nämlich der Mann, der einen Weinkeller unweit des Marktes besaß, einen Keller mit schönen Spitzbogengewölben. Und in dem Keller erschien an jedem Nachmittag, pünktlich wie nach der Uhr, zu einer Zeit, wo sonst niemand anwesend war, der alte Graumann, um einen kräftigen Schluck zu trinken.

Ob es die Gesellschaft des Herrn Kurzer war, die ihn lockte? Oder das Spitzbogengewölbe? Man erzählte sich, daß es noch etwas anderes war, und das war wieder einmal solch eine Schrulle des tollen alten Mannes. In dem Keller nämlich, in einer Ecke, von Staub bedeckt, stand eine aus Ton geformte Figur, ein Weib auf einem Löwen reitend. Halb und halb erinnerte das Ding an Danneckers Ariadne; es war eine noch ganz unfertige Arbeit, offenbar von Händen verfertigt, die sich

zum ersten Male an so etwas versucht hatten; noch unfrei in der Erfindung, noch ungeschickt in der Gestaltung. Trotzdem — wer es für der Mühe wert gehalten hätte, das sonderbare Gebilde näher anzusehen, würde vielleicht entdeckt haben, daß sich in all dem Unfertigen etwas regte, das dermaleinst hätte fertig werden können. Aber es hielt es niemand für der Mühe wert — ausgenommen einen — den alten Graumann. Der, so hieß es, war gradezu verliebt in die Stümperei. Es knüpfte sich auch eine Legende an die Figur: in der alten Stadt war vor Jahren ein junger Bursche gewesen, der Sohn armer, achtbarer Eltern. Sein Vater war Aktuar am Gericht gewesen, und durch Fleiß, der nicht einen Tag aussetzte, durch darbende Sparsamkeit, die sich nicht einen guten Tag gönnte, hatte er es durchgesetzt, daß sein Sohn soviel gelernt hatte, daß er auch Unterbeamter werden konnte, Unterbeamter an der Regierung. Und für das alles hatte ihm der Schlingel übel gelohnt; er tat als Beamter nicht gut. Nicht, daß er getrunken hätte oder eigentlich liederlich gewesen wäre, aber er hatte den Kopf voller Flausen. Zum Künstler, hatte er behauptet, wäre er geboren; ein Bildhauer steckte in ihm, das fühle er, und das sollte hervorkommen.

Natürlich war er fürchterlich ausgelacht worden, und der alte Vater empfand schier tödlich den Schimpf, den ihm der Sohn bereitete. Denn boshaft, wie die Menschen nun einmal sind, versäumten sie nie, wenn sie des alten Aktuars ansichtig wurden, ihn zu fragen, wie es seinem Sohne, „dem Bildhauer", ginge, ob er Fortschritte machte, und was dergleichen Scherze mehr waren. Und während alle anderen vernünftigen Leute der Stadt es als ihre Pflicht erkannten, dem jungen Menschen zur Vernunft zu reden, war einer, der das Gegenteil tat, der ihn in seinen Abgeschmacktheiten durch Zureden bestärkte. Das war unrecht von dem einen, und dieser eine war niemand anders als der Herr Regierungsrat Graumann. Man erzählte sich, daß er dem jungen Menschen die Erlaubnis gegeben habe, ihn zu besuchen; daß dieser oft stundenlang bei ihm verweilte, daß der Regierungsrat ihm seine Bilder zeigte, sich mit ihm über seine Pläne unterhielt, ihn sogar mit Geld unterstützte. Lauter Dinge, die aller Vernunft und gesellschaftlichen Ordnung doch gradezu ins Gesicht schlugen. Und natürlich hatte es denn auch zu keinem guten Ende geführt. Eines schönen Tages war der „Bildhauer" verschwunden gewesen, fort von der Regierung, aus der Stadt,

und fort von seinen Eltern. Einfach durchgebrannt; niemand wußte, wohin. Niemand wußte es und hat es je erfahren. Denn seit dem Tage blieb er verschollen, und kein Mensch hatte je wieder von ihm gehört. Ob vielleicht der alte Graumann? Möglich — aber der sagte nichts.

Bei dem Weinhändler Kurzer nun hatte „der Michelangelo der Ukermark", wie ihn einer von den Regierungsreferendaren, ein junger, besonders geistreicher Mann, betitelt hatte, eine Rechnung. Er hatte dort manchmal ein Glas Wein, und mehr als eins, getrunken, aber keins bezahlt. Wahrscheinlich war es auch wieder dieser alte Sünder, der alte Graumann, gewesen, der den Herrn Kurzer zu so sträflicher Nachsicht veranlaßt hatte. Wenige Tage dann, bevor er auf Nimmerwiedersehen verschwand, hatte er dem Weinhändler seine Löwenreiterin gebracht, gewissermaßen als Bezahlung. „Vielleicht würde er sie später einmal verwerten können," hatte er gemeint. Bis jetzt war es freilich nicht geschehen.

„Wird auch wohl sobald nicht kommen," meinte mit resigniertem Schmunzeln der Herr Kurzer, wenn das Gespräch darauf kam.

Am Nachmittag des besagten Weihnachtsabends war also der alte Graumann im Weinkeller erschienen. Statt einer halben Flasche, die er für gewöhnlich trank, hatte er sich sogleich eine ganze bestellt, eine ganze Flasche schweren Burgunder. Überhaupt war er dem Herr Kurzer ganz besonders aufgeregt erschienen.

„Gehen Sie denn heute abend nicht zur Bescherung ins Stift?" hatte Herr Kurzer gefragt; darauf aber war der Herr Regierungsrat gleich sacksiedegrob geworden.

„Soll ich in ein Haus gehen, wo man mich 'rausschmeißt?" Und alsdann hatte er die Geschichte mit dem Briefe erzählt. Furchtbar schien ihn die Geschichte aufgeregt zu haben. So wie an dem Tage hatte Herr Kurzer ihn noch niemals gesehen. Eine ganze Weile hatte er sich schweigend mit seinem Burgunder unterhalten, dann war er mit einemmal aufgestanden, hatte die Figur aus der Ecke geholt und sie, ohne ein Wort zu sagen, mitten auf den Tisch gestellt.

„Ganz staubig ist das Ding gewesen," berichtete Herr Kurzer, „so daß ich es erst habe abklopfen müssen."

Alsdann hatte der Alte davor gesessen und kein Wort ge-

sprochen und immerfort das Ding angeschaut — immerfort, „eigentlich nicht anders als wie ein Verrückter,“ hatte Herr Kurzer gemeint. Und dann hatte es angefangen, in seinem Gesicht zu arbeiten. „Sie wissen ja, wenn er so mit sich Unterhaltung macht;“ diesmal aber hatte es ausgesehen, als ob er sich mit der Löwenreiterin unterhielte oder vielmehr mit dem, der die Löwenreiterin gemacht hatte. Immerfort in die Luft hätte er vor sich hin gesprochen; lauter sonderbares Zeug. Herr Kurzer, der mit ihm am Tische saß, hatte einiges davon verstehen können.

„Dir haben sie es auch nicht gegönnt! Darum bist du um die Ecke gegangen. Und nun bist du zum Teufel. Daß so etwas hier hat geboren werden können, in dem Nest! Wie sie ihm das Herz abgefressen haben, immerfort, bis er nicht mehr gekonnt hat, nicht mehr ausgehalten hat! Nun ist er zum Teufel. Sie haben ihn auf dem Gewissen. Haben ihm das Herz abgefressen. Mit ihrem ewigen dummen Gelache und Gehöhn. Mit dem sie sich so klug vorgekommen sind, die Dummköpfe, die gottserbärmlichen, die Strohköpfe, die Banausen!“

Was er dann weiter sagte, hatte Herr Kurzer nicht verstehen können, weil es ein dumpfes Murren gewesen war. Dann aber hatte er wieder ein Glas hinunter getrunken, mit der flachen Hand, wie es seine Gewohnheit war, sich den Mund gewischt und dann plötzlich mit der Faust auf den Tisch geschlagen, daß Flasche und Gläser geklirrt hatten und die tönerne Figur, als sei die Seele ihres Verfertigers für einen Augenblick in sie zurückgekehrt, einen dumpfen Klang von sich gegeben hatte. Zu Herrn Kurzer hatte er sich herum gewandt „mit ein Paar Augen, daß ich doch gleich denke, der Deubel selber guckt mich an.“ — „Nicht gegönnt haben sie's ihm,“ hatte er Herrn Kurzer angeschrien, „das ist der Kern von dem ganzen Pudel! Neid ist die ganze Geschichte gewesen. Nicht vertragen haben sie's können, daß da mitten unter ihnen so einer gekommen ist, der was anderes gewesen ist als sie, mehr gekonnt hat als sie! Ist ein Liederjahn — hat's geheißen; ist nicht wahr, er war kein Liederjahn. Kartoffeln sind sie gewesen, alle miteinander, und er war eine — eine — was soll ich sagen — mitten unter den Kartoffeln eine Ananas.“

„Das ist sehr gut,“ hatte Herr Kurzer rasch eingeschoben, indem er einen verunglückten Versuch machte, der Sache eine

scherzhafte Wendung zu geben. Einen sehr verunglückten, denn der Herr Regierungsrat hatte ihn angesehen — noch schrecklicher als vorhin.

„Gut nennen Sie das?"

„Ich meinte nur, was Sie da eben gesagt haben, von den Kartoffeln und der Ananas," beeilte sich Herr Kurzer zu seiner Entschuldigung anzubringen.

Darauf aber hatte der alte Graumann lange Zeit gar nichts gesagt, sondern schweigend das Haupt in die Hand gestützt wie jemand, der ganz in sich und seine Gedanken hineinkriecht. Endlich war er wieder heraus gekommen und hatte die Hand auf Herrn Kurzers Arm gelegt.

„Herr Kurzer," hatte er gesagt, „kennen Sie die Geschichte von dem Apostel Johannes, der sich, als er ein alter Mann geworden war, immer in die Kirche tragen ließ und immer nur ein Wort und nichts als das sagte: ‚Kinder, liebt Euch untereinander?'"

Herr Kurzer glaubte sich zu erinnern, daß er so etwas einmal gehört hätte.

„Mein lieber Herr Kurzer, sehen Sie, das war ein alter Mann, und ich bin auch ein alter Mann. Der hatte das Leben erfahren, sehen Sie, und wußte, was er sagte, und hatte recht. Einmal wird die Zeit kommen, da werden auch Sie sagen: der alte Graumann hat doch recht gehabt. Sehen Sie, mein lieber Herr Kurzer, da sind nun unsere Prediger. Alle Sonntage, die Gott werden läßt, klettert das auf die Kanzel und sabbert den Leuten eine Stunde lang was vor und nachher, wenn's zu Ende ist, gehen die Leute hinaus und sind genau so klug wie vorher. Wissen Sie, was sie tun sollten? Auf die Kanzel sollten sie steigen, ihre Bücher zu Hause lassen und den Leuten ein einziges Wort sagen, aber so, daß die Leute es hören: ‚Seid nicht neidisch!'"

Herr Kurzer hatte sich unwillkürlich umgesehen. So fürchterlich gebrüllt hätte der Herr Regierungsrat, als er das sagte, daß er doch wirklich geglaubt hätte, die Vorübergehenden würden von der Straße herunter kommen zu fragen, was da unten los sei.

Den alten Graumann aber hatten solche Befürchtungen offenbar nicht angefochten.

„So sollten sie sprechen, die Prediger," hatte er fortgefahren; „‚ich kenne Euch', sollten sie zu den Leuten sagen, ‚ich kenne Euch

alle, die Ihr da vor mir sitzt; durch Eure andächtigen, scheinheiligen Gesichter sehe ich hindurch, bis in Eure schwarzen Herzen. Ja, guckt mich nur an; denn in Euren Herzen ist es finster, finster, schwarz. Ein Höllenhund sitzt in Euren Herzen, in jedem einzigen, der Neid! der Neid! Der verdammte, verfluchte Neid!'"

Bei diesen Worten, so erzählte Herr Kurzer später, war der Herr Regierungsrat aufgesprungen und im Keller auf- und abgegangen, auf und ab, so daß es ihm beinah ungemütlich zumut geworden wäre und er gar nicht mehr gewußt hätte, was er eigentlich machen sollte. Endlich hatte er sich ermannt und noch einmal den Versuch gemacht, die Geschichte von der humoristischen Seite zu nehmen.

„Da würden die Herren Prediger ihre Kirchen wohl bald schön leer haben," hatte er bemerkt.

Ein Geknurr war die Antwort gewesen. „Glaub' ich selber. Habe Ihnen ja den Brief gezeigt; haben es gehört, wie's einem geht, wenn man den Menschen die Wahrheit sagt, daß sie Neidhämmel sind. Zum Hause schmeißen sie einen 'raus. Denn sie fühlen, daß man recht hat, und weil sie's fühlen, wollen sie's nicht Wort haben. Natürlich. Wenn man unter Kranken steckt, darf man von der Krankheit nicht sprechen; ist nicht angenehm, wenn man daran erinnert wird. Denn krank sind die Menschen allesamt, und ihre Krankheit, wissen Sie, wie die heißt? Der Neid."

„Es wird doch aber Ausnahmen geben," hatte Herr Kurzer einzuwenden gewagt; aber ein Lachen — „Sie wissen ja, so ein recht höhnisches, beinah teuflisches" — war von dem alten Graumann gekommen. „Ausnahmen" — und damit hatte er sich wieder zu seinem Burgunder gesetzt, „wie soll's denn Ausnahmen geben, wenn die ganze Welt aufgebaut ist auf dem verfluchten Gesetz: seid neidisch aufeinander! Was einem anderen gehört, gehört nicht mir; und daß es nicht mir gehört, sondern einem anderen, das ist nicht recht, und darum ist der andere mein Feind. Das ist die Weltordnung, diese — diese famose, von der die Prediger von den Kanzeln erzählen. Haben Sie's einmal angesehen, wenn man Spatzen füttert? Da werfen sie einen Brocken hin — hurr, ist ein Sperling da. Noch einen Brocken — rutsch, kommt ein zweiter. Was tut der erste? Von seinem Brocken, an dem er herumpickt, läßt er los und fährt über den

zweiten her, warum? Bloß damit der andere Spatz nicht auch etwas abbekommt. Die Kanaille! Wenn die Menschen so etwas sehen, lachen sie. Schämen sollten sich die Menschen, statt zu lachen, sollten sich sagen, daß sie's genau so machen wie die Spatzen, aber ganz genau! Sind Sie einmal durch einen Wald gegangen? Haben Sie's gesehen, wie das Gestrüpp und das Unterholz aufwächst und sich breit macht zwischen den hohen Bäumen? Sie denken: das macht sich so von selbst, das ist eben die Natur? Jawohl ist's die Natur, aber in der Natur steckt der Teufel. Neidisch ist das Unterholz auf die hohen Bäume und möchte sie am liebsten ersticken. Würde sie auch ersticken, wenn der Mensch sich nicht darüber hermachte und das Unterholz kappte. Ja, der Mensch — dem Gestrüpp gegenüber hat er ein Einsehen, aber wenn man ihm sagt: seht in Euch selber hinein, rodet es aus, was da drinnen bei Euch wächst, das Wucherzeug, die Wasserpest, dann schmeißen sie einen zum Haus hinaus. Herr Kurzer, ich bin Beamter gewesen, bin lange Beamter gewesen, viel zu lange. Ich habe es zu nichts gebracht. Nicht einmal das haben sie mir gegönnt, daß sie mir den ‚Geheimrat‘ gegeben haben. Warum? Soll ich's Ihnen sagen? Weil ich ein Esel gewesen bin mein Leben lang, ein Dummkopf; weil ich auf meinem Weg immer zur Seite gesehen habe, was sich da neben mir begab, statt daß so ein tüchtiger Beamter, verstehen Sie, so ein Streber, immer mit Scheuklappen seinen Weg gehen muß, immer nur vorwärts sehen muß, vor sich hin und hinauf, damit er hübsch vorwärts kommt. — Aber ich will Ihnen etwas sagen, Herr Kurzer: wenn sie so an mir vorbei avanciert sind, mit so einem halb mitleidigen Lächeln, weil ich immer hinter ihnen geblieben bin, bewundert habe ich sie nicht und beneidet um ihre Orden, mit denen sie klunkerten, auch nicht. Denn in meiner Dummheit bin ich klüger gewesen als sie und habe etwas gewußt, was sie alle nicht gewußt haben, daß sie krank sind, einer wie der andere, neidisch, der eine auf den anderen, und weil ich nichts gewollt habe, bin ich nicht neidisch gewesen."

Und nach diesen Worten war der Herr Regierungsrat wieder stumm geworden, hatte vor sich hingesehen und dann mit einer Stimme, „grade als wenn er aus dem Grabe heraussspräche", gesagt: „Ich habe es mir abgewöhnt."

Was er damit hatte sagen wollen, vermochte Herr Kurzer

nicht anzugeben. Es hatte so ausgesehen, als wenn sich der alte Mann an etwas erinnerte, an etwas, das vor langer Zeit einmal geschehen war, vielleicht damals, als er noch ein Kind war; denn plötzlich war er dann auf die Kinder gekommen.

„Ja, die Kinder,“ hatte er wieder angefangen, „wenn man solch ein Kind ansieht — es ist doch so etwas Schönes. Das glaubt noch an einen ‚lieben Gott‘, weiß noch nichts von all dem Dreck, durch den man patschen muß, wenn's nachher ins Leben geht, Streberei, Kriecherei, Heuchelei, und wie die Teufelseier alle heißen. Und sehen Sie, Herr Kurzer“ — und dabei hatte er den Arm des Herrn Kurzer zwischen seine Finger gepreßt, als wenn er ihm den Knochen zerdrücken wollte — „sehen Sie, Herr Kurzer, neidisch ist das darum doch. So ist der Mensch! Neidisch sind solche Würmer aufeinander auch schon! Schenkt man einem was, so sieht's nicht auf das, was es bekommen hat, sondern nach dem, was das andere gekriegt hat; und wenn ihm das schöner erscheint und besser gefällt, dann geht der Teufel in ihm los. Das, was ich nicht habe, das grade möchte ich bekommen haben. Und da sitzt man nun vor solch einem kleinen Geschöpf, solch einem armen, kleinen Ding und sieht, wie das Gift in ihm zu kochen anfängt, und wie das Pflänzchen krank wird, weil es die Krankheit eingesogen hat und angeerbt, die aus dem Boden kommt, aus dem es wächst, der Welt, die so schön eingerichtet ist, der — der schlechten, schändlichen, verfluchten Welt! Und über das alles sieht man in die Zukunft hinaus, wenn das Kinderpflänzchen einmal ausgewachsen sein wird und ein Strunk geworden sein wird, ein dicker, grober, knotiger Strunk. Dann wird es grade so sein wie all die Strünke, die vor ihm gewesen sind, so hart, daß man andere damit totschlagen kann. Und das alles muß man mit ansehen und kann nichts tun, es zu ändern; denn wenn man es ändern will, dann kommen die Erwachsenen und schmeißen einen zum Hause hinaus. Sie haben den Brief gehört, Herr Kurzer — schmeißen einen zum Hause hinaus!“

Über diesem Gespräch, berichtete Herr Kurzer, war es mittlerweile spät geworden, der Weihnachtsabend angebrochen. Durch das Kellerfenster hindurch sah man in dem gegenüberliegenden Hause bereits einen flammenden Lichterbaum. Da hinüber hatte der Herr Regierungsrat gesehen, mit einem Ausdruck im Gesicht, meinte Herr Kurzer, daß man recht gefühlt hätte,

was für ein einsamer alter Mann er eigentlich war. Dann hatte er gesagt: „Sie werden nun wohl auch Ihren Keller zuschließen und bei sich zu Hause aufbauen wollen, Herr Kurzer; darum will ich nur gehen." Und damit war er aufgestanden, und Herr Kurzer hatte ihm geholfen, den Mantel anziehen. Und als er schon den Mantel angezogen und den Hut in der Hand hatte, war er noch einmal stehen geblieben und in Gedanken versunken.

„Weil ich jetzt also den Kindern nichts mehr schenken soll," hatte er gesagt, „will ich Ihnen etwas lassen, Herr Kurzer. Wenn Sie wollen, können Sie's wegschmeißen: Erfahrung, Herr Kurzer! Darauf, daß der Mensch Erfahrungen macht, darauf kommt es an!" Und indem er so sagte, hätte der Herr Regierungsrat die Hand, darin er den Hut hielt, emporgehoben und ausgesehen — „gradezu feierlich", meinte Herr Kurzer.

„Man muß etwas erlebt haben, Herr Kurzer, und das, was man erlebt hat, behalten. Aber nicht im Kopf, verstehen Sie, sondern da, da drinnen im Herzen. Ein Herz muß man haben, das sich erinnern kann. Und daran eben fehlt es bei den Menschen; denn wenn man etwas aufbewahren soll, dann muß man einen Raum haben, wo man es hineintun kann; wenn man sein Leben mit sich tragen soll im Herzen, muß man ein Herz haben, wo Platz dafür da ist. Und das eben haben die Menschen nicht, sondern ihre Herzen sind wie flache Teiche, wo ihre Strebergedanken drin herumschwimmen wie gierige Fische mit dummen Glotzaugen, die nichts anderes denken können, als daß sie danach umhersehen, ob nicht irgendwo ein Brocken herunterfällt, den sie aufschnappen können. Nein, Herr Kurzer, nicht wie ein Teich muß das Herz des Menschen sein, sondern wie das Meer. Sind Sie schon einmal am Meere gewesen, Herr Kurzer? — Da werden Sie gesehen haben, daß das Meer nicht die Farbe annimmt von dem Tage, der grade darüber scheint, sondern daß es seine Farbe für sich hat, und daß die Farbe immer bleibt, einen Tag wie alle. Woher erklären Sie sich denn, daß das kommt? Das will ich Ihnen sagen: es kommt daher, daß das Meer immerfort den ganzen Himmel widerspiegelt, bei Tag und bei Nacht, Sonne, Mond und Sterne, heute hell und morgen dunkel, und das alles, was da immer von oben hinuntersieht, bleibt aufbewahrt in dem tiefen Meere, und davon bekommt das Meer seine gleichmäßige Farbe. Ist

der Himmel, der darüber liegt, wie das bei uns da oben im Norden zu sein pflegt, meistens grau, so wird auch das Meer grau; ist er hell und blau, wie da unten im Süden, wird auch das Meer blau. Und so wie mit dem Meere, sehen Sie, so ist es mit den Herzen der Menschen. Denn was der Himmel für das Meer, das ist das Leben für den Menschen, das immer über ihm liegt mit seinen Erlebnissen und Erfahrungen und Schicksalen. Nicht immer nur den heutigen Tag muß man in sich hineinschlucken, sondern alle Tage müssen dem Menschen gegenwärtig sein, die er schon gelebt hat. Und nicht immer zappeln und streben muß man nach dem, was morgen etwa kommen wird, sondern erinnern muß man sich, erinnern, erinnern! Aber damit man sich erinnern kann, dazu gehört, daß man eben ein tiefes Herz hat, so tief wie das Meer. Und daran eben fehlt es bei den Menschen. Und wenn sie solche Herzen hätten, dann stände es besser um die Welt; dann würden sie eine Ahnung davon bekommen, was das eigentlich sagen will, wenn es heißt, daß vor Gott hundert Jahre sind wie ein Tag. Denn das ist ein merkwürdiges Wort, Herr Kurzer, viel merkwürdiger, als die Menschen es sich träumen lassen, die es gar nicht verstehen. Einer hat es einmal verstanden, und das ist der alte Apostel Johannes gewesen, von dem ich Ihnen gesagt habe. Als der alt geworden ist, sehen Sie, da hat alles vor ihm gelegen, was er jemals erlebt hatte, an sich und an anderen. Und weil er ein alter Mann geworden war, der sich tragen lassen mußte und wahrscheinlich auch nicht viel mehr sprechen konnte, hat er bei sich überlegt, wie er alles das, was er gesehen und mitgemacht und erlebt hatte, in ein einziges Wort zusammendrücken könnte, das sie alle verständen, und da hat er kein besseres gefunden, als das, was ich Ihnen gesagt habe: ‚Kinder, liebet einander.‘ Und er hätte auch kein besseres finden können; denn damit hat er alles gesagt, was den Menschen nottut, und was sie heilen kann von ihrer niederträchtigen Krankheit, und es ist wirklich ein schönes Wort gewesen, ein schönes, schönes.“

Und damit hatte der Herr Regierungsrat den Hut auf den Kopf gesetzt und war hinausgegangen, und es hätte ausgesehen, meinte Herr Kurzer, als hätte er vergessen gehabt, daß Herr Kurzer oder sonst noch jemand auf der Welt gewesen wäre.

Möglicherweise war es bald nach dieser Unterhaltung des

alten Graumann mit dem Weinhändler Kurzer, jedenfalls in einem Winter, als ich seine nähere Bekanntschaft machte.

Eine sonderbare Begebenheit bot den Anlaß dazu: vom Nachmittagsspaziergang zurückkehrend, ging ich den hohen Damm entlang, der die Straße der Vorstadt, in deren Zeile die Wohnung des Regierungsrats lag, von den tief gelegenen Wiesen auf der anderen Seite trennte. Der vorüberfließende Strom überflutete das flache Gelände; die Wiesen bildeten das Schlittschuhlaufgebiet der Stadt. An jenem Tage lag tiefer Schnee; die Eisbahn aber war glatt gefegt und wimmelte von fahrendem Volk.

Das Haus, in welchem der alte Graumann wohnte, lag etwas von der Straßenflucht zurückgerückt; ein Vorgarten befand sich davor, und in diesem Vorgarten sah ich, indem ich näherkam, zwei Kinder, einen Knaben und ein Mädchen, damit beschäftigt, einen Schneemann zu bauen. Je lauter von der Eisbahn her das Gewirr und Gelärm vergnügter Stimmen ertönte, um so stiller ging es auf dieser Seite zu, wo die beiden Kleinen, offenbar armer Leute Kinder, emsig und wortlos ihrem Werke oblagen.

Der weiße Mann war schon so ziemlich fertig; zwei Kohlenstücke waren als Augen in seinen Kopf gesteckt; mit schwarzer Kohle war ihm eine Nase und ein Mund gezeichnet, und aus dem Munde ragte, eine Zigarre andeutend, ein Stück Holz. Aus dem Hause wurde ein Besen geholt und ihm in den linken Arm gegeben. Und nun schien das Werk vollendet. Brüderchen und Schwesterchen standen bewundernd davor. Nur eins noch fehlte; Meister Schneemann hatte noch keine Kopfbedeckung. Eine flüsternde Beratung der Geschwister, und dann lief der Junge abermals ins Haus, um das fehlende Bekleidungsstück zu holen.

Im Augenblick aber, als er den Platz verließ, erschien von der Eisbahn her eine Schar von Knaben, die Schlittschuhe über den Arm gehängt, in ihrer Mitte, gewissermaßen den Kern bildend, zwei auffallend hübsche, aber dreist blickende, dunkeläugige und dunkellockige Burschen von etwa elf oder zwölf Jahren, die jedermann in der Stadt kannte, weil es die Söhne eines der reichsten und angesehensten Kaufleute des Orts und einer überaus zärtlichen Mutter waren, „die die Rangen“, wie man sich in der Stadt zuflüsterte, „kolossal verzog“. Immer sah man die beiden zusammen und als Dritten im Bunde stets einen großen, gelb-weißen Bernhardiner, den der Vater ihnen geschenkt hatte, und der sie

auf Schritt und Tritt begleitete. Auch heute war der Hund mit ihnen auf der Eisbahn gewesen, und mit der dicken Schnauze im Schnee wühlend trabte er der Schar voraus.

Sobald nun die Jungen den Damm erstiegen hatten und des Schneemanns drüben ansichtig geworden waren, entstand ein jauchzendes „Hallo“, und im nächsten Augenblick war der ganze Schwarm vom Damm herab, über die Straße hin, am Staketenzaun des Vorgartens, mitten unter ihnen der Bernhardiner, der sich auf den Hinterbeinen aufgerichtet hatte und die Vorderpfoten auf den Zaun aufstützte.

Anfänglich begnügte man sich damit, den Schneemann, der einige Schritt weit vom Stakete entfernt stand, schweigend zu bewundern; bald aber wurde das langweilig, und die beiden Anführer griffen in den Schnee, machten sich Schneebälle, die anderen folgten ihrem Beispiel, und im nächsten Augenblick eröffnete sich ein Bombardement von Schneebällen auf den weißen Mann.

„Nicht schmeißen! Nicht kaput machen!“ schrie das kleine Mädchen, das allein auf dem Platze war, aber ein höhnendes Gelächter erstickte ihren Ruf, denn grade jetzt hatte ein wohlgezielter Wurf die Zigarre aus dem Munde des Schneemanns geschleudert, und im nächsten Augenblick hatte er nur noch ein Auge.

Jetzt kam der kleine Bruder aus dem Hause zurück. Von der Schwester, die schon nah am Weinen war, auf das Unheil aufmerksam gemacht, das ihrem Kunstwerk drohte, besann er sich nicht lange, steckte dem Schneemann wieder die Zigarre in den Mund, das ausgeschossene Kohlenauge wieder in den Kopf, stülpte ihm die alte, große Mütze, die er mitgebracht hatte, auf den Kopf; dann griff auch er in den Schnee, und klatsch — hatte der eine von den Angreifern einen Schneeball mitten im Gesicht.

Das gab dem „Ulk“ eine neue Wendung; ein Schneeballkampf entstand, und es dauerte nicht lange, so war der arme kleine Bursche da drinnen im Vorgarten so mit Würfen und Schüssen zugedeckt, daß er mit dem Schwesterchen, das er an der Hand nahm, bis an die Haustür flüchten mußte; für den Schneemann gab es nun keine Rettung mehr; das ausdrucksvoll gemalte Gesicht war bald nur noch eine unförmliche Masse, und alle Anstrengungen der Angreifer richteten sich darauf, ihm die Mütze, die immer noch nicht herunter wollte, vom Kopfe zu schießen.

Endlich war „der große Wurf gelungen“, ein Schneeball hatte die Mütze getroffen, ein zweiter, dritter schlug an der gleichen Stelle ein; ein Triumphgeschrei erhob sich, und in das Geschrei der Knaben mischte sich das tiefe, vergnügte Gebell des Bernhardiners. Der Hund wollte auch dabei sein und sollte es auch. Im Augenblick, als die Mütze vom Kopfe des Schneemanns herabglitt, packte einer von den beiden wilden Burschen den Bernhardiner am ledernen Halsband, und indem er auf die Mütze zeigte, die dunkelfarbig vom weißen Schnee abstach, rief er: „Allons, apporte, Nero! Apporte!“ Mit gellendem Jubel wurde der Gedanke aufgenommen; „apporte, Nero, faß Nero!“ Der Hund, von allen Seiten angefeuert, gebärdete sich wie rasend und machte die verzweifeltsten Anstrengungen, über den Staketenzaun hinüber zu kommen. „Wir müssen ihm helfen,“ hieß es; sämtliche Knaben vereinigten ihre Hände unter dem Leibe des Hundes, und indem sie das schwere, mächtige Tier emporhoben, verschafften sie ihm die Möglichkeit, hinüber zu gelangen. Ein letztes, aufgeregtes Geblaff, und dann, halb selber springend, halb geschleudert, flog der Bernhardiner über den Staketenzaun in den Schnee des Vorgartens, in dem er sich überschlug. Im nächsten Augenblick stand er hochaufgerichtet an dem Schneemann, in den er seine breiten Pfoten einschlug, während er mit dem Maule nach der Mütze schnappte, die auf der Schulter des Schneemanns liegen geblieben war. Jetzt aber, aller Furcht vor etwaigen Schneebällen vergessend, kam der kleine Junge wieder nach vorn gerannt. Die Mütze war offenbar die eines erwachsenen Mannes, wahrscheinlich die seines Vaters, die er sich, während der Vater außer Haus war, eigenmächtig geholt hatte. Wenn sie in den Zähnen des Hundes entzwei ging, standen dem kleinen Kerl die bedenklichsten Folgen in Aussicht. In voller Verzweiflung warf er sich daher dem Hunde entgegen, um die Mütze zu retten. Aber es war zu spät; der Hund hatte sie schon gepackt, und nun griff der Junge zu, um sie dem Tier wieder zu entreißen. Ein Ringkampf entstand zwischen beiden, zum brüllenden Ergötzen der Burschen draußen, die vor Entzücken über ihr gelungenes Tun jauchzten und quietschten. Der Bernhardiner, nicht bösartig von Natur, aber tolpatschig, wie solche großen Hunde sind, mochte glauben, daß der Knabe mit ihm spielen wollte; je mehr der Gegner an der Mütze zog, um so fester packte er sie mit den Zähnen. Beide Kämpfer drängten sich in den Schnee-

mann hinein; der Schneemann kam ins Wanken, und plötzlich, wie ein Schneeberg, fiel er über sie, beide für einen Augenblick unter seiner Masse begrabend.

Der Jubel da draußen, den dieses Schauspiel hervorrief, artete zu einem wahrhaft höllenmäßigen Lärm aus, und in den Lärm mischte sich das Zetergeschrei des kleinen Mädchens, das jetzt auch herangekommen war und sich, unter strömenden Tränen, bemühte, den Bruder zu befreien, der prustend, selbst wie ein kleiner Schneemann aussehend, unter der Lawine hervorgekrochen kam.

In diesem Augenblick jedoch erscholl ein Laut, der sowohl den Freudenlärm wie das Zetergeschrei jählings verstummen machte. Auf dem Balkon seiner Wohnung, der sich über dem Hauseingange befand, war der alte Graumann erschienen. Und mit einer Stimme, die wirklich furchtbar, wie die eines angeschossenen Bären, klang, brüllte er in den Kampf hinunter.

„Ihr Schlingel, Ihr infamen," schrie er zu den Jungen hinüber, die draußen am Staketenzaun standen, „was macht Ihr da? Wollt Ihr gleich Euren Köter fortrufen, Euren verfluchten!"

Die Erscheinung des alten Mannes, der sich, blaurot vor Zorn im Gesicht, über die Brüstung des Balkons gebeugt hatte, und der Ton seiner Stimme wirkten so erschreckend, daß für einen Augenblick allgemeine Stille eintrat und die von Winterluft und Aufregung glühenden Gesichter der Knaben erblaßten. Dann aber, von den beiden Rädelsführern ausgehend, erhob sich ein höhnisches Flüstern und Kichern: „Der olle Graumann! der olle, verdrehte Graumann!" Ob das Gekicher bis zu ihm hinaufdrang, vermag ich nicht zu sagen; jedenfalls aber richtete sich der Alte plötzlich auf, und indem er die Glastür des Balkons schmetternd hinter sich zuwarf, verschwand er im Innern seiner Wohnung. Kaum eine Minute darauf kam er durch die Haustür unten wieder zum Vorschein, eine große Lederpeitsche in den Händen, mit der er sich sofort, unter wütenden Hieben, auf den Bernhardiner stürzte. Der Hund stieß ein klägliches Geheul aus, und mit eingezogenem Schweif floh er rund um den Garten, von dem alten Graumann unablässig verfolgt.

Aus dem, was als ein Spaß begonnen hatte, schien jetzt bitterböser Ernst werden zu wollen. Die Jungen draußen, namentlich die beiden Besitzer des Bernhardiners, gerieten auch ihrerseits in eine wilde Erregung, und als der Alte jetzt dicht am Staket vorbeikam, schrie ihn der eine der beiden Buben, indem er wütend

beide Fäuste ballte, kreischend an: „Herr Graumann, ich werde es meinem Vater sagen, wenn Sie unseren Hund schlagen! Sie dürfen unseren Hund nicht schlagen, Herr Graumann! Und ich werde es meinem Vater sagen!“

Der alte Mann blieb jählings stehen, und mit einer schweren Bewegung drehte er das Gesicht zu dem Jungen herum. „Deinem Vater wirst du es sagen? Du rotznäsiger, frecher, infamer Schlingel! Erst werde ich mit dir ein Wort sprechen, du —“ und mit den Worten griff er über den Zaun hinweg, nach dem Kragen des Jungen, der sich nur durch einen schnellen Sprung vor dem Griffe zu retten vermochte.

„Ihr Kanaillen,“ donnerte der Regierungsrat, indem er dicht an den Zaun herantrat, „das, was Ihr verdient, das ist die Karbatsche!“

Er schwang auch wirklich die Peitsche empor, als wenn er mitten unter die Knabenschar hineinhauen wollte, und bei der Aufregung, in der er sich befand, würde er sein Vorhaben sicherlich ausgeführt haben, wenn nicht in diesem Augenblick eine Frauenstimme ertönt wäre, die seinen erhobenen Arm langsam niedersinken ließ. Es war die Mutter der beiden „Rangen“, die herausgekommen war, ihre Söhne von der Eisbahn abzuholen, und die sie nun hier in einem solchen Konflikt vorfand.

„Aber Herr Regierungsrat“ — die ohnehin energische Stimme der Dame klingelte förmlich in gellender Erregtheit — „ich würde es doch nicht für möglich gehalten haben, wenn ich es nicht mit eigenen Augen gesehen hätte, daß Sie auf offener Straße mit der Peitsche nach meinen Knaben schlagen!“ Der alte Graumann verneigte sich mit höhnischer Beflissenheit, indem er die grüne Sammetkappe lüftete, die er auf dem Kopfe trug: „Und ich würde es nicht für möglich gehalten haben, gnädige Frau, wenn ich es nicht mit eigenen Augen gesehen hätte, daß sich Ihre Musjehs von Söhnen auf offener Straße wie Strolche und Einbrecher benehmen würden.“

„Wie — Einbrecher?“ Die Dame brachte es beinah mit einem Schrei hervor, indem sie fragend die Augen auf ihre Jungen richtete. Jetzt drängten sich diese an die Mutter, und indem der Rückschlag der bisherigen Aufregung eintrat, brachen sie in Tränen aus. „Es haben welche einen Schneemann gebaut,“ berichteten sie, „und ihm eine Mütze aufgesetzt, und die

Mütze ist heruntergefallen, und dann ist Nero über den Zaun gesprungen und hat die Mütze apportiert."

„Lüge nicht, du Galgenstrick!" donnerte der alte Graumann dazwischen. „Nicht heruntergefallen ist die Mütze! Heruntergeschmissen habt Ihr sie, mit Euren Schneebällen!"

„Aber ist denn das ein so himmelschreiendes Unrecht," hob die erzürnte Verteidigerin ihrer Sprößlinge wieder an, „wenn Kinder mit Schneebällen nach einem Schneemann werfen?"

„Jawohl, gnädige Frau!" — der Alte schrie ihr seine Worte jetzt ohne alle Höflichkeit ins Gesicht — „jawohl ist es ein himmelschreiendes Unrecht, wenn ein paar Bengel, die von ihrer Mutter wie Chenilleaffen verzogen werden, die alles geschenkt bekommen, was sie sich nur denken können, und viel mehr, als ihnen gut ist, wenn solche Bengel einem Paar armer Kinder, die nichts von all dem haben, was sie haben, das arme, kleine bißchen Vergnügen stören und zunichte machen, was solche armen Kinder haben! Jawohl, gnädige Frau! Eine Niederträchtigkeit, das ist es, was Ihre Musjehs gemacht haben! Daß solch ein Schneemann keine große Kostbarkeit ist, das weiß ich; jawohl, gnädige Frau, ich bin so frei, es zu wissen. Aber darauf kommt es nicht an. Denn der Schneemann gehörte den beiden Kleinen, und darauf kommt es an. Gehörte nicht Ihren Musjehs, gehörte den beiden Kleinen, die ihn sich gemacht hatten! Ihre Jungen haben Schlittschuhe und Schlitten und einen Hund, so groß wie der Chimborasso, und die Kleinen haben nichts. Und daß Ihre Jungens ihnen nicht das einmal gönnen wollen, das ist eine Niederträchtigkeit! Daß sie ihren großen Köter auf die Kleinen hetzen, das ist eine Niederträchtigkeit!"

„Aber, wer hat denn mit Hunden gehetzt?"

„Ihre Herren Jungens, gnädige Frau. Jawohl, gnädige Frau, bin so frei; Ihre Herren Söhne haben den Chimborasso auf die Kleinen gehetzt! Und dafür soll sie der Teufel frikassieren, gnädige Frau! Bin so frei, Ihnen das zu sagen."

Die Augen der beleidigten Dame verdrehten sich förmlich und richteten sich abermals auf die Knaben.

„Nicht gehetzt," schrien beide wie mit einem Munde. „Nero ist von selber über den Zaun gesprungen!"

Jetzt kam die Reihe, die Augen zu verdrehen, an den alten Graumann, und er tat es so, daß man nur noch das Weiße darin sah.

„Ihr — Lügenbolzen," sagte er keuchend, „Ihr habt ihn nicht gehetzt? Von selber ist er gesprungen? Mit Euren eigenen Händen habt Ihr den Köter aufgehoben, Ihr samt Euren Kumpanen, und ihn hinübergeworfen über den Zaun!"

„Herr Regierungsrat" — unterbrach die Dame. Aber der Alte ließ sich nicht unterbrechen. „Das habe ich gesehen! Mit meinen eigenen Augen gesehen!"

„Herr Regierungsrat," — wiederholte die Dame, und sie bemühte sich, ihren Worten den scharfen und kühlen Ton zu geben, mit dem man im Weltverkehr Ungebildeten den Unterschied zwischen ihnen und den Gebildeten klar macht, „Ihren Behauptungen stehen die Worte meiner Söhne entgegen, und meine Söhne lügen nicht."

Der Alte ließ sein bekanntes, beinah teuflisches Lachen hören. „Vielleicht interessiert es Sie, gnädige Frau" — und er machte abermals seine höhnische Verbeugung — „zu erfahren, daß Ihre Herren Söhne lügen wie gedruckt."

„Sie irren sich! Meine Söhne lügen nicht, Herr Regierungsrat!" Das Taschentuch wurde aus dem Pelzmuff gerissen und fuchtelte in zuckenden Bewegungen in der Luft herum. Der alte Graumann trat so nahe an den Staketenzaun heran, als er vermochte. „Gnädige Frau," — und er bohrte die großen, runden, glühenden Augen in das aufgeregte Gesicht der Frau, — „Sie hören, daß ich es Ihnen sage, und ich bin ein alter Mann, und —"

„Und das sind meine Söhne, und meine Söhne sind anständiger Leute Kind und lügen nicht, und Sie —" die Stimme der Frau, die beinah zum Überschnappen gestiegen war, brach ab.

„Und ich?"

„Und Sie — Sie müssen mir das nicht übelnehmen, Herr Regierungsrat, alle Welt weiß das — Sie — sind ein aufgeregter alter — Mann."

In diesem Augenblick trat ich heran. Ich hatte den Wortwechsel vom ersten bis zum letzten Wort mit angehört. Ein Gefühl sagte mir, daß ich eingreifen mußte, wenn etwas Unangenehmes auf offener Straße vermieden werden sollte.

„Erlauben Sie einem Unparteiischen das Wort, gnädige Frau, der, vom Zufall geführt, den Vorgang von Anfang bis zu Ende mit angesehen hat."

Die Augen aller Kriegführenden richteten sich in überraschtem Schweigen auf mich.

„Ich habe den Vorgang, wie gesagt, in allen Einzelheiten verfolgt und muß bestätigen, daß er sich genau so zugetragen hat, wie Herr Regierungsrat Graumann gesagt hat. Der Hund ist nicht von selbst gesprungen; die Knaben haben ihm mit eigenen Händen über den Zaun geholfen und ihn auf die Mütze gehetzt, die der Schneemann auf dem Kopfe trug."

Eine Stille trat nach diesen Worten ein, als wenn eine Granate geplatzt wäre und alles sich umsähe, wer verwundet und tot und wer noch am Leben sei. Dann, mit einem Griff, faßte die lautlos gewordene Mutter ihre beiden Söhne an der Hand, drehte sich herum, daß die Schleppe ihres schwerstoffenen Kleides wie ein zorniger Drachenschweif durch den Schnee fegte, und ohne Wort und Gruß, nicht einmal mit einem Kopfnicken, trat sie mit ihren Jungen den Rückzug nach der Stadt zu an. Der alte Graumann sah ihr nach, öffnete die Tür des Gartenzauns, jagte den Bernhardiner, der sich immer noch hinter ihm herumdrückte, zum Garten hinaus, und dann, als er sah, daß auch ich meines Wegs gehen wollte, streckte er mir über den Zaun die Hand hin.

„Bitte, kommen Sie doch herein."

Ob es nur mein Dazwischentreten in seiner Streitsache oder was es sonst war, das ihn zu der Aufforderung veranlaßte, ich weiß es nicht. Ebensowenig war ich mir klar darüber, was ich bei ihm sollte und wollte; aber der tiefe Klang seiner Stimme, die von der Aufregung heiser geworden war, hatte etwas Gebieterisches. Ich trat ein.

Im Vorgarten standen die beiden Kleinen, dicht aneinandergedrückt, die Mütze in Händen, auf die sie unter stummen Tränen niederblickten. Der alte Graumann nahm ihnen die Mütze aus der Hand. „Hm! Ist wohl kaput gegangen?" fragte er.

„Es is Vatern seine," erwiderte schluchzend und stockend der kleine Junge, „und wenn Vater nach Haus kommt —" „Dann gibt's Prügel!" ergänzte der alte Graumann, indem er sich zu mir wandte. Er klopfte dem Jungen den Schnee ab, der noch immer, wie ein weißer Überzug, an seinem Rock und in seinen Haaren klebte. „Ihr hättet die Mütze von Eurem Vater nicht zu so etwas gebrauchen sollen," sagte er, indem er sich zu den

Kindern niederbeugte; „denn was für die Menschen ist, das ist doch nicht für Schneemänner, nicht wahr?“ Er stand zwischen den beiden, indem er sie mit dem rechten und dem linken Arme an sich drückte. „Aber laßt nur jetzt das Weinen sein,“ fuhr er fort, „Ihr seid nicht schuld dran, daß die Mütze entzwei gegangen ist, das werde ich Eurem Vater sagen, und dann werde ich Vatern eine neue Mütze kaufen, und dann ist alles wieder gut, und er wird Euch nichts tun.“

Er war mit den Kleinen in das Haus eingetreten. Zu ebener Erde befand sich die Wohnung, in der die Kinder mit ihren Eltern wohnten. Er klopfte; niemand gab Antwort. Die Tür war nicht verschlossen; er öffnete, und hinter ihm stehend blickte ich in die leere, ärmliche Behausung.

„Ist denn Eure Mutter nicht zu Hause?“ fragte der alte Graumann.

„Mutter is auf Wäsche in die Stadt,“ gab das kleine Mädchen mit dünner, piepsender Stimme zur Antwort. Der alte Graumann ließ den Kopf niederhängen, und dann, mit der eigentümlich schweren Bewegung, die ich vorhin an ihm wahrgenommen hatte, drehte er das Gesicht zu mir herum; in seinen Augen brannte wieder das finstere Glühen, das ich an ihm kannte. „Sehen Sie,“ sagte er mit unterdrücktem Laut, „so ist das nun. Solche Lümmel —“ und er deutete mit dem Kopfe nach der Stadt zu — „das geht nach Hause, und zu Hause zieht ihnen die Frau Mama trockene Stiefel an und trockene, warme Kleider, und dann, statt der Karbatsche, die sie verdient hätten, gibt's Kaffee oder Tee oder womöglich Schocklade, und das hier muß in die alte, finstre Kabache kriechen, wo nicht Vater und Mutter und niemand auf sie wartet, und niemand ihnen einen anderen Rock gibt, und einen Schluck Warmes, und womöglich nachher noch Prügel.“

In diesem Augenblicke trat, den Schnee von den Füßen trampelnd, zur Haustür die Wirtschafterin des Regierungsrats herein, die von ihren Nachmittagsbesorgungen kam. Ein Freudenschein ging über das Gesicht des alten Graumann.

„Sie kommen zur rechten Zeit,“ sagte er. „Nu mal gleich hinauf und Kaffee gekocht! Aber ordentlich, eine ganze große Kanne voll! Hier sind zwei Herrschaften, die welchen haben wollen. Nicht wahr, meine Herrschaften? Wir wollen Kaffee haben?“ Dabei faßte er die Kleinen unters Kinn und hob ihre blassen,

verfrorenen Gesichter empor. Die beiden Kinder sahen ihn mit weitaufgerissenen Augen staunend an. „Und dann zum Bäcker," fuhr er zu der Wirtschafterin fort, „oder vielmehr nicht zum Bäcker, zum Konditor, über die Brücke, an der Ecke, Sie wissen ja, und Kuchen geholt, für eine ganze Mark; da haben Sie eine Mark. Hier sind zwei Herrschaften, die Kuchen haben wollen. Nicht wahr, meine Herrschaften, wir wollen Kuchen haben?" Wieder wurden die beiden kleinen Gesichter emporgehoben. Der Bruder sah die Schwester, die Schwester den Bruder an. Dann richteten sich beider Augen auf den unbegreiflichen alten Mann, und ein schüchtern-verschämtes, beinah mißtrauisches Lächeln stieg in den Gesichtern auf und färbte ihre Wangen mit leiser Röte. War es ein Traum, was sie erlebten? War das „der alte, böse Regierungsrat", von dem man im Hause nur flüsternd sprach, weil das ganze Haus sich vor ihm fürchtete? Der alte Graumann hatte den Ausdruck in den Kindergesichtern bemerkt. Er winkte der Wirtschafterin, daß sie sich auf den Weg machen sollte, dann drehte er sich wieder zu mir herum.

„Sehen Sie," sagte er halblaut, „so ist das nun mit dem Menschen. So verprügelt, daß er gar nicht glauben kann, daß man ihm einmal was Gutes tun will. So trampeln sie aufeinander herum, diese Menschen, diese Kanaillen; so läßt einer den Andern neben sich verkommen und erfrieren, bis daß er ein Eiszapfen wird!" Plötzlich trat er wieder auf die Kleinen zu. „Seid Ihr Schneemänner? Nein, Ihr seid doch keine Schneemänner. Seid Ihr kleine Menschen? Ja, Ihr seid doch Menschen! Das wißt Ihr doch, daß Ihr Menschen seid?" Die Kinder brachten keinen Laut hervor; die Freudigkeit war von ihren Gesichtern wie weggewischt. Jetzt, wo er so polternd auf sie einsprach, Dinge, die sie nicht verstanden, war es doch wieder der alte, böse Mann, zu dem sie furchtsam emporschauten.

Der alte Graumann legte seine beiden großen Hände auf die kleinen blonden Köpfe; seine dicken Finger trommelten leise auf ihrem Haar. Es war eine unbehilfliche, beinah hilflose Bewegung. Was sie alles zu sagen hatten, die schweren fingernden Hände! Wie wenn jemand auf einem stummen Klavier spielt, so sah es aus, dem er Musik entlocken möchte, und das keine Töne von sich gibt. Was er alles zu sagen haben mochte, der alte Mann, der über die beiden Kinderhäupter hin in die Ecke des Flurs starrte, mit einem so in sich versunkenen, so in

das eigene Innere gerichteten trostlosen Blick? Ich konnte die Augen nicht von ihm lassen. Was er alles zu sagen hatte und nicht sagen konnte, weil er in lebenslanger Einsamkeit gewissermaßen die Sprache verlernt hatte, so daß sie nur noch stoßweise, in gewaltsamen Ausbrüchen, beinah im Gebrüll herauskam, den Hörer im Zweifel lassend, ob Haß oder Liebe, Zorn oder Güte aus ihm sprach!

An der Flurwand stand eine Bank, und auf diese ließ der alte Graumann sich niederfallen, indem er die Kinder zu sich heranzog. Er drückte ihre Stirnen an seine Schläfen, zur Rechten den Knaben, zur Linken das Mädchen; zwischen den beiden kleinen Köpfen hing sein großer, grauer, schwerer Kopf herab.

Er sprach zu den Kindern, aber weil diese lautlos blieben und keine Antwort hervorbrachten, war es wie ein murmelndes Selbstgespräch.

„Das ist dein Bruder? Nicht wahr? Und das ist deine Schwester? Also seid Ihr Geschwister. Habt Ihr Euch lieb? Ja, nicht wahr, Ihr habt Euch lieb. Alle Menschen müssen sich lieb haben. Aber Geschwister, das ist noch was Besonderes, die müssen sich noch mehr lieb haben. Werdet Ihr daran denken? Ja, nicht wahr, Ihr werdet daran denken."

Er hob das Haupt empor; wieder erschien der dumpfe, trostlose Blick von vorhin. „Geschwister, die sich nicht lieb haben, die kommen in die Hölle." Und da er nach diesen Worten verstummte, auch niemand anders sprach, entstand eine Stille, in der das düstere Wort nachzuzittern schien, das er da eben ausgesprochen hatte.

Die Haustür klappte, die Wirtschafterin kam zurück, mit einer großen Kuchentüte in den Händen. Der alte Graumann erhob sich.

„Jetzt wollen wir Kaffee trinken gehen," sagte er. Seine schweren Augen gingen zu mir herüber. „Trinken Sie vielleicht auch eine Tasse mit?"

Es würde mir unmöglich gewesen sein, nein zu sagen. „Gern, Herr Regierungsrat," erwiderte ich. Er hielt mir plötzlich die Hand hin. „Danke Ihnen." Und ich fühlte meine Hand mit einem Druck erfaßt, wie ich mich eines gleichen kaum zu erinnern vermochte.

Die beiden Kleinen trappelten die Treppe hinauf, uns voraus; wir folgten. Und im nächsten Augenblicke also stand ich

in dem geheimnisvollen Raum, den das Gemunkel und Geflüster der Stadt wie die Behausung eines bösen Geistes umschlich.

Einer solchen aber sah die Wohnung keineswegs ähnlich; im Gegenteil. Ich hatte selten eine so zum Verweilen einladende Ausstattung gesehen, und das kam daher, daß die Wände von oben bis unten mit Bildern bedeckt waren. „Kupferstiche" hatte die Wirtschafterin in der Stadt verbreitet, aber ich erkannte, daß es keine Kupferstiche, sondern Radierungen waren, und auf Tischen und Stühlen lagen große Mappen, anscheinend mit ähnlichen, noch nicht eingerahmten Blättern gefüllt.

Der Dämmer, der im Zimmer herrschte, ließ mich zunächst nur einen allgemeinen Überblick gewinnen. Erst nachdem die Wirtschafterin die große Hängelampe angezündet und noch mehr Licht gebracht hatte, wurde es mir möglich, das einzelne genauer zu erkennen. Es waren alles Stücke von künstlerischem Wert, einige von älteren, die Mehrzahl von neueren Meistern, vorwiegend Landschaften, dann auch ganz phantastische Sachen, mit der zartesten Empfindung, mit dem feinsten Verständnis ausgewählt und zusammengestellt.

So etwas hier in der Stadt, an welcher der große, warme Strom der Kunst vorüberging in weiter, weiter Ferne, kaum vernommen und kaum gesehen! Ich war völlig verblüfft. Als ich mich umsah, stand der alte Graumann hinter mir. Er war unhörbar herangetreten; seine Augen ruhten auf mir.

„Gefallen sie Ihnen?"

„Ja," versetzte ich; „ich hätte nie geglaubt, daß ich hier am Orte so etwas finden könnte."

Ein grimmiges Lächeln huschte um seine Mundwinkel, als hätte er sagen wollen: „Das glaube ich," aber er sagte nichts, sondern ließ den Blick schweigend neben dem meinigen über die Bilder wandern.

„Eine schöne Kunst," sagte er nach einiger Zeit; „finden Sie auch?"

„Sie meinen — das Radieren?" Er nickte.

„Eine tiefe, stille, einsame Kunst," fuhr er, wie in Gedanken zu sich selbst sprechend, fort. „Ganz, wie ich mir immer gedacht habe, daß Kunst eigentlich sein muß. So vor seinem Brett sitzen; erst das Bild sich herbeiholen aus seiner Phantasie; dann das Bild ausführen, Strich, Strich nach Strich, so voll Andacht,

voll Liebe, voll Liebe. Und darüber alles vergessen, was da draußen vor unseren Fenstern vorbeiläuft, das ganze Menschenvolk, das da draußen umherstrampelt, in seinen Alltagsgedanken und Eintagsgedanken" — er brach ab.

Es fiel mir ein, was man mir vom Weinkeller des Herrn Kurzer erzählt hatte und von der Figur der Löwenreiterin in dem Keller.

„Herr Regierungsrat üben die Kunst vielleicht selbst aus?" fragte ich.

Ein dumpfes Knurren, beinah ein Fauchen war die Antwort.

„Wissen Sie nicht, daß ich Beamter gewesen bin? Beamter in Preußen und Kunst machen! Ja! Nicht wahr?" Er schlurfte mit weiten Schritten im Zimmer umher. Dann blieb er stehen. „Wenn ich nicht Beamter geworden wäre — aber wer's einmal ist, der wird's nicht wieder los. Einmal vielleicht" — abermals verstummte er, und wieder erschien der schwere, trostlose Blick, den ich schon öfters an ihm bemerkt hatte. Dann schlug er mit der Hand durch die Luft, als wenn er etwas abtun wollte, irgendeine Erinnerung.

„Sie sind Referendar?" fragte er nach einiger Zeit.

„Ich bin Referendar."

„Wollen also auch Beamter werden." Er zuckte mit den Achseln, er wiegte das Haupt. „Dann darf Ihnen so etwas" — er warf die Hand nach den Bildern hin — „eigentlich gar nicht gefallen. Liegt seitab vom Weg. Gibt's nicht, darf's nicht geben! Scheuklappen an den Kopf und vorwärts und gradeaus! Nicht rechts noch links gesehen! Vorwärts und gradeaus! Immer die Leiter 'rauf! Immer die Leiter 'rauf! Und das ein Leben lang" — er fing wieder an auf- und abzugehen, und seine Worte verloren sich in einem unverständlichen Gemurmel, das fast wie Grunzen klang.

Inzwischen war der Kaffee fertig geworden. Die Wirtschafterin räumte behutsam die Mappen von dem großen Tische, der in der Mitte des Zimmers stand und setzte die dampfende Kanne, Tassen und Teller auf.

„Jetzt Kaffee, Kinder, Kaffee!" rief der alte Graumann. Er nahm das kleine Mädchen unter die Arme, setzte es auf einen Stuhl nnd rückte den Stuhl an den Tisch. Desgleichen den Jungen. Die Wirtschafterin schenkte ihnen die Tassen voll.

„Und jetzt einstippen, Kinder!" sagte er. Er schob ihnen

den Kuchenteller zu, und als er sah, daß die Kleinen zu schüchtern waren zuzulangen, steckte er jedem von ihnen ein Stück Kuchen in die Hand. Nun kam die Sache in Gang. Ich stand in der dunklen Ecke des Zimmers. Plötzlich faßte mich der alte Mann beim Arm. Mit einem Blick, als sollte ich leise sein, deutete er mit dem Kopfe nach dem Tische hin, an dem die Kleinen saßen, ihren Kuchen in den Kaffee tauchten und eifrig und immer eifriger zu essen begannen. Seine Lippen bewegten sich, so leise, daß ich ihn kaum verstand: „Wie das auftaut! Wie das 'rauskommt aus dem Boden! Wie das Mensch wird!" Als wenn er ein Wunder gewahrte, so blickte er zu den Kindern hinüber. Das kleine Mädchen hatte ausgetrunken. Noch bevor die Wirtschafterin ihm zuvorkommen konnte, war der alte Graumann heran und schenkte ihr die Tasse wieder voll. Dann setzte er sich selbst an den Tisch, den Kindern gegenüber. Das Licht der Hängelampe fiel auf sein Gesicht; sein großes, plumpes Gesicht leuchtete.

„Schmeckt es, Kinder?" fragte er. „Schmeckt es?"

Die beiden kleinen Gesichter erhoben sich zu ihm. Ein glückseliges Lächeln strahlte aus ihren Augen. „Ja — gut," sagte der Junge mit einem Tone des gesättigten Behagens. Der alte Graumann wischte sich mit der breiten, flachen Hand über den Mund. „Und dir? Schmeckt dir es auch?" wandte er sich an das Mädchen. „Ja, Herr Regierungsrat, sehr gut," erwiderte die kleine, piepende Stimme.

Der alte Graumann lachte wie ein vergnügter Bär. Er sprang auf, nahm die kleinen Köpfe, einen nach dem anderen, in seine Hände und drückte sie. „Ihr Kinder!" sagte er, „Ihr Kinder!" Dann plötzlich stürzte er ans Fenster, schüttelte die geballte Faust nach der dunklen Straße zu, als stände da draußen jemand. „Ihr Menschen," brüllte er, „o Ihr — Kanaillen!"

Die Kinder fuhren erschrocken auf. Vom Fenster kam er zu ihnen zurück; er streichelte sie, klopfte sie auf Kopf und Rücken.

„Habt Ihr Taschen an den Röcken? Nein —. Also packen wir den Kuchen wieder in die Tüte. Gehört Euch; nehmt Ihr mit zu Vater und Mutter." Er raffte die Überbleibsel des Kuchens in dem Papier zusammen und gab sie dem kleinen Mädchen in die Hand. Die Kleinen hatten sich erhoben; er stand vor ihnen.

„Nächstens kommt Ihr wieder zu mir 'rauf. Wollt Ihr wieder zu mir 'rauf kommen? Trinkt Ihr wieder Kaffee bei mir? Wollt Ihr wieder Kaffee trinken?“

Die Kinder standen und blickten stumm und ratlos zu ihm auf. Dann mit unwillkürlicher Bewegung erhob der Knabe den rechten Arm und streckte dem alten Mann die kleine Hand hin. Der alte Graumann legte die kleine Hand in die Fläche seiner rechten Hand und deckte die linke darüber, als wenn er eine Kostbarkeit in seiner Hand verschlösse. „Wir bedanken uns auch schön,“ piepte das kleine Mädchen.

Der alte Graumann ließ die Hand des Knaben fahren, drückte die Köpfe der beiden Kinder aneinander und sein Gesicht darauf, so daß er beide mit den Lippen berührte. „Ach,“ sagte er, „ach, ach, ach.“

Er richtete sich auf und drehte sich nach mir um. „Ich muß mit ihnen hinuntergehen,“ erklärte er. „Sie wissen, wegen der Mütze. Sie schenken sich eine Tasse Kaffee unterdessen ein. Nicht wahr? Kuchen ist nicht mehr da. Aber eine Zigarre vielleicht?“ Er stellte die Zigarrenkiste vor mich auf den Tisch.

„Gern,“ sagte ich, denn ich fühlte, daß er mich noch haben wollte.

Der Regierungsrat trat zwischen die beiden Kleinen, nahm den Jungen an der rechten, das Mädchen an der linken Hand, und so zu dreien verließen sie das Zimmer.

Ich schaute ihnen nach. Wie sie neben ihm einhertrippelten, die kleinen Geschöpfe, immer noch befangen, kaum im klaren darüber, was sich eigentlich mit ihnen begeben hatte, und doch vertrauensvoll, weil er wie ein Schutzgeist zwischen ihnen ging, der sie vor dem Zorn ihres Vaters bewahren würde! „Der alte, böse Mann“ ihr Schutzgeist! Ich hatte Zeit, dem Gedanken nachzuhängen, denn ich blieb eine Weile allein. Wie merkwürdig das alles! Gestern noch war er mir wie eine Spukgestalt erschienen und heute so nahe und so lebendig. Und indem ich dieses Mannes gedachte, dieses sonderbaren, scheinbar aus Widersprüchen zusammengesetzten, erlebte ich, was man erlebt, wenn man zum ersten Male in die Atmosphäre eines ungewöhnlichen Menschen tritt: man bekommt ein unbestimmtes, aber starkes Allgemeingefühl von seiner Persönlichkeit. Ich fühlte, indem ich seiner gedachte, eine Wärme, beinah eine Glut; nicht anders, als wenn ein Ofen vor mir stände, in dem unausgesetzt ein mächtiges

Feuer brannte. Alles, was mir die stummen, heißen Augen angedeutet hatten, wenn ich auf dem Spaziergang an ihm vorüberschritt, bestätigte sich: ein Mensch, der über seinem Innern stand wie über einem brodelnden Kessel; darin herumwühlend in unablässigem Sinnen; Erinnerungen herausfischend, Gedanken daraus schöpfend. Und das alles stumm, in stummer, verschlossener Brust. Bis daß eine Stunde kam, da ein Mensch ihm erschien, der ihm Vertrauen einflößte. Und da wuchs der dunkle Strom, der sein Inneres durchwogte, wuchs und schlug an die Wände der Brust, als wenn er sie sprengen und durchbrechen wollte. Wie ein dumpfer Ruf erhob es sich aus dem dunklen Strom, wie ein Hilfeschrei: „Höre mich an!"

Sollte ich ihn nicht anhören? Ja — ich sollte, ich sollte.

Durch eine andere Tür, als durch die wir eingetreten waren, durch das Schlafzimmer, das an den Vorderraum anstieß, kam er zurück. Ein Kopfnicken begrüßte mich, als er mich rauchend am Tische sitzen sah. Dann, seiner Gewohnheit folgend, durchmaß er ein paarmal schweigend das Zimmer.

„Einmal vor Jahren," hob er an, „als der Oberpräsident der Provinz Brandenburg eine Inspektionsreise machte und sich seine Beamten vorstellen ließ, hat er mir die Hand gegeben. Eine kolossale Ehre, nicht wahr?" Er war stehengeblieben und sah mit höhnisch zwinkernden Augen zu mir herüber. „Und vorhin, sehen Sie, als der Junge seine kleine Pfote aufhob und nach meiner Hand langte, ist mir zumute gewesen, als wenn mir eine zehnmal größere Ehre angetan würde als damals, wo der Herr Oberpräsident mir seine kalte, schwammige Hand zu drücken erlaubte. Mangel an Standes- und Beamtenbewußtsein — das haben sie mir in die Konduitenliste geschrieben, ich weiß es. Sehen Sie, die haben mich erkannt. Es ist wahr; in Preußen, wenn der Mensch Geheimrat wird, wird er bekanntlich klug. Schade, daß ich's nicht geworden bin; hätte vielleicht noch was aus mir werden können." Unter knurrendem Lachen nahm er seine Wanderung durch die Stube wieder auf.

„Die Menschen," begann er von neuem, „da schreiben sie dicke Bücher, haspeln sich die Seele aus dem Leibe in parlamentarischem Geschwätz, ganze Zeitungen schreiben sie voll, wie die Not abgeschafft und der Menschheit geholfen werden kann. Ihr Dummköpfe und flachen Herzen! Steht's nicht geschrieben auf dem Gesicht Eures Mitmenschen? Könnt Ihr's nicht lesen,

was da steht, das einzige Mittel, das helfen kann und helfen würde, das jeder brauchen könnte, wenn Ihr's nur brauchen wolltet: fülle deines Nebenmenschen Herz mit Glück!"

Er hatte das so laut gesagt — „gebrüllt" würde der Weinhändler Kurzer gesagt haben —, daß ich mich unwillkürlich im Stuhle aufreckte. Mitten im Zimmer stand er, die glühenden Augen ins Leere gerichtet, den rechten Arm in unbewußter Bewegung emporgestreckt, wie ein Bußprediger der alten Zeit, mächtig, feierlich, ergreifend.

In schweigendem Staunen blickte ich auf den alten, wundersamen Mann. Langsam ließ er den Arm sinken, langsam kamen seine Augen aus der Ferne zurück, zu mir herüber.

„Langweilt Sie das alles?" fragte er mit schwerem Ton.

„Nein," erwiderte ich rasch, „durchaus nicht."

Seine Augen ruhten auf mir wie eine körperliche Last, seine Brust hob sich, er trat einen Schritt auf mich zu.

„Ich muß Ihnen etwas sagen, — Sie gefallen mir." Dreimal, als wenn er das Wort bestätigen und bekräftigen wollte, nickte er mit dem grauen Haupte vor sich hin. „Wir sind uns manchmal auf dem Spaziergange draußen begegnet. Wenn wir uns begegnet sind, sind Sie immer anders gewesen als die anderen. Die anderen gehen ja fast niemals allein, immer wie die Dohlen, in ganzen Schwärmen, immer schwatzend. Wenn mir so ein Haufen begegnet, stoßen sie sich untereinander an: ‚da kommt der verrückte alte Kerl' und dann grinsen sie, als sollten ihnen die Gesichter auseinanderklappen. Kommt zufällig mal einer allein, dann grinst er, solange wir noch weit voneinander sind, und wenn er nahe 'ran ist, macht er, daß er vorbeikommt, als wenn er sich fürchtete. Sie sind manchmal an mir vorbeigegangen, nicht wie ein flacher, leerer Mensch, der auf nichts achtgibt, denn Sie haben mich wohl bemerkt, das habe ich gesehen. Aber Sie haben es gemacht wie ein ernster, nachdenklicher Mensch. Haben nicht gegrinst und sich auch nicht gefürchtet. ‚Wirst ihn nicht stören, den alten Kerl', so sind Sie an mir vorübergegangen, aufmerksam und still und anständig. Ich habe das wohl bemerkt. Sie haben's vielleicht nicht gedacht, aber ich habe es bemerkt. Ich weiß, was die Menschen von mir sagen. Aber es ist nur halb richtig, wie alles immer nur halb richtig ist, was sie sagen, diese Menschen, die alles immer nur von außen ansehen. Ich bin ein Grobian, das ist wahr;

aber ich will Ihnen etwas sagen — nur von außen, — innerlich vielleicht nicht."

Bei den letzten Worten hatte sich seine Stimme beinah zum Flüstern gesenkt. Dennoch hatte ich ihn verstanden, und indem ich ihm von der Seite zusah, wie er wieder auf- und niederzugehen anfing, und indem ich an alles dachte, was ich heute mit ihm erlebt hatte, begriff ich, was er meinte, und gab ihm schweigend recht.

„Und heute," fuhr er, hin- und herwandelnd, fort, „bei dem, was heute geschehen ist, und wie Sie dabei gewesen sind, das hat mir gefallen. Ich muß es Ihnen sagen, hat mir gefallen. Sie hatten es mit angesehen, was sich da anspann mit den beiden Kleinen, die sich ihren Schneemann gebaut hatten, und den rüden Bengeln, die ihnen das Vergnügen störten. Hundert andere wären einfach vorübergegangen. Natürlich. Sind ja Kinder. Alles Kinderei. Wie wird sich ein vernünftiger Mensch um so etwas kümmern. Ihr Flachköpfe! Wer von den Kindern nicht lernt, von den Erwachsenen lernt so einer gewiß nichts. Die Erwachsenen sind ja gar keine Menschen mehr. Jeder hat einen Beruf, und der Beruf, das wird seine Natur. Eine wirkliche Natur hat so einer gar nicht mehr. Das Kind, das ist die Menschenpflanze, wie sie aus der Erde kommt, das hat noch gar nichts anderes als seine angeborene Natur, das ist der Mensch. Wer darin zu lesen versteht, der kann Dinge erfahren — merkwürdige —, die er sein ganzes Leben lang nicht wieder vergißt."

Wieder verloren sich diese letzten Worte in einem murmelnden Geflüster, und ich fing an zu bemerken, daß dieses Flüstern immer da eintrat, wo seine Worte und Gedanken sich auf ihn selbst richteten. Durch die Schlafstubentür, die bei seinem Wiedereintreten offen geblieben war, konnte ich in das Schlafzimmer hineinsehen. Auf einem kleinen Tische an der Hinterwand, mir grade gegenüber, hatte die Wirtschafterin, indem sie davonging, eine Lampe aufgestellt, und diese Lampe beleuchtete ein Bild, das darüber an der Wand hing. Ein Ölbild, zwei Knaben darstellend, mit runden, roten Wangen, mit feurigen Augen der eine, der größere, mit schmalem, blassem Gesicht, mit wehmütig bittenden Augen der andere, der kleinere. Das Bild, von dem ich gehört hatte, das ihn darstellte, den alten Graumann, wie er ausgesehen hatte als Kind. Und der andere —

sein Bruder? Meine Augen hingen an dem Bilde. Die Dinge, „die man ein Leben lang nicht wieder vergißt“ — ob sie im Zusammenhange stehen mochten mit dem Bilde da drüben?

Ob er es bemerkt hatte, daß das Bild meine Aufmerksamkeit fesselte, — ich weiß es nicht; jedenfalls sagte er nichts. Er setzte seine Stubenwanderung und sein Selbstgespräch fort.

„Sie haben es anders gemacht als die anderen, sind nicht vorbeigegangen, sind stehengeblieben, haben sich die Geschichte angesehen. Von meinem Fenster habe ich alles sehen können. Das ist ein Mensch, habe ich mir gesagt, der nimmt die Kinder ernst; denn daß Sie nicht aus bloßer Neugier stehengeblieben sind, habe ich an Ihrem Gesichte bemerkt. Das muß ein Mensch sein, habe ich mir gesagt, der innerlich Zeit hat; denn wer Kindern zusehen will, muß Zeit haben. Darum kann es kein Streber sein, denn ein Streber hat nie Zeit. Das muß ein innerlich feiner Mensch sein, habe ich mir gesagt, denn wer Kinder ernst nehmen will, muß innerlich fein sein. Und das eben ist das Unglück“ — er brach plötzlich wieder in seinen Donnerlaut aus — „daß es so gräßlich wenig innerlich feine Menschen gibt! Wenn man so alt geworden ist wie ich, — es ist gräßlich, wenn man zurückdenkt und sieht, wie wenig innerlich feine Menschen einem begegnet sind auf der Welt! Alles so gar nicht da für den Nebenmenschen! Alles nur immer vor sich hinstierend auf den eigenen Weg! So roh, so ordinär, so knotig! Ja, Knoten —, das sind sie, die Menschen, alle, wie sie gebacken sind, Beamtenknoten, Geldknoten, Berufsknoten! Und am knotigsten, wenn sie sich Lackstiefel anziehen, einen Frack darüber hängen und womöglich ein paar Orden dran stecken und sich einbilden, jetzt wären sie fein. O du Herrgott im Himmel, was für eiserne Seelen, was für erbarmungslose Gemüther laufen unter den schwarzen Fräcken und hinter den weißen Hemdenbrüsten umher! Weil sie eine Hornhaut über ihrem Innern haben, die immer dicker wird, je weiter sie hineinkommen in das Leben! In dieses Leben, das gar kein eigentliches Leben mehr ist, sondern so eine Art von Wettlauf zwischen zwei Reihen von Schutzmännern, die achtgeben, daß keiner dem anderen das Portemonnaie aus der Tasche holt und den anderen totschlägt. Und unterdessen wird das da drinnen, was man die Seele nennt, die Menschenseele, was etwas so Schönes ist, wenn es aus Gottes Händen zur Erde herunter kommt, etwas so Zartes, Empfängliches und Empfind-

liches —, das wird nun immer härter und holziger, bis daß es zur Borke wird, zur fühllosen Borke! Da gibt's keine Augen mehr für das blasse Gesicht, das neben uns hergeht, keine Ohren mehr, wenn etwas neben uns seufzt; da wird zugegriffen, und wenn man dabei einem anderen ins Herz greift, — seine Schuld, warum ist er mir in den Griff gekommen. Da wird drauflosgegangen, und wenn man dabei einen anderen unter die Füße tritt, — seine Schuld, warum ist er mir in den Weg gekommen. Und wenn das zufällig ein Kind war, — ja, du mein Gott — es ist ja so etwas Kleines; wer hat denn Zeit, auf so ein Pflänzchen zu achten. Und wenn es wirklich einen Tritt abbekommen hat, — na, mein Gott — wird ja nicht dran sterben, ist ja noch so jung, das wächst sich ja alles wieder aus."

Er war stehengeblieben.

„Und das eben ist der Irrtum! Das ist nicht wahr! Es wächst sich nicht wieder aus. Es gibt Seelen, die können Fußtritte nicht vertragen. Wenn die einmal wund geworden sind, bleiben sie wund, ihr Leben lang; ihr Leben lang."

Er war an den Tisch getreten, an dem ich saß. Er stützte die Hände auf; das Licht der Lampe spiegelte in seinen Augen. Seine Augen gingen über mich hinweg; seine Brust arbeitete, als wühlte darinnen ein Entschluß. Wie ein Gefäß sah er aus, wie ein übervolles, aus dem der Inhalt heraus will, und auf das man den Deckel niederdrückt, weil nichts heraus soll. Ich gab keinen Laut von mir. Verstohlen, von der Seite blickte ich ihn an. Mir ahnte, daß, wenn ich ein Wort spräche, ich die Seele, die da vor mir kämpfte und rang, stören würde, zurückschrecken und wieder stumm machen würde, diese merkwürdige Seele, die hinter Borsten und Stacheln der Außenseite versteckt lag wie ein Geheimnis, weich, beinah hilflos wie ein Kind.

„Sie sind ein Mensch," fing er wieder an, „der innerlich Zeit hat. Mit solchen Menschen kann man sprechen. Solche Menschen können zuhören. Wollen Sie zuhören?"

Er hatte mich nicht angesehen, indem er sprach.

„Wenn Sie sprechen wollen," erwiderte ich, „gern; wirklich gern."

Wieder, wie er vorhin getan hatte, nickte er dreimal mit dem grauen Haupte vor sich hin. Er sah mich auch jetzt nicht an. Vom Tische trat er zurück, in die dunkle Ecke des Gemaches, hinter mich. Ob er stand, ob er sich setzte, ich weiß es

nicht. Ich fühlte, daß er nicht angesehen sein wollte; ich sah mich nicht um. Und aus der dunklen Ecke hinter mir, so wie ich es hier wiedergebe, mit allen Kreuz- und Quersprüngen und Sonderbarkeiten, kam nun das, was er mir an dem Abend erzählte, der alte Graumann.

„Es waren einmal zwei Kinder. Zwei Knaben. Brüder. Geschwister. Die Kinder hatten Eltern.

„Wenn man so von Eltern spricht, dann klingt das immer, als wäre das so ein Ding, gewissermaßen ein Mensch. In Wahrheit ist das ganz anders. Vater und Mutter sind jedes ein Mensch für sich, und die Menschen sind verschieden. Sehr. Der Vater also von den beiden war ein Beamter. Ein Jurist. Und Juristen sind noch mehr Beamte als andere. Was ein guter Jurist sein will, der muß denken können wie ein Mathematiker, ganz unkörperlich, was man so abstrakt nennt. Und wer ein ganzes Leben lang so abstrakt denkt, wird es zuletzt selbst; und dann sieht er die Welt wie ein Schachbrett an und die Menschen darauf wie Schachfiguren, die jede ihre vorgeschriebene Gangart haben, im übrigen aber sich nicht unterscheiden, weil sie alle von Holz oder von Elfenbein oder von irgendeiner Masse überhaupt sind. Und wenn so eine Schachfigur einen anderen Gang gehen will, als die Regel befiehlt, dann — dann geht das einfach nicht. So eine ist abgeschmackt. Ist abgeschmackt — es gibt ja schlimmere Worte — aber wenn er so vom Gericht kam, die Akten unterm Arm, in seinem schwarzen Gerichtsfrack — denn damals trugen sie ja noch Fräcke — und unzufrieden war mit irgend etwas, dann kam das: ‚Es ist abgeschmackt‘, und das war dann jedesmal, als wenn Eis zerhackt würde, und die Eissplitter flogen umher und trafen, wohin es war, in das Gesicht, in die Augen, aber immer dahin, wo es weh tat.

„Er war nämlich ein Rat am Gericht, an einem Oberlandesgericht, und ein sehr angesehener, ein Senatspräsident.

„Vielleicht wäre er gern Gerichtspräsident gewesen, und es wurmte ihn heimlich, daß er's nicht war. Denn er war ehrgeizig und stolz und eigentlich furchtbar leidenschaftlich. Aber er zeigte das nicht, hatte sich immer in der Gewalt, wie wenn er immer am Tische säße als Senatspräsident, schluckte alles in sich hinein. Und so etwas ein Leben lang. Das ist wie eine Feuersbrunst in einem Bergwerk, wo man die Schächte zubaut, damit

sie erstickt. Inwendig frißt das doch weiter, und einmal, bei Gelegenheit bricht das doch heraus, und dann wird so etwas fürchterlich.

„In seiner Jugend mußte er ein stattlicher Mann gewesen sein, schlank und groß; daher wird es sich erklärt haben, daß er solch' eine Frau bekommen hat, wie er sie gehabt hat. Denn die Frau — das war eine herrliche Frau.

„Ich weiß nicht — das heißt, ich habe es immer scheußlich gefunden, wenn Menschen von ihrer ‚schönen Mutter' sprechen. Ein Muttergesicht ist ganz etwas anderes als schön, das ist heilig. Ich bin jetzt nahe an die siebzig Jahre und wenn ich denke, wie lange das her ist, daß sie nicht mehr da ist, dann ist mir, als wäre es eine Ewigkeit. Aber noch jetzt, wenn ich so einsam für mich hingehe oder des Nachts liege und nicht schlafen kann, dann sehe ich ihr Gesicht. Dann ist mir wie an dem Tage, als das Bild da gemalt wurde, von den beiden Brüdern. Das war an einem Sommertag. Und da setzte sie sich uns gegenüber, damit wir hübsch still hielten. Ihren Strohhut hatte sie an den Bändern — denn damals banden die Frauen die Hüte noch unterm Kinn zusammen — um den Arm gehängt und eine Häkelarbeit vorgenommen. Und immer über die Arbeit sah sie zu uns hinüber und freute sich und sah so glücklich aus wie später niemals wieder, niemals wieder.

„Daß nämlich das Bild gemalt wurde, das war ihr Werk gewesen, das hatte sie durchgesetzt, während er es eigentlich gar nicht hatte haben wollen. Wenigstens, daß auch der ältere von den beiden Jungen auf dem Bilde war, daran lag ihm nun schon gewiß gar nichts, denn —

„Aber wie gesagt — denn ihren Willen hatte sie auch; nur daß es eine ganz andere Art war als wie der seine. So eine Art warmer Südwind, bei dem die Geschöpfe aufleben, gegen einen harten, kalten Nordost, der alles erfrieren macht.

„Aber mit dem Bilde, das hatte sie durchgesetzt. Das war ihr ein Bedürfnis gewesen. So etwas liebte sie. Wie sie denn überhaupt gar nicht abstrakt war. Sondern sie hatte etwas, was er nicht hatte, wovon er keine Ahnung hatte, was er gar nicht verstand, Phantasie! Phantasie! Phantasie!

„Und damals, als das Bild gemalt wurde, war überhaupt alles noch gut. Wenigstens so ziemlich. Da saßen die beiden Brüder noch einträchtig beisammen und hatten einander lieb.

Während später — aber das ist eigentlich nicht richtig — denn der Kleine hat den anderen immer lieb gehabt, auch später. Aber der andere — — an dem Tage aber war auch der andere dem Kleinen noch gut und hielt ihn an der Hand und sagte: ‚Schnudri, jetzt mußt du still sitzen, sonst kann der Maler dich nicht malen.‘ Und da lachte der Kleine. Und wenn er lachte, das war immer so rührend anzusehen, weil es immer aussah, als täte ihm das Lachen eigentlich weh. Und es sah auch gar nicht bloß so aus, sondern wahrscheinlich war es wirklich so, weil der arme, kleine Junge innerlich krank war, was der andere damals freilich noch nicht wußte. Das hat er später erst erfahren, und als er es später erfuhr, war es zu spät; da war alles vorbei — alles vorbei.

„An dem Tage aber, als er sagte: ‚Schnudri, jetzt mußt du still sitzen,‘ da war der Kleine ganz glücklich. Denn er hörte es so gern, daß der Bruder ihn Schnudri nannte; denn das war ihm ja ein Zeichen, daß ihm der Bruder gut war. Und mehr wollte er ja gar nicht. Nur gut sollte er ihm sein; denn es war eine so zärtliche Seele in dem kleinen Jungen, eine so feine!

„Und daß er an dem älteren Bruder so hing, das kam vielleicht auch daher, daß er ihn bewunderte. Denn der konnte alles mögliche, was er nicht konnte. Der war größer und stärker als er und hatte runde, rote Backen und eine breite Brust, und er hatte schmale Backen und eine eingesunkene, kleine Brust. Wenn sie nebeneinander hergingen, konnte der Schnudri kaum Schritt halten mit dem anderen und fing an zu keuchen. Und dann nahm ihn der andere an der Hand und ging langsamer. Das heißt, das tat er früher; später nicht mehr. Später, wenn er hörte, daß der Kleine neben ihm einherkeuchte, tat er, als hörte er es nicht, gab ihm auch nicht die Hand und ging nicht langsamer. Weil er ein Hund geworden war und schlecht, eine Kanaille!

„Aber das allein, daß der Bruder größer und stärker war als er, das war es nicht, was das Brüderchen an ihm bewunderte. Sondern es war noch etwas anderes. Nämlich der andere wußte immer sehr schöne Spiele anzugeben, die sie zusammen spielten. Immer fiel ihm was Neues ein, und das dachte er sich dann im stillen so aus, und dem Kleinen — das war merkwürdig — fiel nie etwas ein. Sondern wenn sie zu-

sammen hinausgingen in Wald und Feld, oder auch wenn sie bei schlechtem Wetter zu Hause spielten, wartete er immer ganz still und geduldig, was der andere heute Neues angeben würde. Und wenn der es ihm dann gesagt hatte, leuchteten ihm die Augen, und dann mit dem allergrößesten Eifer machte er sich daran, daß er das neue Spiel nur ja recht genau ausführte und so, daß der Bruder zufrieden war.

„Da wurde alles mögliche gespielt. Zum Beispiel ‚Kaufmann‘. Dazu gingen wir am See entlang, an dem unsere Stadt lag. Und an einer Stelle des Ufers lagen eine Masse Kieselsteine. Unter denen suchten wir uns welche aus, und jeder Kieselstein bedeutete ein Geldstück: einen Silbergroschen, ein Fünfgroschen-, ein Zehngroschenstück — damals gab's noch keine Markrechnung — und die schönsten waren Taler. Dann wurde gezählt bis hundert, und wer bis dahin die schönsten Kiesel zusammengesucht hatte, der war der reichste Kaufmann und hatte gewonnen. Und zu Hause hatten wir einen kleinen Verkaufsladen; den hielt die Mutter unter Verschluß. Da war alles mögliche drin: Mandeln und Rosinen, Pfefferminzkügelchen und Lakritzenstangen und Mehlweißchen, was so eine Art Pfefferkuchen war; und mit unseren Kieselsteinen kauften wir uns dann von der Mutter aus dem Laden. Denn die Mutter, die spielte mit uns, aber der Vater nicht. Sondern wenn der dazu kam, störte er uns.

„Zwar für gewöhnlich ging er nur ganz rasch durch das Zimmer hindurch, um an seine Akten zu kommen. Aber einmal kam es vor, da blieb er stehen und erkundigte sich, wie das Spiel wäre, und was es für Regeln hätte. Und weil nun, wie das gewöhnlich der Fall war, der Ältere von den beiden mehr Kiesel gefunden hatte und also mehr kaufen konnte als der Kleine, so sagte der Vater: ‚Das ist ja abgeschmackt; natürlich ist da der große Bengel dem Kleinen voraus.‘ Und dabei griff er ohne weiteres in den einen Kasten, wo die Rosinen und Mandeln waren, und gab dem Kleinen eine Handvoll. Darauf machte der Kleine ein ganz langes Gesicht und sah sich ganz ängstlich nach dem Bruder um, als ob er es nicht annehmen wollte, weil er fühlte, daß das doch alles Spiel zerstörte. Dann aber, wie ihn der Vater unters Kinn faßte und sagte: ‚Na, was besinnst du dich denn, Hänschen‘ — denn in Wirklichkeit hieß der Schnudri Hans — da nahm er die Rosinen und Mandeln und

fing an, davon zu essen. Dabei aber sah er sich immer wieder nach dem Bruder um. Und im Augenblick, als der Vater hinaus war, lief er auf den Bruder zu und legte ihm die Arme um den Hals und sagte ihm ganz hastig ins Ohr: ‚Das gilt ja nicht; das weiß ich ja; ich habe auch nur ganz wenig Rosinen gegessen und will alles gleich wieder hineintun.‘ Und damit lief er auch wirklich zu dem Kasten und tat alles wieder hinein, was ihm der Vater gegeben hatte. Alsdann so blieb er an dem Kasten stehen, ganz verschüchtert, als hätte er ein Unrecht begangen, und wie er den Bruder so mitten im Zimmer stehen sah und sah, daß der Bruder mit keinem Auge zu ihm hinsah, sondern immer nur an den Boden vor sich hin, da fragte er ganz kleinlaut: ‚Wollen wir denn jetzt nicht weiterspielen?‘ Darauf aber schüttelte der andere den Kopf und sagte: ‚Nein! Und ich will überhaupt gar nicht mehr spielen!‘

„Und wie der Kleine das hörte, wurde er ganz still, und dann mit einem Male fing er an zu weinen, bitterlich, und lief zu der Mutter hin und steckte den Kopf in ihren Schoß und sagte: ‚Ich kann doch nichts dafür! Ich kann doch nichts dafür!‘

„Und der andere — der andere — wenn er damals gewußt hätte, der andere, was er jetzt weiß — daß er den Ton, mit dem es herauskam, das: ‚Ich kann doch nichts dafür!‘ hören und wieder hören würde, ein Leben lang und auch jetzt noch, da er an die siebzig Jahre alt ist, in so mancher, mancher schlaflosen Nacht — dann würde er gekommen sein und weiter mit ihm gespielt haben und gesagt haben: ‚Nein, nein, du kleine, du feine, du kluge Seele, du bist nicht schuld, und ich will dir nicht weh tun und dir nicht noch mehr aufladen als dir schon zu tragen gegeben ist.‘ Aber weil er das alles damals nicht wußte, kam er nicht und spielte mit ihm nicht weiter. Und auch als die Mutter ihn rief und mit den traurigen Augen ansah und sagte: ‚Sei doch nicht so häßlich gegen deinen kleinen Bruder; sieh doch, wie er sich grämt‘ — auch da kam er nicht, sondern schüttelte den Kopf und lief zur Stube hinaus. Wie ein Hund lief er hinaus, wie ein böser, verstockter. Denn es war ihm auch zumute wie einem Hunde, der einen Fußtritt bekommen hat. Und das war das Wort, das er vorhin gehört hatte: ‚Natürlich ist da der große Bengel dem Kleinen voraus!‘ und der Ton, mit dem das Wort herausgekommen war, der kalte, scheußliche Ton, der ihm jetzt auch noch immer wieder

kommt, wenn er nachts nicht schlafen kann, wie ein Splitter von zerhacktem Eis, mitten hinein ins Herz!

„Neben dem ‚Kaufmannsspiel‘, von dem ich gesagt habe, gab es aber noch andere: ‚Pascher und Grenzsoldat‘ und ‚Jagd‘ und ‚Post und Reise‘, was der Schnudri sehr gern hatte, weil er dabei immer in einem kleinen Wagen gefahren wurde. Und an bestimmten Stellen, wo die ‚Post‘ an Hindernisse kam, schmiß der Wagen um; und weil das immer die nämlichen Stellen waren, wußte der Kleine schon vorher, wo er umgeschmissen werden würde, und fürchtete sich immer ein bißchen, aber er freute sich doch noch mehr und bereitete sich vor, und jedesmal gab es dann ein Gequietsche vor lauter Vergnügen.

„Das schönste von allen Spielen aber war das ‚Matrosenspiel‘, das konnten wir aber nicht alle Tage spielen, sondern immer nur, wenn der Wind wehte; und je mehr Wind, um so besser. Dann ging es in den Wald hinaus. In dem Walde stand eine alte, große Linde; und auf die kletterten wir hinauf. Die Linde, das war unser Schiff. Darum, wenn wir in die Nähe von dem Baume kamen, kommandierte der Ältere: ‚Alle Mann an Bord!‘ und dann krähte der Kleine hinterdrein: ‚Alle Mann an Bord!‘ und lief, so schnell er laufen konnte, daß er an den Baum und hinaufkam. Aber das wurde ihm jedesmal etwas schwer. Denn obschon die Zweige der Linde ziemlich tief ansetzten, war es doch für den kleinen Jungen zu hoch; darum mußte ihm immer der andere, der voraufgeklettert war und schon in der untersten Gabel stand, die Hand hinunterreichen, und an seiner Hand zog er sich dann hinauf. Alsdann so hieß es: ‚Matrosen in die Toppen!‘ und der Schnudri krähte wieder nach. Dann wurde weiter hinaufgeklettert, und der Baum war jetzt unser Mast. Und wenn der Wind den Mastbaum packte und herüberbeugte und hinüber, dann war das ein herrliches Vergnügen. Wenn die Äste durcheinanderrauschten und aneinanderschlugen, dann hieß es: ‚Die Taue knarren!‘ und: ‚Die Taue knarren!‘ wiederholte der Kleine. ‚Es ist ein mächtiger Sturm‘ — ‚es ist ein mächtiger Sturm‘. Dann holten wir unsere Taschentücher hervor und faßten die Zipfel zusammen und hielten sie so, daß sich der Wind hineinsetzte und sie aufbauschte wie kleine Segel. ‚Jetzt segeln wir!‘ sagte der Ältere; ‚jetzt segeln wir!‘ sagte der Kleine. ‚Hü — wie das geht!‘ ‚Hü — wie das geht!‘

„Und wenn wir dann eine Zeitlang gesegelt waren, ging es noch einmal den Baum hinauf, immer höher, beinahe bis in die Spitze. Da war es am schönsten. Da zweigten sich mehrere Äste nach rechts und links, so daß eine ziemlich große Gabel entstand. Und wenn wir uns dicht zueinanderdrängten, konnten wir beide in der Gabel sitzen. Das war die Kajüte. Und da setzten wir uns dann hinein, und der Kleine, weil er sich immer ein bißchen fürchtete, hielt sich mit seinem einen Arm an den Ästen, mit dem anderen schlang er sich um den Bruder, ganz eng, ganz eng. Und wenn er sich so an mich drückte, da konnte ich sein Herz an meinem Leibe schlagen fühlen; das ging immer so rasch: puck, puck, puck; beinah als wenn es flatterte wie ein kleiner Vogel, oder als wenn es das Pendel einer Uhr gewesen wäre, die zu rasch lief, zu rasch. Aber das alles habe ich mir erst später gesagt, als die Uhr abgelaufen war und das Pendel still stand. Damals gab ich nicht acht darauf. Damals war ich ja selbst noch ein Kind, und daran, daß ein Kind sterben könnte, daran denkt ein gesundes Kind nicht. Wenn also nun die beiden in ihrer Kajüte saßen und der Wind sie wiegte herüber — hinüber, herüber — hinüber, dann nach einem Weilchen fing der Schnudri an und fragte: ‚Wo fahren wir denn jetzt?‘ Denn er wußte, daß er so fragen mußte, weil das zum Spiel gehörte. Und dann sagte der andere: ‚Jetzt fahren wir an Spitzbergen vorbei nach dem Nordpol‘ oder: ‚Jetzt fahren wir nach Ostindien‘. Und jedesmal wußte der Schnudri, was er darauf zu sagen und zu tun hatte, und das tat er auch immer wie am Schnürchen. Wenn es hieß: ‚Nach Spitzbergen!‘, dann fing er an zu schnattern, als wenn ihn fröre, und rief: ‚Na ja, darum wird es ja auch so kalt! Puh! Und da kommt ja schon ein Eisbär gelaufen! Den müssen wir schießen. Puff — da liegt er‘. Dagegen, wenn es hieß, daß wir nach Indien führen, dann fing er an zu schnaufen wie vor Hitze: ‚Na, ja‘, sagte er dann, ‚da sehe ich ja schon die große Stadt Kalkutta. Und da kommt ja auch schon der Großmogul. Guten Morgen, Herr Großmogul, wie haben Sie geschlafen?‘ Und jedesmal, wenn er den Großmogul begrüßte, war ihm das so komisch, daß er lachte, lachte, so daß sein magerer, kleiner Körper an meinem Leibe schütterte. Und das alles hatte sich der Ältere ausgedacht. Immer fuhr er mit dem kleinen Bruder durch die weite Welt, immerfort erzählte er ihm, und alles, was er erzählte, stand ihm immer ganz leibhaftig vor

Augen. ‚Jetzt fahren wir durch den Indischen Ozean‘, hieß es; ‚der ist so blau, daß, wenn man die Hand hineintaucht, kommt sie wieder heraus, als wenn man sie in blaue Tinte gesteckt hätte. Der ist so tief — wohl zwanzigtausend Meilen tief. Und ganz, ganz unten ist es wunderschön. Da sind große Wiesen, aber die sind nicht grün wie die hier oben, sondern ganz blau. Und auf diesen Wiesen gehen die Meermänner spazieren und auf die Jagd. Und wie man hier oben nach Hirschen und Rehen jagt, so jagen sie da unten nach Fischen. Aber natürlich nicht mit Flinten; die würden ja im Wasser nicht losgehen, sondern mit Spießen. Und die Spieße sind ganz von Gold und haben Spitzen von lauter Diamanten. Und jetzt steigen wir aus‘, hieß es weiter, ‚und jetzt sind wir in China. Da laufen die Chinesen herum, und die sind so gelb, daß ihre Köpfe aussehen wie Zitronen, und die Augen darin sind so klein wie kleine, schwarze Rosinen. Jetzt kommen wir an die große Mauer. Und auf der großen Mauer da laufen immerfort die Wächter auf und ab und lassen niemanden heraus und niemanden hinein, wenn er nicht die Parole weiß. Und die Parole die heißt: ‚Plumpudding‘.‘

„Und jedesmal, wenn der Schnudri das hörte, wurde er ganz schwach vor Lachen und drückte seinen Kopf und sein Gesicht an den Bruder und stöhnte zuletzt, weil er nicht mehr lachen konnte: ‚Oh — oh — oh!‘

„‚Und weil wir die Parole gewußt haben‘, erzählte der andere weiter, ‚sind wir durch die große Mauer durchgekommen, und jetzt sind wir in einem Wald, der ist so groß, daß er gar kein Ende hat; so groß wie ganz Asien. Und in dem Walde sind alle Tiere, die man sich nur denken kann: Löwen und Tiger, Hirsche und Rehe, Elefanten und Giraffen, und dann noch eines, das ist das merkwürdigste von allen, ein Tier, das es sonst gar nicht weiter gibt, das Einhorn.‘ Und jedesmal, wenn der Kleine von dem Einhorn hörte, machte er ganz große Augen und hörte ganz lautlos zu. Und der andere beschrieb es ihm dann so genau, als hätte er es eben erst gesehen: ‚Das ist ein Tier ungefähr wie ein Pferd und ganz weiß. Aber nicht wie ein Schimmel so weiß, sondern viel weißer noch, wie es sich gar nicht beschreiben läßt. Auf der Stirn hat es ein Horn, aber nicht so ein krummes wie das Nashorn eins hat, sondern ganz grade und lang und so spitz wie eine Lanze. Von seinen vier

Hufen ist der eine von Gold, der andere von Silber, der dritte ist so schwarz wie eine Steinkohle und der vierte wie einer von den blauen Steinen, wie Mama welche um den Hals trägt'. Unsere Mutter trug nämlich einen Halsschmuck von Amethysten.

„Und das alles sich auszudenken und zu erzählen, machte dem anderen solches Vergnügen, daß er oft gar nicht aufhören konnte und es manchmal beinah schon dunkel war, wenn sie von ihrem Baume herunterkletterten und alsdann — was hast du, was kannst du — machten, daß sie nach Hause kamen. Und mit dem allen, was er gehört hatte, war der Kleine dann immer so voll geladen wie eine kleine Kanone, daß er es gar nicht aushielt, sondern losschießen mußte gegen irgend jemanden. Das war dann gewöhnlich die Mutter. Auf die lief er mit ausgebreiteten Armen zu und prustete vor Lachen: ‚Mama, Mama, weißt du, wie die Parole heißt, damit sie einen durchlassen durch die große Mauer? ‚Plumpudding! Plumpudding!'

„Und weil die Mutter sich immer freute, wenn der kleine Kerl vergnügt war, nahm sie ihn dann manchmal auf den Schoß und ließ sich noch mehr von ihm erzählen, und wenn sie dann hörte, was sich ihr Ältester alles ausgedacht hatte, schüttelte sie manchmal leise den Kopf und sah sich nach ihm um und lächelte. Das war dann jedesmal so merkwürdig anzusehen, halb traurig, halb freudig, aber alles zusammen so sanft, so schön, so — so — Aber einmal wieder, als der Schnudri auf ihrem Schoße saß und ihr grade erzählte, was er von dem Einhorn gehört hatte, da erschien der Vater auf der Schwelle von seinem Arbeitszimmer. Es hatte ihn niemand kommen sehen, und erst als er plötzlich sagte: ‚Von wem hast du denn all das dumme Zeug?' da merkten wir, daß er da war.

„Alsdann, wie der Kleine stumm wurde, wie er das immer wurde, wenn der Vater zu ihm sprach, faßte er ihn wieder unters Kinn und sagte: ‚Wer hat dir denn das alles erzählt, Hänschen?' Darauf drehte der Schnudri ganz ängstlich das Gesicht zu dem Bruder herum, und der Vater zuckte die Achseln, wie wenn er sagen wollte: ‚Na, ja!' — ‚Das ist doch die Abgeschmacktheit in der Potenz', sagte er darauf zu dem anderen, ‚daß du deinem kleinen Bruder solchen Unsinn vorerzählst! Besser, als daß du dich mit Einhörnern und solchem Zeug abgibst, wäre es, wenn du dich mit deinen Rechenaufgaben beschäftigtest. Deine Zensur im Rechnen und Mathematik ist wieder einmal miserabel ausgefallen'.

„Darin hatte er nun recht. Denn Mathematik, und was damit zusammenhing, wollte dem Jungen absolut nicht in den Kopf. Darum, als der Vater die Tür wieder hinter sich zugeworfen hatte, stand er wie vor den Kopf geschlagen da. Er schämte sich. Aber nicht darüber, daß er im Rechnen und Mathematik nichts taugte, sondern es war eine ganz andere Scham in ihm, eine viel tiefere, schlimmere. Wie ein heißes Feuer stieg sie in seinem Innern auf und ging ihm über den ganzen Leib, daß er feuerrot wurde von Kopf zu Füßen. Kein Feuer, das den Menschen erleuchtet, sondern im Gegenteil ein rauchiges, das alles dunkel machte da drinnen. Und der Rauch, der sich damals in der Seele des Jungen entwickelte — wenn ich überlege — ganz hat er sich eigentlich nie wieder verzogen, bis heute, siebzig Jahre lang.

„Denn das Schlimmste war, daß er eigentlich nicht sagen konnte, warum er sich schämte. Denn er war ja noch ein Kind. Zwar dem Kleinen gegenüber hieß er ja immer ‚der Große‘. Aber er war noch nicht groß, war auch noch ein Kind.

„Immer, wenn er dem kleinen Bruder erzählte von dem Indischen Ozean, von dem großen Wald und dem Einhorn im Walde, war ihm das so gegenwärtig gewesen, daß er zuletzt gar nicht mehr fragte, ob es wahr sei oder nicht. Und weil das alles so etwas ganz anderes war als das, was er in der Schule zu lernen und zu arbeiten hatte, versteckte er es wie eine geheimnisvolle Sache, beinah wie eine verbotene in sich. Nur dem kleinen Bruder erzählte er es, und dem band er es auf die Seele: ‚Du darfst niemandem davon sagen, höchstens der Mama‘.

„Und nun war doch alles an den Tag gekommen. Und im Augenblick, als es herauskam, war auch gleich so hineingefahren worden. Alles war dummer Unsinn! Darum schämte er sich. Denn er war damals noch zu klein, um sich gegen den Verstand zur Wehr zu setzen, der ihm da gegenüberstand; er wußte damals noch nicht, daß gar nicht alles Unsinn ist, was solch einem kalten, abstrakten Juristenverstande so erscheint.

„Seine Erzählungen, das war ihm immer gewesen wie eine andere Welt, in der er sich vor seinem Vater versteckte und vor seinem Mathematiklehrer. Und nun war alles aufgedeckt, nun gab's kein Versteck mehr. Darum war der schwarze Rauch in ihm, von dem ich gesagt habe; und er grämte sich, grämte sich.

„Zwar am nächsten Tage stieg er wieder mit dem kleinen

Bruder auf den Baum, und als sie in der Kajüte saßen, wollte er wieder anfangen, zu erzählen. Im Augenblick aber, als er den Mund auftat, war es ihm, als hörte er das von gestern: ‚Das ist ja die Abgeschmacktheit in der Potenz‘ — ganz deutlich, mit dem kalten, verächtlichen, gräßlichen Ton — und das Wort brach ihm vom Munde ab; er sah nichts mehr vom Indischen Ozean und vom Wald und vom Einhorn, sondern nur noch die graue Schiefertafel zu Hause, wo er ein Exempel zu rechnen hatte. Und als der kleine Bruder ganz schüchtern fragte: ‚Fahren wir denn heute nicht?‘ sagte er kurz und wild: ‚Nein — kann nicht mehr‘, und stieg vom Baum hinunter, der Kleine ganz stumm hinterdrein, und ging mit ihm nach Hause und sprach auf dem ganzen Wege kein Wort, denn in seinem Herzen war die Verzweiflung.

„Und an dem allen — daß das alles so gekommen war, das hatte ihm doch eigentlich der kleine Bruder angerichtet. Zwar, wenn er gerecht gewesen wäre, hätte er sich ja sagen müssen, daß der Kleine gar nicht schuld daran war. Der Mama hatte er es erzählt, und das hatte er ihm ja selbst erlaubt und hatte nicht gemerkt, daß der Vater hinzugekommen war. Weil er sich vor Freude gar nicht zu lassen vermochte, hatte er alles ausgeschwatzt, aus lauter Bewunderung. Das alles hätte er sich sagen müssen, wenn er gerecht gewesen wäre. Aber er war nicht gerecht. Er hatte vom Vater das Temperament geerbt, das böse, heftige, während der Kleine sanft war, wie die Mutter. Darum wurde alles stumm in ihm, was da zum Guten reden wollte, und nur der Groll blieb lebendig, der finstere, verstockte. Der kleine Bruder war doch an allem schuld. Und von dem Tage an nistete sich in seinem Herzen etwas ein, etwas Schreckliches, so eine Art von Haß gegen den kleinen Bruder.

„Eine Art von Haß, mit Neid vermischt. Denn was er schon lange dunkel gefühlt hatte, das wurde ihm nun immer deutlicher: daß der Kleine dem Vater lieber war als er. Vielleicht eben, weil der Vater in ihm das nämliche Temperament spürte, wie in sich selbst, das ihm wahrscheinlich böse Stunden bereitete, von denen er niemandem etwas sagte; während der Kleine, wie ich schon gesagt habe, ganz das sanfte, liebe Temperament von der Mutter hatte. Auch in der Schule war der Kleine ganz anders als der andere; ein viel besseres Lernkind; schrieb eine viel saubere Handschrift, rechnete viel besser, ja

sogar sehr gut; brachte auch immer sehr gute Zensuren nach Hause. War mit seiner Kleidung viel ordentlicher, überhaupt in allem viel pünktlicher, so daß es eigentlich gar nicht zu verwundern war, daß der Vater ihn lieber mochte als den anderen.

„Aber das ist eben das Leiden in den Kindern, daß sie keine Vernunftgründe haben, um ihrem Gefühl aufzuhelfen, wenn es verwundet wird. — Und darum — wer ein Kind in seinem Gefühl verwundet, der begeht ein Verbrechen — ein — ein —

„Und darum, weil der Junge fühlte, daß sein Vater häßlich gegen ihn war nnd lieblos, fing er an, seinen Vater zu hassen. Und in dem Vater auch den kleinen Bruder, den der Vater mehr liebte als ihn. Darum, wenn der Kleine mit ihm spazieren ging und mit ihm spielen wollte, sagte er bei sich: ‚So — also? Zu Hause bist du schon der Verzug und Hahn im Korbe, und nun bin ich dir gut dazu, daß ich dir auch noch zu Gefallen sein soll?‘ Und dann, wenn der kleine Bruder nach seiner Hand griff und sich daran hängen wollte, zog er die Hand zurück und gab sie ihm nicht. Wenn der Kleine mit den stummen Augen zu ihm aufsah, ob er ihn nicht wieder einmal ‚Schnudri‘ nennen würde, nannte er ihn ‚Hans‘, und wenn er wartete und lauschte, ob sie nicht wieder einmal auf den Baum und in die Kajüte steigen und durch die Welt reisen würden, biß er die Zähne aufeinander und spielte nicht und erzählte ihm nichts.

„Und nun weiß ich nicht, ob der arme, kleine Junge sich dessen bewußt war, was in der Seele des Bruders vorging; aber das eine weiß ich, daß er stiller wurde und trauriger von einem Tage zum anderen. Er war ja krank, und solche kranken Kinder — das ist ja, als wenn sie schon vom jenseitigen Licht etwas in den Augen hätten, daß sie wie kleine Hellseher Dinge sehen, allen Erwachsenen verborgen. Wohl möglich darum, daß er wohl geahnt hat, was für ein Wurm an dem Herzen des Bruders fraß. Und wenn er es gefühlt hat, was muß sie dann gelitten haben, die arme stumme Seele, die kleine! Da er doch fühlte, daß er nicht schuld war und nicht ändern konnte, nicht helfen!

„Damals habe ich erfahren, daß die Seelen der Menschen einander ansehen können, ohne daß die Augen miteinander sprechen, ohne daß sie den Mund brauchen; habe erfahren, daß der Mensch für den Nebenmenschen ein Kraut ist, an dem er sich das Leben essen kann — oder den Tod.

„Ja, es gibt solche Seelen, in deren Nähe wir aufblühen; und was man die großen Menschen nennt, sind eben solche, an deren Seele tausende aufblühen, während an dem gewöhnlichen Menschen nur eine oder ein paar. Und es gibt dagegen Seelen, von denen der eisige Frost zu uns herüberweht, so daß wir an ihnen verkommen und verwelken. Und so ist es damals gewesen, daß der kleine Junge verwelkt ist an der Seele seines Bruders, neben der er herging wie ein armer, kleiner Bettler, weil er sie brauchte, und die der andere vor ihm zuschloß wie ein hartherziger Schuft!

„Ich habe das Leben kennen gelernt seitdem und Dinge verstehen gelernt, die ich damals nicht verstand. Ich habe es mir wiederholt, tausend und tausendmal, daß er krank war, der Kleine, und gestorben sein würde sowieso. Aber in der schlaflosen Nacht, in der schrecklich geheimnisvollen Stunde, wo uns die Dinge gegenübertreten, so, wie sie sind, wo kein Tageslärm die Stimme des Gewissens übertönt, und kein Sonnenlicht das Nachtgesicht der Reue verdunkelt, da ist das Bewußtsein über mich hergefallen und hat zu mir gesprochen: ‚Es ist nicht wahr, was du dir einredest. Er ist verwelkt und verkommen an deinem bösen, finstern, harten Herzen, dein kleiner Bruder, dein armer, weicher, kleiner Bruder!‘ Und daß er mir das später ins Gesicht gesagt hat, der Mann, — er — der Eishacker — so wie er mir alles sagte, ins Gesicht hinein, ohne alle Rücksicht, das hat einen Riß zwischen uns gemacht, über den ich nicht wieder hinweggekommen bin, hat mir mein Leben vergiftet; denn das Leben eines Menschen ist vergiftet, der in Feindschaft seines Vaters gedenkt.

„Als nun die Eltern merkten, daß der Kleine immer bläßer wurde und immer elender, da natürlich schloßen sie ihn immer zärtlicher in ihr Herz. Und weil sie anfingen, sich um ihn zu sorgen, so forschten sie nach, woher es kommen möchte, daß es so bergab mit ihm ging. Aber zunächst bekamen sie es nicht heraus, denn der kleine Junge sagte nichts. Allen Gram, den ihm der Bruder bereitete, verschloß er in seinem stummen Herzen, und davon wurde das kranke, kleine Herz natürlich noch kränker. Er wollte den Bruder nicht verraten. Immer, wenn der Vater so hart zu dem anderen sprach, dann sah man, wie der Kleine darunter litt, weil er doch den Bruder so lieb hatte. Dann zuckte es ihm durch den ganzen kleinen Körper, und sein Gesicht wurde ganz lang und sah gar nicht mehr wie ein Kinder-

gesicht aus, sondern wie das eines alten Menschen. Und das war jedesmal ein so jämmerlicher Anblick, daß die Mutter es gar nicht mehr mit ansehen konnte; und darum kam es vor, wenn der Vater so heftig, beinah wütend gegen den anderen losfuhr, daß sie aufstand und sagte: ‚Aber Graumann' — denn das war merkwürdig, daß sie ihn nie beim Vornamen nannte —, ‚aber Graumann, denk doch an Hänschen! Sieh doch Hänschen an!' Und dann brach der Vater in seinem Strafgericht ab und nahm Hänschen unters Kinn und streichelte ihn und ging hinaus. Aber dem anderen gönnte er darum doch kein gutes Wort, so daß alsdann die Mutter aufstand und den Kopf des anderen in ihre Arme nahm und ihn küßte. Und dabei weinte sie — weinte, — denn sie fühlte, was sich da anspann zwischen Vater und Kind; daß das etwas Böses, etwas Schreckliches war. Und von da an wurde auch die Mutter immer stiller und immer trauriger.

„Eines Tages aber, als der Kleine mit der Mutter allein war, muß ihm doch das Herz übergegangen sein, und er muß der Mutter erzählt haben, wie es zwischen ihm und dem Bruder stand. Und ob der Vater wieder dazugekommen ist — ich weiß es nicht — aber soviel ist sicher, er hatte es auch erfahren. Und sobald er es erfahren hatte, muß ihm gleich die Wut zu Kopfe gestiegen sein, denn mit einer Stimme, daß das ganze Haus erdröhnte, rief er den anderen herein. Und wie der nun vor ihm stand und ihn nicht ansah, weil er ihn nicht mehr ansehen konnte, sondern den Kopf zur Erde senkte, da muß er sich jedenfalls gedacht haben, daß er ein böser schlechter, verstockter Bube sei, mit dem man nicht anders sprechen dürfe, als mit äußerster Strenge. Und vielleicht, wenn er in dem Augenblicke sanft und freundlich zu ihm gesprochen und ihm vorgestellt hätte, wie unrecht das war, was er an dem kleinen Bruder tat, vielleicht, daß dann alles geschmolzen wäre, was sich in der verrauchten Seele zu verhärten angefangen hatte, daß alles noch gut geworden wäre; aber statt dessen ging es gleich in einem Tone los, als wäre jedes Wort ein Peitschenhieb gewesen, der den Jungen zusammenhauen sollte. ‚Und jetzt auf der Stelle gehst du mit deinem kleinen Bruder! Und gehst ordentlich, langsam mit ihm spazieren. Und wenn Ihr nachher nach Hause kommt, erkundige ich mich. Und wenn du's anders gemacht hast, sprechen wir uns anders!'

„Und damit wies er uns hinaus. Und ich mußte den Schnudri

an der Hand nehmen, und die kleine, magere Hand zitterte in der meinigen. Sie zitterte! Die Hand des Brüderchens zitterte in des Bruders Hand! Und der Bruder fühlte es, er sah die eingefallenen Wangen und die Augen darüber, mit dem hohlen Blick. Und in seinem Herzen war keine Mahnerstimme, die ihn warnte, vorsichtig zu sein mit dem gebrechlichen, kleinen Geschöpf, in seiner Seele kein Mitleid, kein Erbarmen, sondern nur Gefühl für das eigene Leid und die eigene Beschimpfung und die eigene Kränkung. Und jetzt hatte er es ja vor Augen, daß es der kleine Bruder gewesen war, der ihm das eingerührt hatte. Darum gewann der Teufel Macht über ihn, und in seiner verwilderten Seele stieg ein scheußlicher Gedanke auf: Rache! Er nahm den kleinen Wagen mit, den sie brauchten, wenn sie ‚Post und Reise‘ spielten, und sprach kein Wort, und der Kleine ging lautlos neben ihm her. Als sie ins Feld hinausgekommen waren, sagte er: ‚Wir wollen Post und Reise spielen, setz' dich ein‘. Und obwohl man dem Kleinen ansah, daß er sich fürchtete, wirklich fürchtete, tat er doch ganz gehorsam, was ihm der andere befohlen hatte, und setzte sich still in das Wägelchen. Nur mit den Händen hielt er sich fest an den Seiten des Wagens, beinah krampfhaft. Aber das hatte der andere wohl bemerkt, die Kanaille, und er dachte bei sich: ‚Das soll dir doch nichts helfen‘. Darauf nahm er die Deichsel des Wagens in die Hände und fing an zu laufen und den Wagen hinter sich her zu ziehen, immer schneller, immer toller, immer wilder. Und wie das so über Stock und Stein ging und gar nicht den gewohnten Weg, da fing der Kleine an zu merken, daß das gar kein Spiel mehr war wie früher, sondern ganz etwas anderes; da fing er an zu weinen und dann zu schreien ganz laut, ganz kläglich. Aber der andere tat, als hörte er es nicht, und plötzlich an einer Stelle, wo der Kleine es sich nicht versah, mit einem Krach warf er den Wagen um, so daß der kleine Kerl hinausflog und mit Kopf und Gesicht auf die Erde schlug. Und so, mit dem Gesicht an der Erde, blieb er liegen, eine lange Zeit, eine merkwürdig lange Zeit, daß es fast unheimlich wurde. Und als er sich dann endlich aufrichtete, da hatte er eine dicke Beule an der Stirn. Denn an der Stelle, wo der andere ihn umgeworfen hatte, lagen Steine, und auf einen davon war er mit der Stirn aufgeschlagen.

„Als der andere das sah, bekam er einen Schreck, und so niederträchtig er auch schon geworden war, so tat ihm das

Brüderchen in dem Augenblick doch leid. Darum wollte er ihm die Erde vom Gesicht abwischen und ihm gut zureden.

„Aber inzwischen hatte sich der Kleine aufgesetzt und die Arme um die Knie geschlungen und den Kopf auf die Knie gesenkt und schluchzte vor sich hin. Und wie der Bruder herantrat und ihn trösten wollte, schüttelte er den Kopf, als sollte er nicht kommen, sollte nicht kommen. Und wenn er in dem Augenblick aufgestanden wäre und dem anderen eine Strafpredigt gehalten hätte wegen seiner Schändlichkeit, so wäre das nicht halb so schrecklich gewesen wie der kleine, stumme Kopf, der immer hin und her ging, hin und her, so traurig, als wären die Gedanken darin so trostlos gewesen, daß kein Mund sie aussprechen konnte. Darum blieb der andere stehen, wo er stand, und getraute sich kein Wort zu sagen und wartete, bis daß der Kleine von selbst aufstand und anfing, nach Hause zu gehen. Und auf dem Nachhauseweg gingen sie nebeneinander her; der Kleine faßte nicht nach der Hand des Bruders, sah nicht zu ihm auf, und der andere sah nicht zu ihm hin, und das Schweigen, das zwischen den Brüdern war, redete eine Sprache — eine Sprache —

„Zu Hause natürlich wurde die Beule sogleich entdeckt, und es kam auch heraus, wie er zu der Beule gekommen war, und es dauerte nicht lange, so wußte auch der Vater, was geschehen war.

„Und da zeigte es sich, wie das ist, wenn ein Mensch seine Leidenschaft immer hinunterschluckt, und die Leidenschaft eines Tages sich nicht mehr halten läßt, sondern herausbricht. Denn für gewöhnlich hatte er so kalte Augen und Züge wie von Stein. Aber an dem Tage, als er gehört hatte, was geschehen war, wurden die Augen — ganz gräßlich wurden sie, — die Glieder flogen ihm am Leibe, und wenn nicht in dem Augenblicke die Mutter dazwischengesprungen wäre — mit einem Schrei kam sie zwischen beide — so glaube ich, er hätte den Jungen am Halse genommen und erwürgt. Weil aber die Mutter dazwischenkam, blieb er stehen und wollte etwas sagen. Denn zuerst konnte er nicht sprechen, so furchtbar war die Aufregung in ihm und die Wut. Und endlich sagte er: ‚Solch ein niederträchtiger Lümmel!‘ Und als der Junge das hörte und den Vater so vor sich stehen sah und fühlte, wie der Vater ihn haßte, da kam etwas über ihn, — als wenn er verrückt geworden wäre in dem Augenblick, — als wenn ein wildes Tier in seinem Leibe gesessen hätte

und plötzlich herauskam. Da vergaß er, daß der Mann ihm gegenüber sein Vater war, daß der Mann ein starker, erwachsener Mann war, der ihn mit einem Streich in Grund und Boden hätte schmettern können. Er hob beide Fäuste auf und ballte sie und stieß damit in die Luft nach dem Vater hin und schrie, — so laut er nur konnte, schrie er: ‚An dem allen bist du schuld! Du! Du! Ich habe eine Menge mit dem Schnudri gespielt. Und die Spiele haben ihm immer sehr gut gefallen. Und dann hast du uns alle Spiele zunichte gemacht. Und aus unserem Laden hast du die Mandeln und Rosinen genommen. Und hast gesagt, ich wäre ein großer Bengel. Und hast sie an den Schnudri gegeben. Und was ich dem Schnudri erzählt habe von dem Einhorn in dem großen Walde, das wäre alles Unsinn, hast du gesagt. Und darum kann ich ihm nichts mehr erzählen. Und weiß nicht mehr, was ich mit ihm spielen soll. Und daß das alles so gekommen ist —‘

„In dem Augenblick aber stürzte sich die Mutter auf den Jungen. Wie eine Verzweifelte stürzte sie sich auf ihn und hielt ihm die Hände, beide weiche Hände, vor den Mund, — ja — es sind sechzig Jahre her, — und noch jetzt fühle ich, wie weich die Hände waren, die sie dem Jungen vor den Mund drückte. Und als der Junge die Hände an seinem Gesicht fühlte, fing er an zu weinen, zu heulen. Denn er fühlte, was er an dem kleinen Bruder getan hatte, und fühlte, wie gräßlich das alles war, daß er so sprach und schrie, und konnte sich doch nicht helfen, nicht helfen. Und als er so zu heulen anfing, drückte die Mutter seinen Kopf an sich, fast, als wenn sie ihn ersticken wollte mit seinem Weinen. Und ihren Schal — denn es fror sie damals schon immer so, und darum trug sie auch in der Stube immer einen Schal — ihren Schal, den wickelte sie förmlich um dem Jungen seinen Kopf, als wenn sie ihn verstecken wollte. Vielleicht, weil es ihr graute, ihn anzusehen, vielleicht auch, weil sie ihn schützen wollte. Und zu dem allen sprach sie kein Wort. Nur das Keuchen konnte ich hören, mit dem ihre Brust ging, als sie mich an sich drückte, so fest, so fest, so fest. Dann riß sie ihn fort, aus dem Zimmer hinaus. Als sie mit ihm auf den Flur gekommen war, ließ sie ihn los. Aber es war nicht, als wenn sie ihn freiwillig losließe, sondern die Arme fielen ihr herab, wie von selbst. Und auf dem Flur stand eine Bank. Auf die setzte sie sich. Aber es sah wieder nicht

so aus, als ob sie sich freiwillig setzte, sondern als ob sie darauf niederfiele. Ihr Kopf fiel hintenüber an die Wand. Sie machte beide Augen zu, ihr Gesicht wurde so blaß, als wenn gar kein Blut mehr darin gewesen wäre, und der Mund ging ihr halb auf, so daß sie aussah wie eine Tote. Als der Junge, der vor ihr stand und immer auf sie hinblickte, das sah, wollte er wieder anfangen zu schreien und zu heulen. Aber da tat sie die Augen auf, riß sie auf, und die Augen waren so verstört, so verstört. Und wollte etwas sagen, konnte aber nicht sprechen, sondern winkte ihn heran. Und da kniete der Junge vor ihr nieder, zwischen ihren Knien, und umfaßte ihre Knie mit seinen beiden Armen. Und sie beugte sich auf seinen Kopf, legte die Hände auf seinen Kopf, faltete die Hände auf seinem Kopf. Auf die gefalteten Hände drückte sie das Gesicht. Und dann kam ihr das Weinen. Und so furchtbar weinte sie, so furchtbar, daß ihr ganzer Leib sich schüttelte und zuckte. Und während sie so weinte, sprach sie immer vor sich hin, sie murmelte nur, so daß der Junge nicht verstehen konnte, was sie sagte. Aber es klang, als wenn sie betete. Und sicherlich war es auch so; sicherlich hat sie in dem Augenblick gebetet für die Seele ihres Kindes, für die arme, verlorene Seele. Sicherlich hat sie vorausgesehen in dem Augenblick in die weite, weite Zukunft, in die Zeit, wo sie nicht mehr da sein würde, um ihm zu helfen, um die einzige zu sein, die ihn noch liebte, und hat geahnt, was für eine Zeit das für ihn sein würde, was für ein Leben! Was für ein Leben!

„Nachdem sie alsdann zu weinen aufgehört hatte, tat sie die Hände vom Kopfe des Jungen und legte sie um sein Gesicht und zog seinen Kopf zu sich herauf, so daß sie ihm ins Ohr sprechen konnte, und dann sagte sie: ‚Weißt du denn nicht mehr, was ich dir gesagt habe? Daß Kindern, die nach ihren Eltern schlagen, die Hände aus dem Grabe wachsen? Wie konntest du denn nur die Fäuste gegen den Papa erheben? Warum bist du denn jetzt so? So häßlich und böse gegen deinen kleinen Bruder? Siehst du denn nicht, wie er sich grämt? Weil er dich doch so lieb hat! Hänschen ist doch so schwach; also solltest du doch doppelt gut zu ihm sein. Und statt dessen wirfst du ihn mit dem Wagen um, so daß er sich Beulen an den Kopf schlägt. Weißt du denn nicht, daß du deiner Mutter das Herz brichst, wenn du so bist? Willst du denn das? Hast du denn deine Mutter gar nicht ein bißchen lieb?‘

„Und indem sie so sprach, hielt sie den Kopf ihres Jungen an ihre weiche Brust gedrückt, ein so milder Hauch ging von ihr aus, von ihrem Kleide, ihrem Munde, ihrem ganzen Wesen, beinah, wie ein Duft von Blumen, und doch noch anders, noch lieblicher, und indem der Junge die holde Luft atmete und ihre sanften, traurigen Worte hörte und daran dachte, wie er sie da eben hatte sitzen sehen, so blaß, beinah als wenn sie tot gewesen wäre, und eine Ahnung ihm kam, daß das alles, was er da umfaßt hielt, die Güte, die Liebe, die Mutter, daß ihm das alles einmal verloren gehen könnte und er dann nichts mehr haben würde, nichts, da kam ihm die Reue, der Kummer, der Jammer, und all der Neid, der sein Herz verbittert hatte, all die Verstocktheit, die seine Seele verhärtet hatte, all das Böse, Schlechte, Niederträchtige wurde noch einmal weich, und er wurde noch einmal wieder gut; denn von Haus aus war er nicht schlecht, war es nicht, — nur Fußtritte konnte er nicht vertragen. Darum, statt daß er vorhin geheult hatte, fing er jetzt an, bitterlich zu weinen, und küßte die Mutter ins Gesicht, immer wieder und noch einmal.

„Und weil sie eine so feine Seele war, eine so kluge, eine, wie ich gesagt habe, daß die Menschen daran aufblühen und warm und lebendig werden, so mochte sie wohl fühlen, daß es jetzt nicht gut gewesen wäre, wenn sie dem Jungen noch mehr zusetzte, sondern daß es am besten war, wie es jetzt war. Darum streichelte sie ihm das Haar und küßte ihn und sagte nur: ‚Und morgen, nicht wahr, gehst du wieder wie früher mit Hänschen? Und spielst mit ihm? Und bist gut zu ihm? Bist wieder mein lieber Junge?‘

„Und darauf nickte der Junge, — alles wollte er tun, alles.

„Und alsdann ging sie in die Stube zurück und kam dann wieder heraus und führte den Kleinen an der Hand mit sich. Dem Kleinen hatten sie inzwischen, der Beule wegen, den Kopf verbunden; und wie das kleine Gesicht unter dem weißen Verbande beinahe verschwand, sah das so jämmerlich aus, so jämmerlich, daß der andere wieder zu weinen anfing. Aber da sagte die Mutter: ‚Hör' nur jetzt auf zu weinen; morgen ist Hänschens Kopf wieder heil, und dann ist alles wieder gut. Nicht wahr, Hänschen?‘ Darauf hing sich der Kleine an ihr Kleid und sah zu der Mutter auf und dann auf den Bruder und dann wieder auf die Mutter und sagte: ‚Post und Reise will ich nicht

wieder spielen.' Und die Mutter drückte ihn an sich, ganz vorsichtig, daß sie ihm nicht wehe tat, und sagte: ‚Nein, nein, er wird etwas anderes mit dir spielen. Ihr habt ja noch eine Menge anderer Spiele. Aber jetzt gebt euch die Hände, gebt Euch die Hände.'

„Aber da sah es so aus, als wenn der Kleine sich fürchtete, und es zuckte ihm durch den Leib, wie es immer geschah, wenn der Vater zu ihm sprach, vor dem er sich auch immer fürchtete. Darum nahm die Mutter seine kleine Hand in ihre Hand und winkte den Bruder heran und sagte: ‚Komm her und gib Hänschen die Hand und sag' ihm, du wirst ihm nie wieder weh tun.' Und unter Stocken und Schluchzen nahm der die Hand des Brüderchens und sprach nach, wie die Mutter ihn geheißen.

„Alsdann so setzte sie sich wieder auf die Bank, auf der sie vorhin gesessen hatte; den Schnudri nahm sie auf ihren Schoß, und den anderen winkte sie heran, daß er sich zu ihr setzen sollte, an ihre andere Seite. Mit dem rechten Arme hielt sie den Kleinen an sich, den linken hatte sie um den anderen geschlungen, und so saßen die dreie, und keines sprach ein Wort, so daß eine tiefe Stille entstand. Und weil es schon Nachmittag gewesen war, als das alles geschah, und im Flur noch kein Licht angezündet war, so wurde es immer dunkler. Und wie die Mutter so zwischen den beiden Brüdern, ihren Kindern saß, mit dem Kopfe zurückgelehnt an die Wand, immer vor sich hin denkend — wer weiß es, was sie da alles gedacht haben mag —, da schimmerte ihr Gesicht durch das Dunkel ganz weiß, fast schneeweiß, so daß es dem Jungen, indem er zu ihr aufblickte, so erschien, als säße da ein Engel zwischen ihnen, wie er sich immer vorgestellt hatte, daß die Engel aussehen müßten, schneeweiß von Kopf zu Füßen und im ganzen Gesicht. Und endlich, nach einer langen Zeit seufzte sie auf, und das klang, als wenn sie fortgewesen wäre, weit fort, und nun zurückkäme. Dann richtete sie den Kopf von der Wand auf, legte die rechte Hand auf den Kopf des Kleinen, die linke auf des andern Haupt und drückte sie zueinander, daß ihre Stirnen sich berührten, ganz leise, damit es dem Kleinen nicht weh tat, und auf die beiden Köpfe drückte sie die Lippen, so daß sie beide zugleich berührte, und dann sprach sie, mit einer Stimme, die ganz anders klang als gewöhnlich, so wunderbar, so tief: ‚Meine Kinder, meine Kinder, denkt daran, was der Herr Christus gesagt hat, der so gut war und ohne Neid — Menschen

müssen nicht neidisch sein aufeinander, alle Menschen müssen sich lieben. Aber Geschwister noch mehr als alle anderen, die müssen sich noch mehr lieben. Und wenn Geschwister sich nicht lieb haben, kommen sie in die Hölle.'

„So sagte sie. Und der Ton, mit dem sie das sagte, der war so wunderbar, so feierlich, daß mir in dem Augenblick war, als spräche Gott selber vom Himmel herab, so daß ich das Wort nie wieder vergessen konnte, sondern es behalten habe, sechzig Jahre lang, ein Leben lang. Und in den sechzig Jahren habe ich erfahren, daß es die Wahrheit gewesen ist, was sie damals sprach, die Wahrheit! die Wahrheit!

„Von da an gingen die beiden Brüder wieder miteinander spazieren, nebeneinander und Hand in Hand, so daß es aussah wie früher. Aber es war doch nicht mehr, wie es früher gewesen war. Denn obgleich keiner es dem anderen sagte, so war es doch so: sie fürchteten sich voreinander. Der Kleine — das merkte man ihm an und daran konnte man sehen, was für eine feine Seele in dem Kinde war — der Kleine zwar wollte den anderen vergessen machen, was geschehen war, und hing sich an seine Hand und bemühte sich beinah, Unterhaltung zu machen, wenn er den Bruder so stumm vor sich hingehen sah. Aber wenn der andere eine plötzliche Bewegung machte oder ein heftiges Wort sprach, dann zuckte er unwillkürlich zusammen, durch den ganzen Leib, wie er es früher nie getan hatte. Und das alles sah der andere, und er merkte daran, daß der Kleine sich zwang, und daß im Grunde seiner Seele das Mißtrauen saß. Und darum war es ihm, als ginge in dem kleinen Bruder sein böses Gewissen neben ihm her, und er getraute sich nicht mehr, die Spiele mit ihm zu spielen, die sie früher gespielt hatten, weil er immer dachte, daß das Brüderchen sich vor ihm fürchten würde. Und an das Erzählen, wie früher in der Kajüte, dachte er schon gar nicht mehr; denn auf seiner Seele lag es jetzt immer wie eine Zentnerlast, wie ein Alp.

„Und trotz alledem — wenn damals — denn die Seele eines Menschen, in der es so hergegangen ist, die ist ja wie ein umgestürzter Acker, wo es nur darauf ankommt, was hineingesät wird — wenn damals ein Säemann gekommen wäre, ein kluger, wahrhaft kluger, herzenskluger, und die Saat gestreut hätte, aus der das Heil für die Menschen aufgeht, einzig und allein, Vergebung, Vergebung, Vergebung, statt des tauben, toten Zeugs,

was so schöne Schulmeister-Namen hat, Zucht und Ordnung, heilsame Strenge, und wie es heißt — es hätte damals — auch damals noch, alles — aber —

„Und die Gelegenheit war eigentlich so günstig.

„Denn dieses alles, was ich da gesagt habe, hatte sich im Winter zugetragen, nicht allzu lange vor Weihnachten. Und jetzt rückte die Weihnachtszeit heran. Weihnachten aber, das ist eine so wunderbare Zeit. Da werden die Menschen ein paar Tage lang besser. Kinder, die krank gewesen sind, werden gesund, und Kinder, die nicht mehr kindlich gefühlt haben, lernen wieder fühlen, daß sie schließlich doch alles nur durch die Eltern haben. Denn in der Zeit werden ihnen die Eltern heilig, weil sie mit dem Weihnachtsmann sich unterhalten, der doch eigentlich niemand anders ist als der liebe Gott.

„Und so, als der heilige Abend heranrückte, ging es auch den beiden Kindern, den verstörten. Die Erwartung und die Freude ging in ihren Herzen auf, wie ein Licht; erst nur leise, dann aber immer heller, zuletzt wie ein brennender Lichterbaum, der da drinnen angezündet war, lange vor dem wirklichen. Und vor dem Freudenlichte ging aller Schatten, alles Dunkle aus ihren Seelen, das da hineingekommen war, und es war, als ob sie sich in dem hellen Lichte wieder fänden, daß der Ältere den Schnudri wieder erkannte, und der Schnudri den anderen.

„Statt hinauszulaufen ins Feld, gingen sie jetzt durch die Straßen der Stadt spazieren. In den Straßen war es ja jetzt viel schöner, als da draußen. Da waren die vielen Läden mit den herrlich erleuchteten Schaufenstern, und in den Schaufenstern all die wundervollen Sachen. Namentlich die Spielwarenläden. Vor denen blieben die beiden schier stundenlang stehen, und einer machte den anderen auf die einzelnen Herrlichkeiten aufmerksam. Und in ihren Köpfen machten sie sich förmlich ein Verzeichnis, so daß sie am nächsten Tage immer genau wußten, was alles neu hinzugekommen war.

„Da kam auch dem Älteren die Lust wieder, sich Geschichten auszudenken und sie dem kleinen Bruder zu erzählen. Wenn sie eine Eisenbahn im Schaufenster stehen sahen, setzte er sich mit dem Schnudri im Geiste hinein, und dann fuhren sie, fuhren immer durch ungeheuer lange Tunnels, wo es pechrabenschwarze Nacht drin war, so daß den Kleinen das Gruseln ankam und er sich an den Bruder drückte. Oder durch alle Hauptstädte der

Welt. Und wenn sie nach Paris kamen, fuhren sie gleich bei einem ‚ganz berühmten‘ Hotel vor, wo sie sich ein Mittagessen von mindestens zwanzig Gerichten auftischen ließen. Und wenn sie alsdann nach Haus gingen, sagte der Schnudri: ‚Jetzt sieh nur, was ich für einen dicken Bauch gekriegt habe; so kolossal haben wir in Paris in dem berühmten Hotel zu Mittag gegessen.‘ Dabei zeigte er auf seinen Leib, und der kleine Leib war so mager, so mager — denn obschon der Kleine jetzt wieder ganz vergnügt geworden war, wollte es doch körperlich gar nicht wieder mit ihm werden, aber auch gar nicht.

„Und eines Tages, als sie wieder an den Spielwarenladen kamen und vor das Schaufenster traten, taten beide zu gleicher Zeit einen Schrei, ja geradezu einen Schrei, obschon sie sich gleich darauf Mühe gaben, ihre Aufregung zu unterdrücken; so ungeheuer war die Wirkung von dem gewesen, was sie da im Schaufenster angekommen sahen: das war nämlich eine Kürassieruniform, Küraß, Helm und Säbel, und sogar noch eine Trompete dazu. Wie das so vor ihnen hing und flimmerte und blitzte, da wurden beide ganz lautlos und standen, und standen, und endlich, wie betäubt, gingen sie nach Haus.

„Zu Hause aber — wie das die Art des Kleinen war — lief der Kleine gleich wieder mit ausgebreiteten Armen auf die Mutter zu: ‚Mama! — Mama!‘ — Und dann kletterte er ihr auf den Schoß und erzählte ihr ins Ohr, was sie da gesehen hatten von der Kürassieruniform. Und dabei zitterte er vor Aufregung am ganzen Leibe, so daß die Mutter ihn wieder an sich drücken mußte und ‚rege dich nicht so auf, Hänschen,‘ sagte, — ‚rege dich nicht so auf.‘

„Am nächsten Nachmittage aber gingen die Eltern zusammen in die Stadt. Und da zog der Kleine den anderen in die Ecke der Stube und flüsterte ihm zu: ‚Paß auf, was ich dir sage, sie gehen und kaufen den Kürassiergeneral!‘ Denn daß die Uniform nur für einen General sein könnte, das stand für den Kleinen fest.

„Und von dem Augenblick an wurde die Kürassieruniform gradezu der einzige Gedanke in den Köpfen der beiden, so daß sie sogar des Nachts davon träumten. Der Ältere aber faßte den Plan zu einem großartigen Spiele, und als er es dem Schnudri erzählte, wurde der ganz Feuer und Flamme.

„Mit einigen von ihren Schulkameraden — natürlich sollten

das nur ihre besten Freunde sein, und sie wurden auch gleich namentlich alle festgestellt — wollten sie sich am ersten oder zweiten Feiertag, je nachdem das Wetter sein würde, zusammentun zu einem Spiel ‚Pascher und Grenzsoldat'. Sobald der Kleine das gehört hatte, fing er vor Entzücken an, auf einem Beine herumzutanzen. ‚Famos! Und du bist der General von den Grenzsoldaten.'

„Das hatte sich der andere im stillen auch schon so gedacht; denn die Kürassieruniform war ja, wie es schien, nur einmal vorhanden, also konnte nur einer von ihnen beiden sie bekommen. Aber der Schnudri war doch eigentlich zu schwach dafür und zu klein, während er sich im Geiste schon sah, wie er mit geschwungenem Säbel durchs Feld galoppierte und seine Soldaten gegen die Pascher anführte. Und dem Schnudri leuchtete das auch gleich so ein, daß ihm gar kein anderer Gedanke kam, zumal doch der andere es wieder gewesen war, von dem der Gedanke zu dem famosen Spiele ausging. Darum war das einzige, was er sagte, nur, daß er fragte: ‚Bei welcher Partei soll ich denn aber sein? Pascher oder Grenzsoldat?' Worauf der andere erwiderte: ‚Natürlich bist du auch Grenzsoldat, und ich gebe dir die Trompete, und dann bist du der Trompeter von den Grenzsoldaten und galoppierst immer neben dem General.' Und wie der Kleine das hörte, wurde er ganz taumelig vor Freude, und galoppierte durch das Zimmer, legte die hohle Hand an den Mund und machte ‚tütü! tütü!', als wäre es schon die Trompete. Und obschon die Trompete doch eigentlich nur etwas Jämmerliches war im Vergleich zu der ganzen herrlichen Kürassieruniform, die der andere bekommen sollte, war der kleine Junge doch ganz zufrieden damit, und es schien ihm bloß ganz natürlich, daß der andere die ganze Herrlichkeit bekam, und es war kein Hintergedanke in ihm, keine Bitterkeit, sondern in dem kleinen Leibe war ein Gemüt, größer, als das manches Erwachsenen, in dem armen, kranken Körper eine Seele, so schön, so gesund, so rein, und ohne die Krankheit, an der die Menschen kranken, ohne Neid. Ohne Neid! Ohne Neid!

„Und so rückte nun der heilige Abend immer näher, und es waren bis zu ihm nur noch wenige Tage, und täglich standen die beiden vor dem Kalender und zählten, wieviel Tage noch dazwischen waren. Und der Ältere sagte zu dem Schnudri: ‚Siehst du,' sagte er, ‚das sind jetzt die kürzesten Tage vom

ganzen Jahr. Weißt du, warum sie so kurz sind? Weil sie wissen, daß sie eigentlich ganz überflüssig sind und dem heiligen Abend bloß den Weg vertreten. Darum machen sie, daß sie so schnell aus der Welt kommen als nur möglich.‘ Und wie der Schnudri an den Späßen des anderen immer ein großes Vergnügen empfand, so auch an diesem. Darum lief er schnurstracks wieder zu der Mutter und wollte sich ausschütten vor Lachen: ‚Mama, jetzt gib mal acht, weißt du, wer ich bin? Einer von den kürzesten Tagen. Siehst du, die sind so kurz — ‚guten Morgen‘ sagen sie und dann gleich darauf ‚gute Nacht.‘ Und damit machte er der Mutter eine Verbeugung und gleich darauf noch eine und lief davon. Aber es war merkwürdig — die Mutter, die sonst immer so froh dreinschaute, wenn sie ihr Kerlchen vergnügt sah, blieb heute ganz ernst, beinah traurig. Ja, es sah beinah aus, als ob sie verweinte Augen hätte, so daß ich immer bei mir denken mußte, sie hätte da still in ihrem Zimmer über ihrer Arbeit gesessen und vor sich hin geweint. Worüber denn nur? Und dann fiel es mir ein, daß heute morgen, bevor der Vater auf das Gericht ging, da hatte ich Vater und Mutter so laut miteinander sprechen hören, beinah heftig, als wenn sie sich zankten. Als die Tür aufging, und der Vater heraustrat, hatte ich noch die letzten Worte der Mutter gehört: ‚Doch nur jetzt nicht! Nur jetzt nicht!‘ Aber der Vater hatte sich nicht mehr umgesehen, sondern mit dem Hut auf dem Kopf war er davongegangen, zum Hause hinaus, den Kopf so gesenkt und die Augen in die Erde gebohrt, was immer ein Zeichen war, daß irgend etwas wieder ‚abgeschmackt‘ in der Welt war, daß es in dem Bergwerke da drinnen brannte, brannte, brannte. Und ich weiß nicht — aber von dem Augenblick an legte es sich dem Jungen auf das Herz — wie ein Vorgefühl, eine Ahnung, wie etwas Schweres, das ihm das Herz erdrückte, so daß er sich gar nicht mehr freuen konnte, wie er sich bisher gefreut hatte.

„Dann endlich, wie nun der Tag gekommen war, an dem abends beschert werden sollte, weil da die Kinder in das Zimmer nicht hineindurften, wo aufgebaut wurde, drückten sich die beiden im Hause herum; der Kleine immer am Schlüsselloch, um in die Weihnachtsstube hineinzugucken, der andere aber still in irgendeiner Ecke. Darauf, als die Mutter aus dem Zimmer heraustrat, und als sie merkte, daß der Schnudri durch das Schlüsselloch geguckt

hatte, drohte sie ihm mit dem Finger und lächelte. Aber es war ein so schwaches Lächeln, gar kein recht freudiges, sondern als ob traurige Gedanken dahinterständen. Und wie sie den anderen so dahinten stehen sah, in der Ecke, blieb sie stehen, als überlegte sie etwas, und dann ging sie zu ihm, legte den Arm um ihn und ging mit ihm hinaus, in ein anderes Zimmer, wo sie mit ihm allein war. Da ging sie mit ihm auf und ab, sagte erst gar nichts, und endlich fing sie an, und man hörte, wie schwer es ihr wurde.

„‚Heut ist nun Weihnachten,‘ sagte sie, ‚und das, was ich Euch neulich gesagt habe, als ich mit Euch auf der Bank saß, nicht wahr, das hast du behalten? Daran wirst du denken? Nicht wahr? Und mein lieber Junge sein? Daß Menschen nicht neidisch sein sollen aufeinander? Und Hänschen ist noch so schwach; ein krankes, kleines Kind. Und so einem armen, kranken Kinde dem tut man doch gern etwas besonders Gutes an. Und das begreifen die anderen. Nicht wahr?‘ Dann schwieg sie. Und es war, als wenn sie eigentlich noch mehr hätte sagen wollen, als ob sie aber nicht recht gewußt hätte, ob sie es sagen sollte. Beinah als wenn sie sich davor fürchtete. Und weil der Junge auch nicht wußte, was er erwidern sollte, so gingen sie noch eine Weile stumm miteinander auf und ab. Und dann blieb sie stehen, nahm seinen Kopf zwischen beide Hände und küßte ihn auf den Kopf. Ganz schwer drückte sie die Lippen darauf, und es war ein so langer, langer Kuß — beinah, wie wenn man jemand küßt, den man vor einer schweren Gefahr weiß, oder von dem man Abschied nimmt. Ja — wie wenn sie Abschied nähme — so war es. Denn während ihm sonst immer zumute war, als küßte ihn das Leben selbst, wenn die Mutter ihn küßte, ging es heute wie ein kalter Strom von ihren Lippen durch ihn hin, vom Kopf bis zu den Füßen.

„Und nun endlich, als es dunkel geworden war, kam die Mutter und kleidete die beiden zur Bescherung an, in ihre Sonntagssachen. Der Vater war im Zimmer geblieben, und aus dem Zimmer erscholl jetzt eine Klingel, was soviel heißen wollte als: ‚Jetzt könnt Ihr kommen.‘ Und die Klingel, die tönte so kurz, so grell und gar nicht wie eine freundliche Einladung, sondern wie ein Befehl. Darauf nahm die Mutter die beiden an der Hand, und so mit ihnen ging sie hinein.

„Als wir eintraten, war das ganze Zimmer ein Meer von

Glanz. Alle Lichter brannten. Aber vor dem strahlenden Baume stand es wie ein Schatten; das war der Vater in seinem langen, schwarzen Gehrock. Er war ja von Natur lang und groß, heute aber sah es aus, als wäre er noch länger gewesen als gewöhnlich. Die Mutter ließ die Hände ihrer Jungen los und ging auf die andere Seite des Zimmers hinüber, die beiden aber blieben auf der Schwelle, weil sie sahen, daß der Vater zwischen ihnen und dem Baume stehen blieb. Er wollte ihnen zuvor noch einige Worte sagen, und das tat er denn auch. ‚Bevor Ihr an Eure Tische tretet,‘ sagte er, ‚wünsche ich, daß Ihr Euch überlegt, was Weihnachten bedeutet. Weihnachten bedeutet das Ende eines Jahres, und wenn ein Jahr zu Ende geht, sollte sich ein jeder Rechenschaft geben, wie er sich im Laufe des Jahres verhalten hat, ob er Anlaß zur Zufriedenheit gegeben hat oder zur Unzufriedenheit. Und ob das erstere oder das letztere der Fall gewesen ist, das wird ein jeder an dem erkennen, was er am Weihnachtsabend geschenkt bekommt. Und danach möge dann ein jeder sich für das nächste Jahr einrichten und ernste, feste Entschlüsse fassen, damit, wenn im abgelaufenen Jahre nicht alles so gewesen ist, wie es hätte sein sollen, dieses im nächsten Jahre anders und besser wird.‘ Und während er beim Beginn seiner Ansprache die beiden angesehen hatte, als spräche er zu beiden gemeinsam, richtete er die letzten Worte ganz ausschließlich an den Älteren, an den Großen. Und unter seinen Worten stand der Junge mit gesenktem Haupt; die Worte gingen über ihn hin wie ein eisiger Strom, und trotz der Wärme, die von dem brennenden Baume kam, fing er an zu zittern, wie im Frost. Denn hinter all dem Licht und dem Glanz stieg ihm die Erinnerung wieder auf an all die schrecklichen Dinge, die da gewesen waren, die da untergetaucht waren unter der Erwartung, der Freude, und die nun wiederkamen, wie etwas, was immer dasein würde, vor dem es kein Entrinnen gab.

„‚Und nun kommt heran,‘ sagte der Vater, und damit trat er auf die Seite.

„Im Augenblick aber, als er zur Seite trat und die Aussicht auf den Baum frei machte, kam ein Jubelgeschrei, als ob das ganze Zimmer bersten sollte. Von dem Schnudri kam das her, und es war gradezu merkwürdig, daß der Kleine so viel Kraft in der Lunge hatte, um solch einen Laut von sich zu geben. Unter dem Weihnachtsbaume flimmerte, funkelte und blitzte es;

das war der Kürassiergeneral, Küraß, Helm und Säbel; auch die Trompete fehlte nicht, und das alles lag auf dem Kleinen seinem Tische. Solch ein Entzücken nun wie damals an dem kleinen Jungen habe ich mein ganzes Leben lang bei keinem Menschen gesehen. ‚Der Kürassiergeneral,‘ schrie er, ‚der Kürassiergeneral!‘ Dann galoppierte er rund um die Stube, flog auf den Vater zu und kletterte an dem hinauf, lief auf die Mutter zu, sprang ihr auf den Schoß nnd küßte sie, wie nicht gescheit. Und von der Mutter zu dem Bruder, den er mit seiner Umarmung anlief, als wenn er ihn umreißen wollte. Er hatte eben gar nicht an die Möglichkeit gedacht, daß er die Uniform bekommen könnte, darum war seine Überraschung so ungeheuer groß; der andere würde sie bekommen, so hatte er gedacht. Und der andere hatte sie nicht bekommen. Auf dessen Tisch lagen ein paar Bücher, die er für die Schule brauchte; auch eine Reisebeschreibung, eine vernünftige, in der vom Einhorne nichts stand, dann noch einige nützliche Gegenstände — und weiter nichts. Von Spielsachen nichts.

„Und vor dem Tische stand er nun, und das weiße Tischtuch, das von den paar Büchern kaum zugedeckt wurde, sah ihn an wie ein blasses, weißes, leeres Gesicht, in dem nur eins zu lesen war: Vorwurf, Vorwurf. Er konnte sich kaum entschließen, eins der Bücher zu berühren. Endlich tat er es doch, weil er den Blick des Vaters auf sich gerichtet sah, weil er sich fürchtete und sich schämte. Denn die schreckliche Scham von damals war wieder in ihm; das rauchige Feuer, das alles dunkel in ihm machte, dunkel. Und unterdessen sah er, wie der kleine Bruder schier närrisch vor Freude herumtanzte. Und da kam ihm ein ganz sonderbares Gefühl, — als gehörte er gar nicht mehr mit dem kleinen Bruder zusammen, als wären sie gar nicht Brüder mehr, als wäre der Kleine das Kind seiner Eltern, er aber nicht mehr, sondern als wäre er ganz fern von dem allen hier, ganz wo anders, ganz da draußen, ganz allein. All diese Gedanken, all diese Vorstellungen, das ging ihm durch den Kopf, als wenn schwarze Flügel ihm um die Ohren schlügen. Darum fühlte er zunächst kaum einen Kummer, überhaupt nichts Bestimmtes, sondern nur eine dumpfe Betäubung.

„Und wie er so stand und gar nicht wußte, was er mit sich anfangen sollte, fühlte er, wie sich von hinten zwei Arme um ihn legten, das waren die Arme der Mutter, und wie sich ein

Gesicht an sein Gesicht schob, das war wieder die Mutter, und sie flüsterte ihm ins Ohr, so leise, als ob niemand außer ihm es hören sollte: ‚Du bist mein lieber Junge — das weißt du — nicht wahr?‘ Aber er regte kein Glied, er konnte nicht, denn zum erstenmal im Leben war ihm auch die Mutter fremd geworden, und nichts war in ihm als eine Angst und ein kaltes Grausen. Darum, als die Mutter ihm weiter sagte: ‚Komm mit mir, der Vater erwartet, daß du dich bedankst,‘ setzte er keinen Widerstand entgegen, sondern ließ sich führen, ganz willenlos, ganz mechanisch — ja — mechanisch — denn heute noch fühle ich, wie das war, als er die paar Schritte da hinüberging zu dem langen, schwarzen Mann in dem langen schwarzen Rock. Wie wenn einem die Füße eingeschlafen sind, so daß man sie gar nicht fühlt, sondern immer denkt, sie müßten unter einem abbrechen wie Stücke Holz, so war das.

„Der Vater hatte sich in den Armstuhl gesetzt und die Zeitung vorgenommen. Als nun die Mutter mit dem Jungen zu ihm herantrat, ließ er die Augen nicht von der Zeitung, drehte sich auch nicht herum, sondern sagte nur: ‚Nun?‘ Darauf sagte die Mutter für mich: ‚Er will sich bedanken.‘ Der Vater las in seiner Zeitung weiter und zuckte mit den Achseln, und das sah so aus, als wollte er sagen: ‚Das glaube ein anderer.‘ Alsdann, nach einiger Zeit ließ er die Zeitung sinken, wandte sich herum und sagte: ‚Daß du im Rechnen kein Held bist, brauche ich dir wohl nicht erst zu sagen. Trotzdem, was ein Defizit ist, das wirst du doch wohl wissen? Und dann wird es dir auch klar sein, daß dieses Jahr mit einem gehörigen Defizit abschließt. Laß dir das jetzt zu einer heilsamen Lehre dienen für das kommende Jahr und sorge dafür, daß das nächste Jahr besser abschließt.‘ Und nachdem er das gesagt hatte, nahm er seine Zeitung wieder auf und fing an, weiter zu lesen. Der Junge aber, als er hörte, daß der Vater nicht weiter sprach, richtete das Haupt auf, das er bis dahin gesenkt gehabt hatte, und als er sah, daß der Vater ihn nicht mehr ansah, sah er ihn von der Seite an, und da war es ihm, als ob es nie auf Erden ein menschliches Wesen geben würde, vor dem er solches Entsetzen empfände wie vor dem Manne, der da saß, und der sein Vater war. Darum, ganz still ging er in eine Ecke, hinter dem Baume, und setzte sich dort hin und sah auf den Lichterbaum und in der Stube umher und auf die Menschen da vorn, und

es kam ihm vor, als wäre das eine ganz andere Stube als früher, als wären das Menschen, die er gar nicht kannte, und als wäre das alles, was er erlebte, ein gräßlicher, gräßlicher Traum.

„Von seiner Ecke aus sah er dann, wie die Eltern dem Schnudri den Küraß anlegten, den Säbel umschnallten und den Helm aufsetzten. Aber der Körper des kleinen Jungen war viel zu mager und dürftig für die Sachen, so daß sie ihm alle nicht paßten. Der Helm rutschte ihm beinahe über das kleine Gesicht, der Küraß und das Säbelkoppel waren zu weit; die Sachen waren eben auf einen größeren Jungen berechnet. Und als er sah, daß der Kleine ein betrübtes Gesicht machte, freute er sich. Den Kummer des kleinen Bruders zu sehen, das war an dem heiligen Abend seine Weihnachtsfreude.

„Aber die Mutter wußte der Sache abzuhelfen. Sie holte rasch ein paar alte Zeitungen herbei, stopfte davon einen Ballen in den Helm, ein paar Ballen unter den Küraß, dann holte sie einen Hammer und einen runden Nagel und schlug damit noch ein paar Löcher in den Riemen des Säbelkoppels und als nun die Sachen dem Schnudri wieder anprobiert wurden, saß alles wie angegossen, und der kleine Kerl stand mitten im Zimmer und strahlte vor Wonne und Vergnügen, daß sein Gesicht fast noch heller glänzte als der Küraß, in dem die Lichter spiegelten. Und wie er da stand — unterm Weihnachtsbaum — so froh, so glücklich, ohne eine Ahnung, daß jemand es ihm mißgönnen könnte, weil er selbst von Neid nichts wußte, so sehe ich ihn stehen, immer noch, heute noch, nach sechzig Jahren noch, den Kleinen, das Brüderchen, dem er seine Freude nicht gönnte, — seine unschuldige Freude, die auch seine letzte sein sollte — in seinem armen, kleinen unschuldigen Leben — der andere — die Kanaille, der Satan, der Hund!

„Und bis dahin war der Kleine so von der eigenen Freude erfüllt gewesen, daß er noch an gar nichts anderes hatte denken können. Erst nachdem er sich ein wenig beruhigt hatte, fiel ihm der Bruder wieder ein, und er ging an dessen Tisch, um zu sehen, was der Schönes bekommen hatte. Und als er vor dem Tische stand und sah, wie traurig der aussah, wurde er ganz still, und sein Gesicht wieder ganz alt, und über den Tisch hin blickte er in die Ecke, hinter dem Baume, wo er den anderen sitzen sah. Da wurde er ganz ratlos; das konnte man an seinem Gesichte wahrnehmen. Es fiel ihm ein, was zwischen ihm und

dem Bruder verabredet worden war, daß sie mit den Schulkameraden ‚Pascher und Grenzer‘ spielen wollten, und daß der andere der General hatte sein sollen — und nun war es so gekommen, und das alles war doch nicht mehr möglich.

„Was sollte denn nun werden? Er wußte sich keinen Rat. Er grämte sich für den Bruder — das sah man ihm an. Daneben aber konnte er doch die Freude nicht unterdrücken, daß er die Uniform bekommen hatte — das sah man ihm auch an. Und plötzlich, weil er den Drang fühlte, irgend etwas zu tun, trat er hinter den Baum, zu dem Bruder, und ohne ein Wort zu sagen, bot er ihm die Trompete hin, die er in Händen trug. Die wollte er ihm schenken; so hatte er doch etwas. Und nun war das ja von dem Kleinen so gut gemeint, wie nur möglich, aber es kam zur unrechten Zeit. Denn dem Anderen, der auch daran gedacht hatte, wie er als General den Kleinen zu seinem Trompeter hatte machen wollen, und der schon zu den Schulkameraden geprahlt hatte, wie er morgen als Kürassiergeneral erscheinen würde, kam es vor wie eine furchtbare Beschimpfung, daß er nun vorlieb nehmen sollte mit dem elenden Ding da, der Trompete. Wie ein Almosen erschien es ihm, das der Kleine, der alles bekommen hatte, ihm hinwarf, wie einem Bettler. Darum, als der kleine Bruder ihm die Trompete hinhielt, riß er sie ihm aus der Hand, — wie ein böser Affe riß er sie ihm aus der Hand. In seinem Herzen war eine Wut, ein Haß und ein Neid — mit den beiden Händen packte er die Trompete, um sie zu zerbrechen, und weil er sie nicht zerbrechen konnte, verbog er sie, so daß sie einen Knick bekam und nicht mehr zu gebrauchen war. Das alles geschah ganz lautlos, so daß die Eltern nichts davon hörten und sahen. Nur der kleine Bruder sah es, und der wurde leichenblaß, als er es sah, und wollte aufschreien. In dem Augenblick aber kam dem anderen das Bewußtsein, was er getan hatte, und die erbärmliche Angst vor dem Manne im langen, schwarzen Rock, und unwillkürlich sah er hinüber, wo der saß, ob der auch nichts gesehen hätte. Und als der kleine Bruder den Blick gewahrte, schluckte er den Schrei hinunter, den er hatte tun wollen. — Solch ein Kind war das! Solch eine Seele war in dem kleinen Kind! Schluckte den Schrei hinunter, schluckte alles hinunter, Schreck, Kummer, Jammer und blieb ganz still, ganz lautlos, und nahm die verbogene Trompete rasch wieder an sich und stopfte sie irgendwohin, versteckte sie, daß niemand

sie finden, niemand sehen sollte, was der andere getan hatte, niemand den Bruder strafen sollte! Nur sprechen konnte er an dem Abend mit dem Bruder nicht mehr, kein Wort, kein Wort. Mit dem Bruder nicht mehr, und überhaupt mit niemand mehr, sondern er wurde ganz still; lachte nicht mehr und freute sich nicht mehr, und so blaß, wie er in dem Augenblick geworden war, als der andere ihm die Trompete verbog, so blieb er den ganzen Abend. Nur von Zeit zu Zeit sah er nach der Ecke hin, wo der Bruder war, und immer, wenn er es tat, war eine Angst in seinen Augen, eine Angst —

„Und, wie gesagt, das blieb den ganzen Abend so, ja, es wurde eigentlich immer schlimmer. Wie ein armes, kleines Tier, das den Raubvogel über seinem Kopfe sieht, oder irgend etwas Schreckliches wittert, das nach ihm blinzelt, so war es mit dem Kinde, so daß er am ganzen Leibe zitterte, als die Mutter ihm sagte: ‚Jetzt, Hänschen, denk' ich, gehen wir zu Bett!‘ Und als sie ihm den Helm abnahm und den Küraß und den Säbel, fing er plötzlich an, lautlos zu weinen. Lautlos, wie solche kranke Kinder weinen. Und als die Mutter ihn an sich drückte und fragte: ‚Warum weinst du denn, Hänschen?‘ sagte er: ‚Aber morgen gehört sie mir doch wieder?‘ Darauf lächelte die Mutter, und als sie fühlte, wie er zitterte, setzte sie sich und nahm ihn auf den Schoß: ‚Wem soll sie denn sonst gehören? Freilich doch gehört sie dir. Meinst du denn, es wird jemand kommen, sie dir wegnehmen?‘ Und so etwas Ähnliches war es gewiß, was er meinte; aber er sagte es nicht, sondern drückte seinen kleinen Kopf an die Mutter, und allmählich hörte er auf, zu weinen.

„In der Nacht aber — die Brüder schliefen nämlich in einem und demselben Zimmer, und für gewöhnlich schliefen sie ein, sobald sie sich hingelegt hatten — in dieser Nacht aber konnte der andere nicht einschlafen, weil ihn die bösen Gedanken wach hielten. Und wie er so wach dalag, merkte er, daß auch der Kleine nicht schlief, sondern es war, als wenn er immerfort lauerte und horchte. Als wenn er immerfort in Angst gewesen wäre, daß plötzlich etwas Schreckliches geschehen würde, daß jemand kommen und ihm seine Uniform wegnehmen würde, so war es. Und als es ganz tief in der Nacht und im Hause alles ganz still war, da muß in dem Weihnachtszimmer irgendeine Tür aufgestanden und zugeklappt, oder irgend etwas gefallen sein, — es kam von dem Weihnachtszimmer ein Geräusch.

„Im Augenblick also, wie das Geräusch kam, war der Kleine in seinem Bette auf und aus dem Bette heraus, und so, wie er war, im Hemd und ohne Schuh und Strümpfe, lief er aus dem Schlafzimmer hinaus, auf den dunklen, kalten Flur hinaus und in das Weihnachtszimmer hinüber. Gleich darauf kam er dann wieder, und wie er ging, klipperte und klapperte etwas, und da war es der Helm, der Küraß, der Säbel, die ganze Kürassieruniform, die er mit sich schleppte und die er auf sein Bett legte und zu sich unter die Decke nahm, als wenn er gemeint hätte, daß er anders nicht sicher gewesen wäre und doch jemand kommen und sie ihm fortnehmen würde.

„Und dieses alles machte er so leise, als er nur konnte. Kaum einen Laut gab er von sich. Nur als er wieder in sein Bette kroch, konnte man hören, wie es ihn schauderte und fror, daß ihm die Zähne im Munde klapperten. Und dieses alles hörte der andere, und weil das Laternenlicht von der Straße ins Zimmer schien, konnte er es auch sehen. Und auch er gab keinen Laut von sich. Unter seiner Decke lag er zusammengeringelt wie ein böses Tier, und alles, was er dachte, war nur, daß es kindisch war, was der Kleine tat, kindisch und lächerlich. Und wenn er voraus hätte sehen können in die Zukunft, so würde er gewußt haben, daß einmal eine Zeit kommen würde, wo er sein halbes Leben dafür hingegeben hätte, wenn er in der Nacht aufgestanden wäre und dem kleinen Bruder gesagt hätte: ‚Fürchte dich nicht! Ich will dir deine Sachen nicht nehmen. Und wenn du dich vor mir nicht zu fürchten brauchst, brauchst du es vor keinem anderen. Denn alle anderen gönnen dir ja deine Freude.‘ Aber er kam nicht und sagte nichts, sondern in seinem Herzen war nur der giftige Neid, als er sah, wie der Kleine das alles zu sich ins Bett nahm, wonach er verlangt hatte, weil es dem Kleinen gehörte und nicht ihm, dem anderen.

„Darauf nun, am nächsten Tage, was der erste Weihnachtsfeiertag war, kamen die Schulkameraden, mit denen sie sich verabredet hatten, daß sie zusammen ‚Pascher und Grenzer‘ spielen wollten. Der Schnudri hatte seine Kürassieruniform angelegt, denn es machte ihn doch ungeheuer stolz, sich so zeigen zu können. Für den anderen aber, als er sah, wie die Jungen sich erstaunten, als sie den Kleinen mit der Uniform sahen und nicht ihn, für den war das ein fürchterlicher Augenblick. Sie fragten ihn ja nicht gradezu, aber er las es doch in ihren Augen: ‚Warum

hast denn du sie nicht gekriegt?‘ Erklären konnte er ja nichts; dazu hätte er Dinge erklären müssen, die er selbst kaum verstand. Darum, wie nun ein allgemeines, verlegenes Schweigen entstand, ging ihm wieder die Scham über den Leib, vom Kopf bis zu Füßen, daß er blutrot wurde. Ihm war, als wenn man ihn mit der Faust auf den Kopf geschlagen hätte, so daß er den Kopf gar nicht erheben konnte. Und so zogen sie ins Feld hinaus und waren alle ganz still.

„Als sie hinausgekommen waren, blieben sie alle stehen, als wenn sie sich beraten wollten, aber niemand wußte etwas zu sagen. Alle sahen auf die beiden Brüder, namentlich den Älteren, was der sagen würde, weil er es doch immer war, der bei den Spielen alles angab; aber weil der nichts sagte, sagte auch kein anderer etwas.

„Endlich fragte einer: ‚Aber, wer soll denn nun General sein?‘ Darauf zeigte der Ältere auf den Kleinen und sagte: ‚Na, wer? — Da steht er ja.‘ Das sagte er aber nicht in gutem Sinne, sondern aus Bosheit, weil es ihm wie ein Hohn vorkam, daß der Kleine der Anführer sein sollte, und weil er wußte, daß die anderen es auch so aufnehmen würden. Und so war es auch. Denn der Schnudri war ja beinah der kleinste und schwächste von allen. Darum erschien es den übrigen Jungen wie eine Beleidigung, daß er sie kommandieren sollte. Und außerdem erschien es ihnen überhaupt ungerecht, daß er solch eine schöne Uniform bekommen hatte. Denn unter den Jungen war es eine allgemeine Ansicht, daß der Kleine ein verzogenes Muttersöhnchen wäre, weil sie doch nicht wußten, daß er krank war. Oder, wenn sie es gewußt hätten, würden sie vermutlich doch keine Rücksicht darauf genommen haben. Denn darin sind ja solche Jungen wie die Tiere in einer Herde; wird ein Stück krank, so gehört es nicht mehr zu ihnen. Aber Rücksicht darauf nehmen — das gibt es nicht.

„Darum, als der andere gesagt hatte: ‚Da steht er ja‘, wurde ein allgemeines Gemurmel unter den Jungen, und der eine, der vorhin gefragt hatte, sagte: ‚Na, das wäre mir auch ein schöner General.‘ Und wie er das gesagt hatte, wurde aus dem Gemurre ein allgemeines Gejohle, und der Kleine stand ganz verdonnert mitten unter den anderen, weil er merkte, daß sie alle gegen ihn waren, und weil er doch auch fühlte, daß er zu schwach war, um sie anzuführen. Und wie er so dastand

und den Kopf hängen ließ, trat einer auf ihn zu und sagte: ‚Weißt du, was du tun solltest? Deine Uniform solltest du ausziehen, und sie deinem Bruder geben; denn für den paßt sie doch viel besser als wie für dich.‘ Darauf stimmten alle die übrigen mit ‚ja! ja!‘ dem bei. Der Kleine aber verzog das Gesicht, als wenn er zu weinen anfangen wollte, und drückte die Hände über der Brust zusammen, wie um seinen Küraß fest zu halten, weil er doch um alle Welt die schöne Uniform nicht hergeben wollte. Der andere aber, wie er gehört hatte, was für ein Vorschlag gemacht worden war, und daß der Schnudri die Uniform hergeben sollte für ihn — mit einemmal kam ihm ein Gedanke, und er sagte: ‚Jetzt will ich Euch sagen, was wir spielen wollen: Rebellion! Der Hans also ist der General, und wir anderen sind die Soldaten. Und die Soldaten also machen Rebellion gegen den General. Und der General will ihnen entwischen, und die Soldaten verfolgen ihn. Und dazu kriegt er zwanzig Schritte Vorsprung. Und wenn er bis da oben auf den Berg raufkommt‘ — in der Mitte der Ebene war nämlich ein Hügel — ‚dann hat er gewonnen. Wenn er aber vorher eingeholt wird, dann haben die Soldaten gewonnen, und dann wird dem General seine Uniform weggenommen.‘

„Das war denn ein Vorschlag, der sofort zündete. ‚Ein famoses Spiel! Ein famoses Spiel!‘ Feuer und Flamme waren sie gleich alle miteinander. Aber Höllenfeuer war es, und von dem Teufel angezündet, der einstmals dem Kain zugeflüstert hatte: ‚Schlage deinen Bruder Abel tot.‘ Wenn er hinaufkam bis auf den Berg, dann sollte ihm seine Uniform gehören dürfen — jawohl — aber sie wußten, daß er nicht hinaufkommen würde, daß sie ihn vorher einholen und berauben und vergewaltigen würden, den armen, schwachen, kleinen Kerl.

„Ein Spiel nannten sie das, — und es war kein Spiel, sondern etwas Ernsthaftes, Furchtbares, Gräßliches, ein Stück Menschenniedertracht, die sich einen unschuldigen Mantel umhing, wie sie das immer tut, weil sie sich schämt und fürchtet vor dem Gottesauge dadrinnen in der Seele; Neid, höllischer, verdammter, verfluchter Neid, der sich Spiel nannte, während er in Wirklichkeit die Jungen, so, wie sie waren, in Wölfe verwandelte, in habgierige Bestien. Und daß so etwas vorging, daß er plötzlich umgeben und umringt war wie von Wölfen, das muß er gefühlt haben, der kleine Junge; das sah man seinem Gesicht an, wie

er umhersah, so kläglich, wie er nach seinem Bruder sah, seinem großen Bruder, ob ihm der nicht zu Hilfe kommen würde. Aber der — von dem ging ja die ganze Geschichte aus; und in dessen Seele war jetzt wahr und wahrhaftig der Teufel los, daß er nichts anderes mehr denken konnte, als daß die Uniform, nach der er sich so rasend gesehnt hatte, ihm nun für einige Zeit wenigstens doch gehören würde, doch!

„Darum sah man dem Kleinen an, wie ihm die Sache unheimlich wurde, und wie er dicht am Weinen war, und wie er am liebsten gar nicht mitgespielt hätte, sondern fortgegangen und weit davon gewesen wäre, weit davon. Aber das alles war nun nicht mehr möglich, und die Jungen würden ihn auch gar nicht davon gelassen haben. Sondern sie sagten ihm: ‚Hier, wo wir jetzt sind, bleibst du also stehen. Wir gehen jetzt zwanzig Schritt zurück. Dann wird gezählt eins — zwei — drei — und bei drei fängst du an zu laufen, nach dem Berge hin, und wir hinterher.‘ Und damit so ging der ganze Haufe von ihm fort, zurück, und indem sie gingen, zählten sie laut ihre Schritte, bis daß sie zwanzig gezählt hatten; und alsdann so machten sie wieder kehrt, und einer zählte ganz laut eins — zwei — drei. Und im Augenblick, als das ‚Drei‘ herauskam, fing die ganze Meute an zu laufen, zu laufen — und jeder schrie, so laut er schreien konnte: ‚Fangt den General! Fangt den General!‘ Und wenn in dem Augenblick ein Erwachsener vorübergegangen wäre und es mit angesehen hätte, dann, in der Art, wie die Erwachsenen über die Kinder denken, würde er wahrscheinlich gesagt haben: ‚Sieh einer, wie die munteren Jungen sich amüsieren,‘ — und nicht geahnt würde er haben, daß das, was er für ein Vergnügen hielt, in Wahrheit ein Wettlauf war um Leben und Tod. Ja! Um Leben und Tod! Denn wie er die Meute losbrechen sah, fing auch der Kleine zu laufen an, so schnell die kleinen Beine vermochten. Aber gleich bei den ersten Schritten muß er gefühlt haben, daß es eine verlorene Sache war, daß sie ihn einholen würden. Wie er das Geschrei hinter sich hörte, muß es ihm gewesen sein als käme eine Indianerhorde hinter ihm drein, die ihm die Kopfhaut abziehen würde, so daß ihn die Todesangst ergriff und die Verzweiflung. Darum gleich nach den ersten Schritten fing er an zu schreien, ganz gellend, ganz kreischend. Was es war, konnte man nicht verstehen, aber es klang, als wenn er ‚nein! nein! nein!‘ schrie. Sie sollten ihm

das nicht tun, sollten nicht so gegen ihn sein. Aber natürlich hörte keiner darauf, sondern die Hetzjagd ging weiter. Der Helm flog ihm vom Kopfe. Wie er zur Erde rollte, waren gleich drei, vier darüber her, aber der andere stieß sie alle fort; keiner außer ihm sollte den Helm haben und die Uniform. Er setzte sich den Helm auf; und dann mit einem ‚Hussa' weiter und wie ein wildes Tier hinter dem Kleinen her. Denn wie ein toller Hund, so war er geworden, der nichts mehr von allem weiß, was er früher gescheut und geliebt hat, sondern nach allem schnappt und beißt. Die Uniform! die Uniform! Das war das einzige, was er noch denken konnte und fühlen. Wie eine Fackel, die ihm der Teufel vor die Augen hielt, so war das. Und darauf, wie der Kleine die Schritte immer näher hinter sich hörte und das keuchende Laufen und die Stimmen, die schon ganz heiser geworden waren von dem ewigen Geschrei, blieb er plötzlich stehen, lief nicht weiter, blieb stehen, gab alles verloren, warf sich zur Erde, ganz platt, streckte beide Arme von sich und drückte das Gesicht in das feuchte, graue, kalte Wintergras. In dem Augenblick waren sie über ihn her, und allen voran der andere, der Bruder über den Bruder.

„Die Schnallen, mit denen der Küraß an den Schultern des Kleinen festgemacht war, schnallte er auf. Das Säbelkoppel, das der Kleine um den Leib hatte, schnallte er ihm ab. Alles rack — rack — rack. Alles mit ein paar Griffen. Alles so rasch, obschon ihm die Hände vor Leidenschaft flogen, wie ein Räuber, der jemanden überfallen hat und ausplündert. Und dann eben so rasch den Küraß an die eigenen Schultern, das Säbelkoppel um den eigenen Leib. Und dann den Säbel herausgerissen. Und ‚hurra' — jetzt war er der General! Und ‚hurra', jetzt hatten sie einen Anführer, wie es sich gehörte. Jetzt konnten sie spielen. Jetzt wollten sie spielen, ‚Pascher und Grenzsoldat', gehörig, so daß man sich am Kragen kriegte und raufte und prügelte; denn sie waren alle wild geworden, wild, wild. Zwar der Kleine lag noch immer an der Erde, die Arme ausgestreckt, das Gesicht ins Gras gedrückt, und schluchzte und wimmerte, daß der kleine Körper gegen den Erdboden stieß. Aber — ach was — das Muttersöhnchen! Es war ihm ja gar nichts geschehen. Er würde sich schon beruhigen und, wenn er sich ausgeheult, aufstehen und nachkommen. Alles war doch ein Spiel; und Spaß muß doch jeder verstehen. Darum

jetzt nur fort von hier und vorwärts, daß wir zum Spiel kommen! Fort — denn ob es den anderen so ging, wie ihm, daß sie eine Art Grauen fühlten, als sie den Kleinen nicht aufstehen sahen — ich weiß es nicht — aber wahrscheinlich war es so. Wahrscheinlich war es so, daß sie fühlten, sie hätten da etwas getan, was sie lieber nicht hätten tun sollen, nicht hätten tun sollen.

„Und so wurde denn nun losgespielt, so wild und toll und wütig wie nur möglich. Eine Stunde lang, und noch eine, und immer weiter. Und endlich kam dann eine Pause, und in der Pause ein Umhersehen, ein Hälserecken, ein Fragen von einem zum anderen — war denn der Kleine nicht nachgekommen? Nein — der Kleine war nicht nachgekommen. Also in einem Hui ging es nach der Stelle zurück, wo vorhin, — aber die Stelle war leer. Er war nicht mehr da — war fort — wo denn hin? Und darauf, als nach all dem Lärm und Geschrei eine Stille eintrat, eine ganz lautlose, allgemeine, kam einer damit heraus — er glaubte — er hätte gesehen, wie der Kleine ganz allein übers Feld gegangen wäre — nach der Stadt zu — nach Hause zu. — Und da mit einemmal — wie wenn jemand in einem wüsten Rausch gewesen ist und plötzlich zur Besinnung kommt — so ging es dem Betreffenden, so war ihm zu Mute. ‚Nach der Stadt zu wäre er gegangen?‘ — ‚Ja! — Als ob er eins getrunken gehabt hätte — ganz taumelig — und die Hände am Kopf.‘

„Wie ein eiskalter Strom ging es dem Jungen über den Leib und sauste und brauste ihm in den Ohren. Keinen Laut konnte er hervorbringen. Die Kehle war ihm wie zugeschnürt. Ohne ein Wort zu sprechen, knöpfte er sich den Küraß ab, und den Säbel ab, nahm den Helm vom Kopf. Nichts von Spiel mehr; das Spiel war ihm verleidet. Die Uniform, nach der er so wütend verlangt hatte, sie war ihm verleidet. Am liebsten hätte er sie von sich geworfen, fort. Aber das ging doch nicht; es war doch dem Kleinen sein Eigentum. Also mußte er sie dem Kleinen wiederbringen, nach Haus. Und indem er das dachte — nach Haus — war ihm, als wenn eine Hand in seiner Brust gewesen wäre, mit langen, eisernen Fingern, die sich um sein Herz legten und sein Herz zusammendrückten, langsam wie eine Schraube.

„Keiner von allen dachte mehr ans Spielen; keiner sprach ein Wort. Wie eine Herde von stummen Tieren zogen sie nach der Stadt zurück. Es war ein grauer, nebliger Wintertag. Kein Strahl von Sonne, auch keine Ahnung davon. Wie sie nun

in die Nähe der Stadt kamen und die Stadt vor ihnen lag und der graue Himmel über den Dächern, den Ziegeldächern, auf denen die roten Ziegel ganz rostbraun aussahen vor Alter, so daß alles ineinander verschwamm, so öde, so grau in grau — wie er das alles sah — da war es ihm — da überkam es ihn — als wenn da etwas Totes vor ihm läge — wie ein totes Gesicht, das er früher gekannt, das ihm zugenickt und gelächelt hatte, und das nun gestorben war und Augen auf ihn richtete, erloschene, in denen nie wieder Licht sein würde, nie wieder. Und nicht wie ein Gesicht nur — wie ein großer, stummer, toter Leib, so sah es aus, daß er denken mußte, so müßte es aussehen, wenn die Mutter vor einem läge, kalt, stumm und tot. So war ihm zumute; und so stark fühlte er das, so furchtbar, daß er nicht weiter gehen konnte, sondern stehen bleiben mußte. Und dabei schlugen der Küraß und der Helm und der Säbel, die er in den Händen trug, aneinander, und gaben einen leisen Klang, beinah wie eine ferne, ferne Glocke. Und da war es ihm, als wäre irgendwo, wo er sie nicht sehen konnte, eine Uhr, eine große Uhr, und als schlüge die Glocke in der Uhr mit einem Tone, wie er nie einen gehört, so tief, so dumpf, so schwer. Und heute, da sechzig Jahre um sind seit dem Augenblick, weiß ich, wo die Uhr war, die er damals nicht sehen konnte — in seiner Seele — und was die Uhr damals schlug: Schicksal, Schicksal, Schicksalsstunde!

„Eine solche Angst war in ihm, solch ein Grauen! daß er am liebsten gar nicht in die Stadt zurück und nach Hause gegangen wäre, sondern in die Welt, irgendwohin — vielleicht noch lieber in den See, in das kalte Wasser hinunter und den Tod. Ja — so war ihm, so war ihm zumute. Aber die Sachen des Kleinen, die ihm in den Händen wie Blei lagen, weil er sie dem Kleinen genommen hatte, geraubt, gestohlen, er mußte sie doch zurückbringen an den Kleinen. Darum mit den anderen ging er in die Stadt, und als sie in die Stadt gekommen waren, wandte er sich in der Richtung, wo das Haus der Eltern lag. Als er aber an die Straße kam und das Haus von ferne sah, packte ihn das Grausen wieder so, daß er nicht darauf zugehen konnte, sondern umkehrte und in eine Nebenstraße ging und aus der in eine andere und wieder in eine andere, immerfort, die ganze Stadt entlang, wie sinnlos, wie betäubt, wie ein verwildertes Tier, das vom Hofe gelaufen ist und sich nicht wieder

zurückgetraut. Essen und Trinken — Hunger und Durst — danach fragte er nicht, daran dachte er nicht, davon wußte er nichts. Erst als es dunkler und immer dunkler, zuletzt fast ganz dunkel wurde, und weil er doch nicht auf der Straße bleiben konnte in der Nacht, und weil er so müde geworden war, daß er kaum mehr gehen konnte, sondern beinah hingefallen wäre und liegen geblieben auf dem Pflaster, schlich er nach Hause, ganz langsam, leise, ganz leise. Und nun hatte er sich vorgestellt, wenn er in die Nähe von dem Hause käme, dann würde darin ein Lärmen und Toben sein, und bis auf die Straße hinaus würde er die Stimme hören, vor der er sich so fürchtete, die Stimme des Vaters, die mit dem Tone, den er kannte, mit dem schrecklichen Tone durch das ganze Haus donnerte: ‚Wo steckt der Bengel? Wo bleibt er?‘ Und als er nun an das Haus herankam, lag das Haus so dunkel, so still, und kein Laut war ringsherum zu hören, kein Laut. Eigentlich hätte ihm das ja lieb sein müssen — aber dennoch war es ihm nicht lieb, sondern — er wußte selbst kaum, was — unheimlich, unheimlich.

„Also klinkte er die Haustür auf, ganz vorsichtig, ganz leise, und dann auf den Fußspitzen, wie ein Verbrecher schlüpfte er hinein. Und im Hause war alles dunkel, und so, wie es draußen gewesen war, so war es drinnen, ganz still alles, daß man keinen Laut hörte, fast totenstill.

„Kein Mensch war zu sehen, nicht der Vater, nicht die Mutter und der Kleine erst recht nicht. Darum tappte er sich über den Flur nach dem Zimmer hin, wo er mit dem kleinen Bruder zusammen schlief; da wollte er hinein, ins Bett und sich verstecken. Im Augenblick aber, als er die Tür ergreifen wollte, kam ein Lichtschein, und den Gang herauf, der nach der Küche führte, kam jemand, und die da kam, das war die alte Köchin. Sie hatte ein Licht in der Hand, und weil sie gehört haben mochte, daß jemand da herumschlich, blieb sie stehen und hielt die Hand vor das Licht, damit sie erkennen konnte, wer es war — und wie sie dastand und das Licht ihre Stirn beleuchtete, die so alt und voll Runzeln und Falten war, das sehe ich heute noch, daß ich es malen könnte, so genau. Darauf, als sie erkannt hatte, wer es war, ließ sie die Hand herab und sagte — und auch das, wie sie sprach, höre ich heute noch ganz deutlich und genau — und sagte — kein Vorwurf war in dem Ton, wie sie sprach, nicht einmal ein Erstaunen, sondern nur

etwas so Schweres, als wenn sich die Worte aus ihrem Munde herausschleppten — und sagte: ‚Wo bist denn du gewesen? Weißt du denn nicht, was hier geschehen ist? Und daß Hänschen im Sterben liegt?‘

„So sagte sie, und als sie so gesagt hatte, war dem Jungen, als würde ihm ein Nagel, ein ganz langer Nagel vom Kopf herunter durch den ganzen Leib geschlagen und nagelte ihn am Fußboden fest. Und was man den kalten Schweiß nennt, damals in der Stunde habe ich das kennen gelernt.

„Darauf, wie ein Rasender wollte er auf und in die Stube der Eltern hinein, aber da faßte ihn die alte Köchin am Arm und sagte, und diesmal sprach sie ganz hastig, ganz flüsternd, ganz angstvoll: ‚Nein, nein, da darfst du nicht hinein, Vater und Mutter sind ja da bei ihm drin, und niemand darf hinein.‘ Und dann, wie der Junge am Türpfosten lehnte, selber so starr und steif wie ein Stück Holz, machte sie die Tür zu dem Zimmer auf, wo die Brüder schliefen und leuchtete hinein und sagte: ‚Geh du nur jetzt und leg' dich zu Bett, da ist nun nichts mehr zu machen.‘

„Und als sie so hineinleuchtete und er hineintrat in das Zimmer, da sah er, daß das Bett, in dem der Kleine sonst lag, nicht mehr da war, und an der Stelle, wo es gestanden hatte, war ein leerer Fleck. Und was damals in dem Zimmer war, das ist seitdem in seinem Herzen geworden, ein leerer Fleck. Ein leerer Fleck! Sechzig Jahre sind hingegangen seitdem, und der leere Fleck ist geblieben, nichts hat ihn ausgefüllt; nur ein Schattengesicht, das mich ansieht mit traurigen Augen, an dem kein Leib mehr ist, kein Leben, das mich ansieht in der Nacht, wenn ich nicht schlafen kann!

„Dann bewegt es die Lippen, dann hör' ich's: ‚Kann nicht mehr spielen mit dir, nicht mehr sitzen mit dir in der Kajüte und den Arm um dich schlingen und zuhören, wenn du erzählst von dem großen Wald und dem Einhorn und den Tieren darin. Nie mehr — nie mehr — —‘“

Die Erzählung brach ab.

Aus der Ecke hinter mir, von wo die Erzählung gekommen war, kam es hervor; mit schwerem Schritt kam der alte Graumann hervor. Auf einen Stuhl fiel er nieder; auf den Tisch, daran ich saß, warf er die Arme, auf die Arme fiel sein graues Haupt. „O Bruder! O Brüderchen! O armer, kleiner Bruder!“

Ein Stöhnen durchschütterte ihn. Wie ein alter Baum

sah er aus, den Sturmwind schüttelt, als wenn er ihn brechen wollte.

„Und am nächsten Tage“ — aber er vollendete den Satz nicht. Vom Stuhl, auf den er niedergesunken war, sprang er auf. „Aber das kann ich nicht erzählen! Kann ich nicht erzählen!“ Im Zimmer stürmte er auf und ab. „Wie er an der Tür stand, an der Tür des Zimmers, wo sie ihn hineingetragen hatten, den Kleinen, in seinem Bett. Wie er hinein wollte und nicht hinein konnte, weil die Tür von innen verriegelt war. Wie er an der Tür klinkte und hinein wollte, mit Gewalt. Bis daß wieder die alte Köchin kam und ihn am Arme nahm und zurückzog und sagte: ‚Mach' doch keinen solchen Lärm. Es darf ja kein lautes Wort gesprochen werden im Haus.‘ Wie er dann stehen blieb auf dem Flur, immer die Augen auf der Tür und sein Schluchzen verschluckte und seine Tränen, daß ihm ein Geschmack im Munde wurde und in der Kehle, als wenn er Gift hinunterwürgte. Und wie die alte Köchin immer wiederkam und versuchte, ihn von der Stelle fortzubringen und wie er nicht fortzubringen war, sondern auf den Küraß zeigte und den Helm und den Säbel, die er den ganzen Tag nicht aus den Händen ließ, und sagte: ‚Ich muß ihm doch seine Sachen wieder bringen, seine Sachen wieder bringen.‘ Worauf dann die Alte sagte: ‚Ach laß doch die Sachen; was soll er denn noch damit? Er weiß ja von nichts mehr etwas.‘ Worauf es ihm erst ganz klar wurde, wie es um den kleinen Bruder stand, und daß er ihn vielleicht nie wieder sehen würde. Und so kam es auch. So geschah es auch. Aber das alles kann ich nicht mehr erzählen! Was ich keinem Menschen erzählt habe, das habe ich Ihnen erzählt. Aber das kann ich nicht, das können Sie nicht verlangen! Sechzig Jahre lang hat das alles begraben gelegen da drinnen in mir. Sprechen muß der Mensch. Nicht nur zu sich selbst; wenn er immer nur zu sich selbst spricht, das macht verrückt. Sprechen muß der Mensch zu einem anderen Menschen. Sechzig Jahre lang habe ich keinen gefunden, — Sie sind ein weicher Mensch, ein guter Mensch, ein feiner Mensch, — zu Ihnen habe ich gesprochen. Darum habe ich das Grab aufgebrochen, worin die alten Geschichten liegen, die schrecklichen Geschichten. Nun sind sie wieder wach geworden, die Toten wieder lebendig geworden. Nun ist es wieder da, und ich wieder drin, mitten drin, in der Hölle! In der Hölle! Und das Wort ist wieder da — hier in meinen

Ohren — das gräßliche, das er nachher mir gesagt hat, der Mann von Stein, der Mann von Eis — ‚daran, daß dein kleiner Bruder gestorben ist, daran — bist —‘, und der Schrei ist wieder da, mit dem die Mutter sich dem Manne entgegen warf, als er das sagte — mit einem Gesicht — wie ich es nie an ihr gesehen — so verzerrt, so — so — gar nicht mehr das Gesicht meiner Mutter, meiner sanften, süßen Mutter — wie sie den Arm gegen ihn ausstreckte, ganz lang: ‚Es ist nicht dein Kind nur, sondern meines auch! Und meinem Kinde das Leben vergiften — das sollst du nicht! das darfst du nicht! das — das —‘, und wie sie dann — krach — zur Erde fiel, ganz starr, ganz weiß, wie mit einem Schlage, bevor jemand sie aufzufangen vermochte, — das alles erzähle ich Ihnen nicht, erzähle ich nicht. Wie soll ein Mensch das erzählen, ein Mensch von Fleisch und Blut, — wie kann er das? Aber zeigen will ich Ihnen — kommen Sie mit —, Ihnen, dem ich alles gesagt, Ihnen will ich zeigen, was kein Mensch gesehen, — kommen Sie mit."

Er nahm die Lampe auf, die auf dem Tische stand, und wandte sich nach dem Schlafzimmer. Als er bemerkte, daß dort bereits eine Lampe stand, setzte er jene wieder nieder. „Kommen Sie." Er schritt mir voran; ich folgte ihm. Indem ich aufstand, fühlte ich, daß mir die Glieder so schwer geworden waren, daß ich Mühe hatte, mich zu erheben.

In dem Schlafzimmer, an der Wand, dem Bette gegenüber, war ein Vorhang von schwerem, dunkelgrünen Stoff. Es fiel mir ein, daß man mir von einem solchen erzählt hatte.

Der Vorhang war geschlossen. Er trat heran, und mit einem Griff schlug er ihn auseinander. Das Licht der Lampe, die unter dem Bilde der beiden Brüder stand, fiel auf die Stelle; an der Wand, im stillen Lichte leise blinkend, hingen die Stücke einer Kinderuniform, einer Kürassieruniform, ein kleiner Helm, ein Küraß, ein Säbel und eine verbogene Trompete, — wie so etwas ausgesehen hatte vor sechzig Jahren.

Keiner Bewegung fähig, wortlos stand ich da. Diese armen, kleinen Überbleibsel langvergangener Zeit, diese Erinnerungszeichen an Dinge und Menschen, von denen auf Gottes weiter Welt nur ein Mensch noch, ein einziger, etwas wußte, — so hatte dieser Mensch sie festgehalten und bewahrt in seinem liebeverlangenden, liebeberaubten, tiefen, unglücklichen Herzen!

Zwischen der Lampe und dem Vorhang, mitten im Zimmer, stand ein Stuhl; auf diesen Stuhl hatte er sich gesetzt, beide Arme auf der Lehne, das Gesicht in die Arme gedrückt, so daß das graue Haupt grade vor mir war. Eine unwillkürliche Regung erfaßte mich, ich beugte mich nieder und drückte die Lippen auf sein graues Haar. Er blickte nicht auf, er nickte nur, und es sah aus, als hätte er gesagt: „Ja, nicht wahr? Ja, nicht wahr?"

Als ich sah, daß er keine Bewegung machte, aufzustehen, und weil ich fühlte, daß er für heute nichts mehr zu sagen hatte, beugte ich mich zu seinem Ohr. „Lassen Sie mich jetzt gehen," sagte ich, „aber wenn Sie erlauben, komme ich wieder!" Statt aller Antwort griff er nach meiner Hand, und seine Hand sagte, was sein Mund nicht aussprach: „Komm wieder! Laß mich nicht allein! Komm wieder!"

Geräuschlos verließ ich ihn. Über die dunkle Treppe tappte ich mich hinunter. Die Haustür war geschlossen; ich mußte den Vater der Kinder, durch die ich heute die Bekanntschaft des alten Mannes gemacht hatte, herausklopfen, damit er mir aufschloß. Am Nachmittag war ich gekommen — als ich über die Brücke zur Stadt zurück ging, schlug es von den Türmen Mitternacht. Tief, dumpf und schwer kam der Klang über das Wasser. Ich blieb stehen. An die Uhr mußte ich denken, von der er mir gesagt hatte, die unsichtbare, die in seiner Seele Schicksal, Schicksal, Schicksalsstunde geschlagen hatte. Über das Brückengeländer sah ich hinunter in den winterlichen Strom, auf dessen grauem Rücken die Eisschollen dahinrauschten. Von der Strömung getrieben, stürmten sie, wie ein angreifender Haufen, gegen das Ufer, auf dem die Häuser der Stadt lagen. Aber das Bollwerk stand fest; machtlos prallten sie dagegen, und zerschellend setzten sie ihren Lauf fort. Gegen die Elemente hat der Mensch Schutzwehr und Dämme gefunden — wer schützt den Menschen wider den Menschen? Wer schützt ihn gegen sich selbst? Der Stern, der in Jahrtausenden immer einmal aufgeht aus einem göttlichen Herzen, der heilige Stern, den wir Liebe und Vergebung nennen, wann endlich bleibt er am Himmel, um nicht wieder unterzugehen? Das Wort, das ich heute vernommen hatte, als letzten aus sechzig Jahren qualvoller Erfahrung gekelterten Lebensspruch, wann endlich wird es Gebot für jeden einzelnen — „fülle das Herz deines Nebenmenschen mit Glück?"

# Vice-Mama

Das blühende Leben — — wenn jemand fragte, wohin er gehen müßte, um das Leben zu sehen, nicht das, was der in Städten wohnende Mensch so nennt, indem er Tätigkeit mit Leben verwechselt, sondern das aus dem Ursprung entquillende, aus dem Erdenschoße hervorblühende große, schwere, mächtige Sein, das da ist, ohne daß wir sehen, wie es geworden ist, das zu neuer Gestaltung wird, ohne daß wir den unmerklich fortschreitenden Wandel gewahren — was sollte man ihm sagen? „Geh hinaus," müßte man ihm sagen, „in Wald und Feld, zur Sommerszeit, wenn die Sonne über der Erde steht, und was du da hörst, was du da siehst, das bewahre. Wenn du alsdann die Bäume sehen wirst, die ihre Äste wie Arme ausbreiten, um Licht und Luft zu fangen, wenn du Wiesen und Kornfelder sehen wirst, die sich ausstrecken wie schlummertrunkene Leiber, damit die Sonne den befruchtenden Kuß auf ihre Glieder drücke, wenn du im Walde den zwitschernden Ruf und den schwirrenden Flügelschlag der Vögel vernehmen, im Felde draußen das Knistern im Korn, das Summen fliegender Insekten, das Rascheln der wandernden Käfer erlauschen wirst, vielleicht, daß dir alsdann all die leisen, einzelnen Töne zusammenklingen zu einem tiefen, großen, allgemeinen Tone, daß Licht und Luft und Duft dir zusammenfließen zu einem berauschenden Gewölk, und daß du im Atmen der bewegten Luft, wie von unsichtbaren Lippen gesprochen, ein Wort vernimmst: „das Leben, das blühende Leben."

Nicht gesagt soll hiermit sein, daß es nicht auch noch andere Wege gäbe, an das große Geheimnis heranzugelangen, das wir „das Leben" nennen, und eine solche Gelegenheit, aufblühendes Menschenleben zu beobachten, hätte sich zum Beispiel dem geboten, der in den sechziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts an einem Sommernachmittag die Havel bei Potsdam hinaufgefahren wäre, an der Militärschwimmanstalt vorbei, wo soeben die Potsdamer Kadetten einmarschiert waren, um zu baden.

Er würde dann gesehen und gehört haben, wie die Knabenkolonne, die eben noch mucksstill und stramm gestanden hatte, auf ein Kommandowort des führenden Offiziers auseinander wirbelte, wie das bisherige Schweigen sich in Schwatzen und Lachen verwandelte, dem Zwitschern junger Vögel vergleichbar, wie die Uniformröcke von den Leibern flogen und wenige Augenblicke später ein Schwarm von nackten, weißen, nur mit Schwimmhosen bekleideten, im Sonnenlicht leuchtenden Knabengestalten über die Balken- und

Brettergerüste der Badeanstalt gestürmt kam, um sich von hier, nach kurzem Überlegen, in die Fluten zu stürzen, die einen mit einfachem Sprunge, andere mit Kopfsprüngen, noch andere mit künstlerisch-gymnastisch ausgearbeitetem Purzelbaum. Alles, was rote Schwimmhosen trug, zum Zeichen, daß es Freischwimmer waren, warf sich in den frei vorüberwallenden Strom, die Havel; diejenigen, deren Lenden der rote Schmuck versagt war, die in weißen Schwimmhosen einhergingen, mußten sich damit begnügen, in die weniger gefährlichen, umfriedeten Schwimmbassins zu springen.

Wer näher herangegangen wäre an diesen Blütengarten des Menschentums, der würde Blumen darin gefunden haben, reizende, wahrhaft adlige Gestalten, und wahrscheinlich wäre sein Blick an einem hängen geblieben, einem schlanken, für sein jugendliches Alter schon ziemlich hochgewachsenen, wirklich auffallend schönen Knaben, der jetzt, nachdem er sich langsam entkleidet hatte, beinahe zögernd die Bretter betrat, auf denen ihm seine Kameraden lärmend vorausgeeilt waren. Und nicht dies allein, daß er einsam und von den anderen getrennt, hinter ihnen herging, noch anderes unterschied ihn von diesen: die feingemeißelten Glieder des Körpers zeigten nicht das helle, vom bläulich-roten Blut durchpulste Weiß, das norddeutschen Knaben eigen ist und das seine Genossen aufwiesen, sie waren um einen Schatten dunkler gefärbt, als wenn das Blut, das unter dieser Haut floß, von etwas anderer Mischung gewesen wäre. Während das Haar auf den Köpfen jener fast durchweg hell und blond, rotblond, flachs- und semmelblond und glatt anliegend erschien, war das seine dunkel, beinahe braunschwarz, ohne den Glanz, der von den blonden Köpfen ausging, kraus und gewellt. Die Augen in seinem Kopfe waren nicht blau wie die der anderen, sondern dunkel, ungefähr von der Farbe des Haares, und was ihn besonders von den Kameraden unterschied, das war die Nase, die nicht grade, nicht stumpf, sondern gebogen aus dem Gesicht hervorsprang, mit einer Biegung, die, so fein sie war, doch unverkennbar auf jüdische Herkunft deutete. Abgesondert, wie gesagt, ging er hinter den anderen her, und diese Absonderung war offenbar nicht zufällig; er ging allein, weil er allein sein sollte; man hielt sich von ihm fern. Und hier hätte der Beobachter des Lebens Gelegenheit zu einer neuen Wahrnehmung gefunden, zu der, daß das Leben ganz etwas anderes als Frieden, daß es ein Riesen-

gewebe ist, aus Milliarden und aber Milliarden von Einzelwesen gewoben, die von wütenden Bedürfnissen zueinander getrieben, von verzweifelten Instinkten gegeneinander gehetzt, die große Bewegung des allgemeinen Ganzen hervorbringen, die dem oberflächlichen Beschauer wie das Heben und Senken einer ruhigen Brust erscheint. Kampf, Drang und Qual überall. Qual des Hungers, Furcht vor dem Stärkeren treibt den Vogel zum Flug, sehnender Drang zum anderen Geschlecht entlockt des Sprossers Gesang. Wir aber erfreuen uns an den reizenden Bewegungen der flatternden Flügel, lauschen entzückt auf das Lied der Nachtigall. Niemand spricht und verrät uns von dem lautlosen Kampfe im Schoße der Erde, wenn das Unkraut im Kornfelde Platz für seine Wurzeln sucht und die Halme beiseite drängt. Wir aber genießen das farbige Bild, wenn über dem grünen Ährenmeere die roten Mohnblumen, die blauen Kornblumen, die rötlichen Kornraden nicken. Über all die Qualen, die in seinem Innern wühlen, die Kämpfe, die stumm oder kaum vernehmbar seinen Schoß durchwüten, breitet das Leben sein Prachtgewand, die Schönheit aus, und bei deren Anblick vergessen wir, daß dieses blendende Gewand aus Grausamkeit gewoben ist wie das Leben selbst. Und diese unbewußte, gänzlich naive, unter Jauchzen und Lachen, wie ein böser Wurm unterm Blumenblatt versteckte Grausamkeit, die im ganzen Bereiche des Lebens vielleicht nirgends so unbarmherzig auftritt wie da, wo Menschentum erblüht, beherrschte denn auch diese nackten, weißen, blondhaarigen Jungen, die sich auf dem Balkengerüst an der Havel umhertummelten. Der Gegenstand, auf den sie sich richtete, war der einsame Knabe, der langsam herangeschritten kam, die schlanken Lenden mit der roten Badehose umhüllt, die ihn als Freischwimmer verriet, dessen Glieder etwas dunkler getönt waren als die ihrigen, dessen Augen und Haare etwas anders aussahen, und dessen Nase zu seinem Unglück, etwas anders geformt, stärker gebogen war als die seiner Kameraden.

Ja, diese Nase! Diese an sich so hübsche, so feine, unselige Nase!

Im letzten Mai erst, zur Zeit, wo das Kadettenkorps sich rekrutiert, war er eingetreten und nach gut bestandenem Aufnahmeexamen gleich in die oberste Klasse, nach Tertia, gekommen. Aber wenn er auch in Tertia saß, wenn er auch in der Klasse mehr leistete als beinahe alle anderen, ein „Schnappsack" — so

hießen die im ersten Jahre befindlichen Angehörigen der Anstalt — war er darum doch. Jeder „Brotsack“, das heißt jeder, der bereits zwei Jahre im Kadettenkorps war, und vor allem „die alten Häuser“, diejenigen, die schon auf mehr als zwei Jahre zurückblickten, erschienen sich ihm gegenüber als etwas unendlich Überlegenes und sahen ihn als einen Gegenstand an, an dem man seine Überlegenheit durch Plackerei und Schinderei zur Geltung zu bringen nicht nur berechtigt, sondern gradezu verpflichtet war.

„Schnappsäcke“ gab es neben ihm noch mehr. Aber bei ihm kam noch etwas hinzu, das ihn verdächtig erscheinen ließ, das ihn verurteilte, beinahe vogelfrei machte, das war die Nase. Die Nase, an der man nicht die feine Biegung, sondern nur die Biegung überhaupt sah, „der krumme Riecher“, wie sie bei seinen intransigenten Genossen hieß.

Kaum ins Kadettenkorps eingetreten, saß ihm auch schon sein Spitzname, wie mit einem Pfeilschuß angeheftet, im Genick: „Itzig“. Nicht grade schön, noch weniger liebenswürdig, am wenigsten zutreffend. Denn der Name, den der Knabe in Wirklichkeit trug, war nicht weniger adlig, als ihn die Mehrzahl seiner neuen Gefährten aufzuweisen hatte; von Drebkau hieß er, mit Vornamen Georg. Dazu war sein Vater ein hoher preußischer Offizier, von dem das Gerücht behauptete, daß er auf der militärischen Rangleiter noch höher, noch sehr hoch steigen würde.

Das alles jedoch änderte nichts. Jungen urteilen nach handgreiflichen Tatsachen, und die Tatsache war für sie „der krumme Riecher“. Und weil es ihnen darauf ankam, herauszukriegen, woher der Sohn eines preußischen Offiziers zu einem so unerlaubten Gesichtsvorsprung und zu solchem „krisseligen Negerhaar“ gekommen sei, gelang es ihnen denn nach einiger Mühe, festzustellen, daß seine Mutter die Tochter irgendeines reichen jüdischen Bankiers gewesen war.

Na ja — da hatte man die Bescherung und die Erklärung Die Erklärung dafür, daß er in der Klasse vielleicht der Klügste, jedenfalls der Fleißigste, „ein Hecht“ war, und ebenso dafür, daß er von Haus ein Taschengeld bezog wie kaum ein einziger von ihnen allen.

Alle vierzehn Tage wurde ihm das Taschengeld von einem Berliner Bankhause, bei dem vermutlich das Vermögen des Vaters lag, zugeschickt. Der Vater selbst, das hatte man auch bald heraus, schrieb ihm selten, fast nie. Natürlich — der

Judenjunge, der da unter seinem Namen ging, war ihm „eklig". Die Mutter lebte nicht mehr. Also mochte er zusehen, wie er durch die Welt kam. Aber er würde schon — so etwas fällt ja immer, wie die Katzen, auf die Füße.

Seinen Kameraden aber war er auch „eklig", der Judenjunge. Und heute bot sich die Gelegenheit, ihn das einmal fühlen zu lassen.

Eine Parole war ausgegeben: heute beim Schwimmen wird er „getaucht".

Getaucht — das war auch solch ein harmloser Deckmantel für eine in Wirklichkeit ganz bösartige Grausamkeit, ein Wort, das anscheinend ein Spiel, in Wahrheit aber einen Vorgang bedeutete, der, wenn er sich öfters und rasch hintereinander wiederholte, demjenigen, den er betraf, eine äußerst unangenehme Stunde bereitete. Er wurde unter das Wasser gestoßen, mit größerer oder geringerer Gewalt, je nach der Kraft und dem guten Willen des Tauchenden. Waren es dann mehrere, die sich an der Jagd beteiligten und in der Bearbeitung des Opfers ablösten, so konnte es diesem geschehen, daß sein Kopf, sobald er an die Oberfläche aufgetaucht war, schon wieder darunter verschwand, und daß aus dem Tauchen beinah ein Ersäufen und Ersticken wurde.

Einer solchen bösen halben Stunde also ging er entgegen, der mit den schlanken, etwas bräunlichen Gliedern, der Georg von Drebkau, und das Bewußtsein hiervon mochte es sein, was ihn die hübschen Füße so zögernd einen vor den anderen setzen ließ. Was alle wußten, war ihm natürlich nicht verborgen geblieben. Und wenn er noch nicht gewußt hätte, was ihm bevorstand, so würde er es durch die Zurufe derer erfahren haben, die da vorn bereits im Wasser planschten und ihn höhnisch aufforderten, herunterzukommen.

Begreiflich, daß ihm bei dem allem nicht wohl zumute war, daß die großen, dunklen Augen einigermaßen angstvoll umhergingen. Vielleicht kam ihn sogar das Weinen an. Aber die Augen blieben trocken; er weinte nicht. Im Gegenteil, die an und für sich schon scharf und fest gezeichneten Züge seines Gesichts nahmen einen noch starreren Ausdruck an, wurden noch schweigsamer als vorher. Wer ihn in diesem Augenblick, da er sich in das Unabänderliche ergab, beobachtet hätte, würde zu dem Schlusse gelangt sein, daß in dem Knaben eine stumme, stolze,

in sich geschlossene Seele wohnen müßte. Eine Seele, die trotz junger Jahre schon Erfahrungen gemacht hatte, leidvolle, und die schon jetzt, in der Frühreife, die zu frühes Erfahren mit sich bringt, das tat, was andere erst im Laufe des Leben lernen, daß sie ihren Inhalt nicht verriet.

Es mußte also sein; einen Ausweg gab es nicht. Oder hätte er sich an den aufsichtführenden Offizier wenden und um dessen Schutz bitten sollen? Um Gottes willen! Nur so etwas nicht! Dann war er unmöglich unter seinen Kameraden für alle Zeit. Auch sah man es dem entschlossenen Knabengesichte an, daß solch ein Gedanke ihm auch nicht für einen Augenblick gekommen war.

Mit langsamen Schritten betrat er das Sprungbrett, das über die Havel hinausragte; er erhob die Arme, legte die flachen Hände über dem Kopfe aneinander, und mit einem geschmeidigen Pfeilsprunge schoß der jugendliche Körper in die Flut. Im Augenblick, als er dem Wasser enttauchte, war er auch schon wieder darunter verschwunden. Hans von Carstein, Tertianer wie er und sein Klassengenosse, hatte ihn mit beiden Händen an den Schultern gepackt und mit einem wuchtigen Stoße unter das Wasser befördert. Ein allgemeines „Hallo" begleitete diesen ersten Akt. Ein ganzes Rudel hatte sich, wie eine Schar von Haifischen, gesammelt, des Augenblicks harrend, da „Itzig" herunterspringen würde. Jeder hatte ihn zuerst tauchen wollen; Hans von Carstein war ihnen zuvorgekommen. In Anbetracht der überlegenen Körperkräfte, über die er verfügte, verzieh man ihm das, aber jetzt wollten auch die anderen ihr Teil an dem Opfer haben. Kaum daß der dunkle Kopf Georg von Drebkaus wieder an der Oberfläche erschien, waren schon drei, vier Händepaare über ihn her, und bevor der arme Kerl eigentlich noch Zeit gefunden hatte, Atem zu holen, war er schon von neuem unsichtbar geworden. Keuchend, schnaubend, nach Luft schnappend, tauchte er wieder empor, und so rasch er vermochte, versuchte er nun, sich schwimmend seinen Peinigern zu entziehen. Eine Hetzjagd begann im Wasser. Ein langarmiger, langbeiniger Gesell war hinter ihm drein, ein Bursche mit plumpen Gliedern und groben Gesichtszügen, der seiner dick hervorquellenden Augen wegen den Spitznamen „Knopfgabel" führte.

„Wenn ich ihn kriege, nehme ich ihn unter die Füße," brüllte er, indem ihm der Wasserschaum vom Munde troff.

Mit zwei starken Stößen hatte er den halb erschöpften Knaben erreicht; er riß ihn an den Schultern zurück, so daß er sich ihm mit den Knien auf den Rücken schwingen konnte, und während das Schlachtopfer unter seiner Last in die Tiefe sank, richtete er sich im Wasser auf, stellte die Füße auf beide Schultern des untergetauchten Knaben und stieß ihn derartig nach unten, daß dessen Fußsohlen den schlammigen Boden des Flusses berührten. Eine geraume Zeit verging, bis daß Georg von Drebkau diesmal wieder emporkam, und als es endlich geschah, sah man ihm an, daß er wirklich beinah die Besinnung verloren hatte. Er hatte den Mund weit aufgerissen, um zu Atem zu kommen, und taumelnd versuchte er an die Balken des Gerüstes zu gelangen, um dort vor seinen Verfolgern Schutz zu finden. Diese aber waren noch keineswegs gesonnen, ihn frei zu geben. Sein Mund-Aufreißen, sein nach Atem-Ringen erweckte statt des Mitleids nur ungemessene Heiterkeit, und es waren immer noch mehrere vorhanden, die ihr Mütchen nicht an ihm gekühlt hatten. Hatten sich bisher seine Klassengenossen, die Tertianer, über ihn hergemacht, so wollten jetzt auch die Angehörigen der unteren Klassen von dem Rechte Gebrauch machen, den „Schnappsack" tauchen zu dürfen. Einer von ihnen, ein wilder, kleiner Kerl, packte ihn an den Füßen, um ihn von dem Balken loszureißen, an dem er ächzend hing; bevor er jedoch mit seinem Vorhaben fertig geworden, wurde der Quälgeist von einer anderen, stärkeren Hand ergriffen und zurückgestoßen. „Laßt ihn in Ruhe," ertönte dazu eine Stimme, „es ist genug jetzt!"

Hans von Carstein, „Hamster" genannt, war es gewesen, der so getan und gesprochen hatte. Er führte den Spitznamen, weil sein Gesicht mit Pausbacken, kleinem, spitzem Mund und schmalgeschlitzten, gutmütigen Augen wirklich ein wenig an den Ausdruck des Nagetiers erinnerte.

Sein Vorgehen erregte allgemeine Entrüstung, und ein ganzer Haufe kleiner, wütiger Racker versammelte sich unter „Nanu?" und mit grölzendem „Ach!" und „O!", als wollten sie sich ihr gutes Recht nicht nehmen lassen. An „Hamster" aber, der sich auf einen Balken gesetzt hatte und in gelassener Ruhe zusah, wagte sich keiner von ihnen heran. Gegen ihn mußte eine stärkere Macht ins Feld gerufen werden, und diese erschien denn auch in Gestalt von „Knopfgabel", der, pustend wie ein Leviathan, herangeschossen kam.

„Was fällt dir denn ein, Hamster," schrie er schon von ferne, „daß du dich einmischst, wenn sie den Schnappsack tauchen wollen?"

„Was mir einfällt," entgegnete Hans von Carstein, indem er eine Handbewegung machte, die auf Ohrfeigen hindeutete, „das werden sie erfahren, wenn sie nicht gleich ‚marsch marsch' sich rückwärts konzentrieren, und wenn du dich nicht passiv verhältst, geht es dir ebenso."

„Da hört doch alles auf! Bei solcher Unverschämtheit!" brüllte Knopfgabel, indem er Bewegungen machte, als wollte er sich auf Hamster stürzen, während er sich zugleich in vorsichtiger Entfernung hielt. Der andere kniff die schmalen Augen noch ein wenig mehr zu, maß den Feigling gegenüber mit einem kurzen, scharfen Blick, und ehe dieser es sich versah, schoß er mit einem Hechtsatze auf ihn los, packte ihn an Hals und Schultern und tauchte ihn unter das Wasser. Ganz in der Art, wie jener vorhin mit Georg von Drebkau verfahren war, stellte er ihm sodann die Füße auf die Schultern, und im nächsten Augenblick war Knopfgabel bis über die Knöchel in den Havelschlamm hinunterbefördert. Mit Augen, die wie die eines bösen Hundes aus dem Kopfe quollen, tauchte er nach einiger Zeit wieder auf, und die Wut über den erlittenen Schimpf überwand seine Feigheit, so daß er jetzt dem Hamster wirklich zu Leibe ging. Dieser ließ ihn kommen, schwenkte sich um ihn herum; gleich darauf saß er ihm auf den Schultern, und alsdann wiederholte sich mit allen Einzelheiten der Vorgang von vorhin. Jetzt schlug die Stimmung um. Hamster war doch wirklich ein „höllisch strammer Kerl". Außerdem war er seiner Gutmütigkeit wegen allgemein beliebt, Knopfgabel dagegen, der sich gegen alle Kleineren und Schwächeren brutal benahm, verhaßt. Und das verdutzte Gesicht, das Knopfgabel geschnitten hatte, als er zum zweiten Male in die Tiefe segelte, war so komisch gewesen, daß ihn jetzt, als er pfauchend wieder auftauchte, ein allgemeines Hohngelächter begrüßte.

„Na, du kannst dich freuen," rief er, sobald er einigermaßen wieder zu Atem gekommen war, „du kannst dich freuen, Hamster, wenn wir nach Hause kommen!" Ohne ein Wort zu erwidern, schwamm Hamster auf ihn zu, den Kopf weit vorgestreckt, die Augen auf ihn gerichtet, mit einem so gefährlichen Ausdruck, daß Knopfgabel plötzlich kehrt machte und das Hasenpanier er-

griff. Alles schwamm juchzend hinter ihm drein; niemand dachte mehr an Georg von Drebkau. Und nun ertönte das Kommando zum Verlassen des Wassers und Wiederankleiden. Als die Kadetten in die Anstalt zurückkehrten, fanden sie auf ihren Stuben das Vesperbrot vor, für jeden eine große, trockene Semmel. Das Brot war nicht grade schlecht, aber auch nicht besonders gut; trocken genossen, ein dürftiger Genuß. Die Verpflegung im Potsdamer Kadettenhause war sehr einfacher Art.

Wer sich die trockene Kost etwas würzen lassen wollte, durfte in die Kantine gehen, wo die Frau eines Aufwärters Pflaumenmus und Butter verkaufte. Für etwas Geld bekam man die eine Hälfte der Semmel mit Butter beschmiert, für etwas mehr Geld beide Hälften, für noch etwas mehr statt der Butter Pflaumenmus. Wer besonders viel anzulegen vermochte, der erhielt die eine Hälfte mit Butter, die andere mit Pflaumenmus bestrichen. Das war der höchste Genuß, den sich aber nur die leisten konnten, die wie Georg von Drebkau mit reichlichem Taschengeld ausgerüstet waren. Andere mußten sich bescheidener begnügen, noch andere ihre Semmel ganz trocken hinunterwürgen, weil sie gar kein Taschengeld besaßen. Zu diesen gehörte Hans von Carstein, der Hamster. Er war ganz arm. Der einzige Sohn einer Majorswitwe, die in Potsdam lebte und froh war, wenn sie das Geld aufbrachte, ihren Jungen im Kadettenkorps erziehen zu lassen. An Taschengeld für ihn war nicht zu denken. Sein Vater war 1864, kurz vor Ausbruch des dänischen Krieges, am Typhus gestorben, grade als das Regiment, bei dem er stand und das zu der mobil gemachten Armee gehörte, hatte ausrücken sollen.

Im Augenblick, als sich Georg von Drebkau seine Semmel mit Mus und Butter hatte schmieren lassen, ging der Hamster, das trockene Vesperbrot in der Hand, an der Kantine vorbei. Die Kantine war leer; Georg von Drebkau kam immer möglichst spät, um durch seine Verschwendung nicht den Neid der anderen zu erwecken. Als er den Hamster vorübergehen sah, trat er auf die Schwelle des Zimmers.

„Du — Carstein!“ rief er schüchtern. Ihn bei seinem Spitznamen zu nennen, war ihm, dem Schnappsack, gegenüber einem „alten Hause“, wie Carstein eins war, nicht gestattet.

Der Angerufene blieb stehen und sah sich langsam um, ohne etwas zu sagen.

„Ich — wollte dich nur fragen — ob du nicht vielleicht deine Semmel geschmiert haben möchtest?“

Indem er das stockend hervorbrachte, wurde er rot bis über beide Ohren. Auch der Hamster errötete.

„Schmeckt ja auch so ganz gut,“ sagte dieser nach einiger Zeit, mehr brummend als sprechend. Er hob die trockene Semmel, um hineinzubeißen, dabei aber fiel sein Blick auf die noch unberührte Semmel in des anderen Hand; und obgleich sein Stolz sich eigentlich sträubte, blieben seine Augen daran hängen. Wie das braune Mus unter den Semmelklappen hervorquoll! Wie das schmecken mußte! Trotzdem war etwas in ihm, das sich widersetzte. Er senkte die Augen und blickte zur Seite.

„Zu so etwas habe ich kein Geld,“ murmelte er, indem er noch tiefer errötete als vorher.

„Ich meinte eben,“ erwiderte Georg von Drebkau leise, „wenn du möchtest — vielleicht könnte ich dir pumpen?“

Der Hamster wiegte das Haupt; er verstand. Pumpen wollte er ihm, das heißt borgen. Ihm ein Geschenk anzubieten, das wagte er nicht, das wäre auch noch besser gewesen! Aber auch so ging es nicht.

„Kann ich nicht wiedergeben,“ erklärte er kurz.

„Später einmal,“ entgegnete der andere, „wenn wir aus dem Korps kommen und Offiziere sind, kannst du's mir ja wiedergeben.“

Jetzt mußte der Hamster unwillkürlich lächeln. Aus der Ecke, in die er unverwandt geblickt hatte, holte er die Augen zurück und sah den anderen an. Es war ihm, als sähe er ihn eigentlich zum ersten Male überhaupt. Was für ein hübscher Bengel es war! Dabei sah er so traurig, beinahe gramvoll aus, daß er, trotz seines vielen Geldes, dem Hamster beinah leid tat. Er wußte ja auch, wie schlecht es ihm im Kadettenkorps ging. Um seine Mundwinkel spielte ein leises Zittern, und in den dunklen Augen war ein scheuer Ausdruck, als fürchtete er, daß der andere sein Anerbieten falsch verstehen und übelnehmen möchte. Und doch war es so gut gemeint; er wollte sich dem Hamster dankbar dafür erweisen, daß er ihn vor weiteren Grausamkeiten bewahrt hatte. Das fühlte dieser auch ganz gut, und er sagte sich, daß es ein Zeichen „anständiger“ Gesinnung in ihm sei. Plötzlich gab er dem Georg von Drebkau einen stummen Wink mit dem Kopfe; er sollte aus der Kantine auf den Flur

herauskommen; vor den Augen der Aufwärterfrau wollte er nicht als Geschenkempfänger erscheinen. Nachdem jener hinausgetreten war, händigte er ihm seine trockene Semmel ein. „Wenn du also durchaus willst,“ murmelte er, kaum verständlich.

Wenige Augenblicke darauf hatte er seine Semmel zurück, auf der einen Seite mit Butter, auf der anderen mit Pflaumenmus geschmiert, und nun gingen beide Knaben nebeneinander im Flure auf und ab, indem sie schweigend ihr Vesperbrot verzehrten. Schweigend, denn jeder von beiden empfand eine solche Verlegenheit gegenüber dem anderen, daß sie kein Wort herauszubringen vermochten. Dazu kamen bei dem Hamster noch Erwägungen, die sein Gefühl zwiespältig machten und verwirrten. Er hatte von dem Schnappsack, dem „Itzig“, etwas angenommen; und wenn er sich auch sagte, daß es nur der Entgelt dafür war, daß er ihm vorher beim Baden geholfen hatte, widerstrebte dem sein Ehrgefühl dennoch. Daneben aber konnte er sich der Tatsache nicht verschließen, daß die Semmel, mit Butter und Mus bestrichen, ausgezeichnet schmeckte! Ja, wirklich prachtvoll! Natürlich sollte es bei diesem einen Male sein Bewenden haben. Das verstand sich von selbst. Immerhin konnte er sich nicht verhehlen, daß der Genuß, der ihm jetzt so wohl tat, von dem da an seiner Seite herkam, auf den er bisher wie alle anderen voller Verachtung herabgesehen hatte. Sein Gastgeber war dieser augenblicklich, und dadurch bekam er für ihn unwillkürlich die Überlegenheit, die der Gastgeber über den Gast ausübt. Eine gemeine, undankbare Natur hätte vielleicht den Ausweg darin gesucht, daß sie beschlossen hätte, den anderen von morgen an um so schlechter zu behandeln, damit er nur ja nicht denken solle, er fühle sich ihm verpflichtet. Eine solche Gesinnung aber steckte in dem armen, adligen Jungen nicht. Nicht eine Sekunde lang kam ihm ein solcher Gedanke. Er empfand es wie eine Notwendigkeit, daß von jetzt ab sein Verhältnis zu dem „Itzig“ anders werden müßte als bisher. Wie es werden sollte, das wußte er selbst noch nicht, und darüber eben zerbrach er sich, während er die Semmel schweigend verzehrte, den Kopf. Der andere störte ihn in seinen Gedanken nicht, sprach kein Wort, sondern aß ebenso schweigend vor sich hin wie jener.

Das gefiel dem Hamster. Nichts wäre ihm in diesem Augenblick greulicher gewesen, als wenn jener, die Sachlage ausnutzend, sich eine Vertraulichkeit angemaßt hätte, die ihm nicht

zukam, sich ihm in irgendeiner Weise aufgedrängt hätte. Nichts von dem allen geschah; und darin erkannte der Hamster wieder ein Zeichen „anständiger“ Gesinnung. Verstohlen blickte er ihn von der Seite an. Der „krumme Riecher“ war ja vorhanden, das ließ sich nicht leugnen. Aber wenn man genauer zusah, war er eigentlich gar nicht so schlimm. Und ein hübscher Bengel war er wirklich; ja, mehr als das. Wenn man ihn so im Profil ansah, mußte man sich gestehen, daß etwas in seiner Erscheinung und Art war, etwas Zurückhaltendes, Gemessenes, mit einem Wort etwas Vornehmes. Die Trommel auf dem Hofe draußen verkündete, daß die Vesperstunde vorbei war und die Arbeitsstunde angefangen hatte, zu der man sich auf die Stube zu begeben hatte. Beide Knaben hausten auf verschiedenen Zimmern; sie mußten sich trennen.

„Na, adieu, Drebkau,“ sagte der Hamster, indem er stehenblieb. Der Spitzname „Itzig“ hätte ihm in diesem Augenblick wie ein Schimpfwort geklungen.

„Adieu, Carstein,“ erwiderte der andere.

„Und — dank' auch,“ fügte der Hamster hinzu, indem er ihm die Hand bot. Mit einem hastigen Griff packte und schüttelte er die Hand Georg von Drebkaus. Dann wurde er wieder bis über beide Ohren rot und, ohne sich umzusehen, ging er eilend nach seinem Zimmer ab.

Am nächsten Tage war in der Klasse, in der Hans von Carstein mit Georg von Drebkau zusammensaß, Mathematikstunde. Eine mathematisches Extemporale sollte geschrieben werden, und das bedeutete für den Hamster eine böse Stunde. Er war so ziemlich das Gegenteil von dem, was man einen „Hecht“ nannte; das Lernen wurde ihm fürchterlich schwer.

An die große schwarze Tafel, die hinter dem Katheder stand, war von dem Lehrer eine arithmetische Aufgabe geschrieben worden; die sollte gelöst werden.

Die Knaben saßen dem Alphabet nach gereiht; Hans von Carstein hatte daher seinen Platz neben Drebkau. Während er nun in stummer Verzweiflung vor seinem Papier saß und nicht wußte, wie er der verdammten Aufgabe beikommen sollte, sah er, nicht ohne neidische Bewunderung, wie sein Nebenmann still und emsig, scheinbar ohne jede Anstrengung, eine Zifferreihe nach der anderen auf das Papier setzte. Er mußte eigentlich schon fertig mit der Arbeit sein, trotzdem, ohne aufzusehen, schrieb er

noch immer weiter. Und plötzlich fühlte der Hamster einen leisen Stoß mit dem Ellbogen. Im nächsten Augenblick kratzte etwas in seiner Hand, die er instrinktiv unter den Tisch gesteckt hatte; auf einem Zettel hatte ihm der andere die ganze Aufgabe mit Lösung und allem fix und fertig aufgeschrieben, so daß er nur abzuschreiben brauchte. Das war eine Sache! Mit Feuereifer ging er daran, und er mußte sich beinah Mühe geben, daß er sich nicht durch seine Aufregung verriet. In der Beziehung konnte er sich wieder ein Beispiel an seinem Nebenmanne nehmen, der über sein Heft gebückt sitzen blieb und nicht einmal nach rechts oder links blickte, den Anschein erweckend, als wäre nicht das geringste vorgefallen.

Die Stunde ging zu Ende. Der Lehrer sammelte die Hefte ein. Mit einem solchen Hochgefühl hatte der Hamster sein Heft noch niemals abgegeben. Als sie darauf die Klasse verließen, sah er dem anderen, neben dem er vorhin gesessen hatte, beinah staunend nach. Im Eifer des Abschreibens hatte er völlig vergessen, sich bei ihm zu bedanken. Das mußte er doch eigentlich nachholen. Als er ihn aber jetzt, mit den Büchern unterm Arm, einsam wie gewöhnlich, seines Weges gehen sah, überkam ihn eine sonderbare Verlegenheit. Er wußte nicht, wie er es machen sollte, seinen Dank anzubringen. Jemandem zu danken, der gar nicht danach verlangt, ist schwer. Und offenbar verlangte jener nicht danach. Kopfschüttelnd blieb er hinter ihm zurück. Es war schon das Beste, er sagte gar nichts. Daß er ihn hatte abschreiben lassen — nun, schließlich — es war kameradschaftliche Pflicht. Wenn er in der Lage gewesen wäre, hätte er auch ihn abschreiben lassen. Aber freilich — wenn — und indem er das dachte, mußte der Hamster beinah lachen. Der, und von ihm abschreiben! Und plötzlich kam es ihm zum Bewußtsein, daß ihm der dort „imponierte“. Er wollte es sich nicht gestehen, aber ihm gegenüber kam er sich vor wie ein armer Teufel gegenüber einem reichen Manne.

Zwei Tage später wurden die Extemporalienhefte zurückgegeben, und das noch nie Dagewesene ereignete sich: Hans von Carstein, der Hamster, kam mit Nummer „vorzüglich“ heraus. Wie etwas Wunderbares erschien es ihm, als er das vernahm, etwas Fabelhaftes, kaum Glaubliches. Den ganzen Tag ging er mit dem Gefühl umher, als hätte ein neues Leben für ihn begonnen. Und in dieser Stimmung befand er sich noch, als er

am Nachmittag, mit zwei Kameraden untergefaßt, im Garten der Anstalt spazierenging. Der mittlere Teil des Gartens war in Beete geteilt, und diese waren den Kadetten überlassen, um sie nach ihrem Ermessen zu bepflanzen. Indem der Hamster mit seinen Gefährten den langen Gang hinunterschritt, ertönte vor ihnen eine laute, unangenehme Stimme.

Auf einer Seite des Ganges saß Knopfgabel auf einer Bank, eine leere Gießkanne zwischen den Beinen; ihm gegenüber, mitten im Gange, stand Georg von Drebkau, den jener, wie es schien, angerufen und zum Stehen gebracht hatte.

„Itzig,“ rief Knopfgabel, indem er ihm die Gießkanne vor die Füße warf, „geh mal an die Plumpe, plumpe mir Wasser in die Kanne, dann bring' sie mir wieder!“

Der Ton, mit dem dies gesagt wurde, war so grob, die Bewegung, mit der er ihm die Kanne zuwarf, so ganz, als wenn er zu einem Knecht oder Sklaven spräche, daß der Knabe, bis in die Lippen erblassend, ratlos dastand, ohne ein Glied zu rühren.

„Na, hast du nicht gehört, Schnappsack?“ brüllte Knopfgabel, als er den anderen zögern sah. „Worauf besinnst du dich?“

In dem Augenblick fühlte sich Georg von Drebkau unter den Arm gefaßt. Der Hamster hatte sich von seinen Gefährten losgemacht und war an seine Seite geeilt.

„Komm mit mir,“ sagte er, indem er ihn fortzog.

Knopfgabel erhob sich von der Bank. „Ich habe dem Schnappsack befohlen, daß er mir die Gießkanne vollplumpen soll,“ erklärte er, indem er den beiden den Weg vertrat.

„Du mit deinen Befehlen kannst dich beappeln lassen,“ erwiderte der Hamster. Er hatte den Arm Georg von Drebkaus fahren lassen und stand dem großen Bengel gegenüber, wie ein kleiner, wütiger, mutiger Gänserich einem großen, dummen, feigen Strauß gegenübersteht, der seinen Jungen zu nahe gekommen ist. Mit einem Fußtritt schleuderte er die leere Gießkanne zur Seite.

„Hol' dir dein Wasser allein und halte dich passiv! Völlig passiv! Das rat' ich dir — sonst —“

„Sonst — was?“ bullerte der andere, indem er wie ein wütender Gorilla die Fäuste schwang, ohne sich dem Gegner auch nur um einen Zollbreit zu nähern. „Was hast du mir zu raten, du dummer Hamster, du Lause — —“

Der Schluß seines Schimpfwortes blieb unausgesprochen oder verhallte vielmehr unter einem klatschenden Geräusch, und dieses Klatschen bedeutete eine gewaltige Maulschelle, die ihm der Hamster ins Gesicht gesetzt hatte. Knopfgabel heulte auf, und im nächsten Augenblick hatten beide sich gepackt. Das stets willkommene Schauspiel einer „Keilerei" rief alles, was sich im Garten spazierend auf und ab bewegte, zur Stelle, und inmitten des Zuschauerkreises, der sich johlend sammelte, lagen Hamster und Knopfgabel an der Erde und bearbeiteten sich mit Händen und Füßen. Um dem Gegner, der ihm an Körperlänge überlegen war, diesen Vorteil nicht zu lassen, hatte Carstein ihm ein Bein gestellt; dadurch war jener zu Fall gekommen, und nun lag der Hamster über ihm und verdrosch ihn ganz unbarmherzig. Erst das Herannahen des aufsichtführenden Offiziers machte dem Kampfe ein Ende. Beide erhoben sich und standen sich gegenüber, der Hamster mit stummbefriedigtem Gesicht, in dem der Zorn noch nachzitterte, Knopfgabel heulend und in abgebrochenen Lauten, aus denen man so etwas wie „roher Bengel" heraushörte, vor sich hin schimpfend.

Hans von Carstein zog sich die Jacke wieder zurecht, die ihm in der Hitze des Gefechts hinaufgerutscht war, klopfte sich die Erde ab, die an seinen Gewändern haftete, dann drehte er sich zu Georg von Drebkau um, der mit stummen, großen Augen der Prügelei gefolgt war und noch dastand, wo er vorher gestanden hatte. Ohne ein Wort zu verlieren, ergriff ihn der Hamster unter dem Arm und führte ihn hinweg. Lautlos öffnete sich der Kreis der Zuschauenden, und diese Lautlosigkeit bedeutete ein tiefes Staunen: Carstein, der Hamster, das „alte Haus", ging Arm in Arm mit „Itzig", dem „Schnappsack"! Für den Schnappsack war das in den Augen der Jungen beinah eine größere Ehre, als wenn einer der Offiziere mit ihm gegangen wäre.

Georg von Drebkau, der die Anschauungen seiner Kameraden durchaus kannte und vollkommen teilte, empfand die Sachlage ganz ebenso. Es war ihm zumut, als wäre eine Wendung in seinem Leben eingetreten; die Kehle war ihm zugeschnürt; er vermochte keinen Laut hervorzubringen. Und ebenso schweigsam, gesenkten Hauptes, ging der Hamster neben ihm einher. Von Natur überhaupt nicht redselig, wurde er da, wo ihn etwas tiefer bewegte, völlig stumm. Und jetzt bewegte ihn etwas:

in seinem Innern war eine tiefe wohlige Wärme. Ein Druck war von ihm genommen, die Last der Verpflichtung, die auf ihm gelegen hatte. Für alles, was jener da für ihn geleistet hatte, indem er ihm von seinem Reichtum abgab, ihn abschreiben ließ in der Klasse, hatte er sich dankbar erweisen, ihm einen Gegendienst leisten können, mit dem, was ihm zu Gebote stand, mit seinen Körperkräften, indem er sich für ihn prügelte.

Das aber war durchaus kein geringer Gegendienst; im Gegenteil, nach den Empfindungen, in deren Bannkreis er sowohl wie der andere lebte, ein sehr großer.

Der Mensch macht, indem er langsam aufwächst und sich entwickelt, in seiner Persönlichkeit die ganze Stufenfolge durch, in der sich die Kultur der gesamten Menschheit vollzieht. In der Kindheit gehört er noch der Steinzeit an; für den Knaben hat eigentlich nur das Wert, was für den Steinzeitmenschen Wert besaß, die körperliche Kraft. In einer Schar von Knaben ist der stärkste der geborene König. Körperliche Kraft und Gewandtheit sind für Jungen viel mehr Gegenstand der Bewunderung als geistige Begabung. Und wenn sich zu Kraft und Gewandtheit Mut und liebenswürdiger Charakter gesellen, so daß er bei seinen Kameraden beliebt wird, dann verwandelt sich der König in einen Gott. Knaben dieser Art leben bis zu dem Augenblick, wo die anderen geistigen Anforderungen an sie herantreten, ein beglücktes Dasein.

Ob solche Gedanken im Kopfe des Hamsters umgingen? Schwerlich. Aber das instinktive Gefühl davon war in ihm, und das eben erfüllte ihn mit der wohligen Wärme. Etwas besaß er, wodurch er dem anderen, der ihm so „imponiert" hatte, überlegen war, etwas sehr Wichtiges. Mit dem linken Arme führte er Georg von Drebkau, so daß dessen rechter Arm in dem seinigen lag. Ohne ein Wort zu sagen, erhob er die rechte Hand und drückte den Oberarm des anderen, um seine Muskeln zu prüfen. Na ja — wie er es sich gedacht hatte: viel war es nicht. Mit seinen, des Hamsters, Muskeln verglichen so gut wie nichts. Aber das grade freute ihn. Von jetzt an konnte er für ihn eintreten, würde er für ihn eintreten, das stand mit einem Male für ihn fest. Und es hieße dem Jungen unrecht tun, wenn man annehmen wollte, daß ihn dabei der eigensüchtige Hintergedanke beeinflußt hätte, daß er nun in

Zukunft um so mehr von jenem würde abschreiben, vielleicht auch hin und wieder eine Butter- und Mussemmel ergattern können. Nein solche Erwägungen mochten ja wohl blitzartig durch seinen Kopf gehen, aber die Hauptsache war etwas anderes, war ein noch nie gekanntes, eigenartiges, beinah süßes Gefühl. Es war ihm, als öffneten sich in seinem Innern Türen, die bisher immer verschlossen gewesen waren. Hinter den Türen lagen Kammern, von deren Vorhandensein er kaum etwas gewußt hatte, und aus diesen Kammern strömte es wie ein warmer, süßer Wein in sein Herz, sein ganzes Gemüt wie mit einem duftigen Rausch erfüllend. Das Gefühl der Freundschaft ging zum ersten Male in dem Knaben auf, und indem es ihn durchschauerte, empfand er es beinah wie Liebe. Seit heute hatte er eine Aufgabe, von der er sich noch gestern nichts hatte träumen lassen, die Aufgabe, für den da an seiner Seite, den alle angriffen und befehdeten, einzutreten und einzuspringen. Wie ihn das freute, daß alle anderen gegen ihn waren! Wie er sich heute zum ersten Male der Naturgabe bewußt wurde, daß er solch ein „strammer", mutiger Kerl war! Dieser da an seiner Seite, dieser schöne, stille, verfolgte Junge, der ihm doch eigentlich wie ein Wesen aus einer höheren, vornehmen Welt erschien, von nun an sein Schutzbefohlener! Ein wonniger Stolz umbrauste ihm das Herz. Mit dem Arme drückte er den Arm des anderen.

„Du, Drebkau," sagte er — und das war das erste und einzige, was er an diesem denkwürdigen Nachmittage sagte, „von jetzt an wollen wir immer zusammengehen — willst du?"

„Ja, Carstein, gern," erwiderte der andere.

Ob es der leise, beinah hauchende Ton dieser Erwiderung war, was den Hamster so entzückte, — er tat einen Sprung zur Seite, vom Wege hinweg, und riß den Gefährten mit sich hinter ein Gebüsch, wo sie für den Augenblick niemand sah. Dort ließ er den Arm Georg von Drebkaus aus seinem Arm gleiten, nahm dessen Gesicht zwischen beide Hände, und indem er seine Lippen geräuschlos, aber fest auf seine Lippen drückte, küßte er ihn auf den Mund. In heißem Erröten, so daß sein Gesicht bis unter die Haarwurzeln auf dem Haupte in Glut getaucht erschien, wandte er sich dann ab, und ohne sich noch einmal umzusehen, lief er gestreckten Laufes zur Anstalt zurück, von wo die Trommel verkündete, daß die Arbeitsstunde geschlagen hatte.

Am nächsten Tage aber konnten die beiden Freunde nicht

zusammensein, weil es ein Sonntag war. Am Sonntag ging der Hamster auf Urlaub zu seiner Mutter. Er verließ dann die Anstalt schon am Vormittag nach dem Gottesdienst und kam erst am Abend von der Mutter zurück, bei der er zu Mittag aß und den ganzen Nachmittag verbrachte.

„Wo bist denn du gestern gewesen?" fragte er Georg von Drebkau, als er am Montag darauf mit ihm zusammenkam.

„Na, hier doch, im Korps," erwiderte dieser kleinlaut.

„Bist du nicht ausgewesen?"

Er war wohl ausgewesen, aber nur auf dem Spaziergange, den die an Sonntagen in der Anstalt zurückbleibenden Kadetten regelmäßig unter der Führung eines Offiziers unternahmen.

„Ich meine — nicht auf Urlaub gewesen?"

Georg von Drebkau war nicht auf Urlaub gewesen. Er hatte ja in Potsdam keinen Menschen, zu dem er hätte gehen können.

„Gehst du nie auf Urlaub?"

Nein — er ging nie auf Urlaub.

Der Hamster verstummte. Das, was er da eben gehört hatte, erdrückte ihn förmlich. Nie auf Urlaub gehen! Weil er keinen Menschen hatte, zu dem er gehen konnte!

Die trostlose Verlassenheit, in der sich der Junge da an seiner Seite befand, war ihm noch nie so mit einem Schlage zum Bewußtsein gekommen, wie jetzt, als er das hörte. Wenn er sich vorstellte, daß so etwas ihm geschähe! Für solche in einer Anstalt eingeschlossene, eingesperrte Jungen ist ja der Sonntag, der eine Tag der Woche, an dem sie den Käfig verlassen dürfen, etwas unaussprechlich Schönes, unermeßlich Wertvolles. Freiheit — für viele nur ein Wort, ein leerer Begriff — wird für sie zu einem körperlich greifbaren, genießbaren Gut. Und wenn man dann am Sonntag zu befreundeten Menschen gehen konnte, in eine Familie, womöglich gar zu den Eltern, zur Mutter, wie der Hamster es tat, dann kam zu dem Freiheitsgefühle noch etwas hinzu, was noch mehr, noch viel mehr wert war.

Alle diese Knaben im Potsdamer Kadettenkorps waren ja noch Kinder, und Kinder müssen von Zeit zu Zeit nicht Freundlichkeit nur, sondern Zärtlichkeit empfangen: das ist die Seelenkost, die Kinder brauchen. Mochten die Offiziere, die Lehrer der Anstalt freundlich und wohlwollend sein — alle waren auch das nicht einmal — zärtlich waren sie nicht. Darum, wenn am

Sonntag die Pforten der Anstalt sich öffneten, war es für die Jungen, als täte eine andere, schönere Welt sich auf, als wehte ihnen eine weichere, wärmere Luft, Lebensluft entgegen. Ganz unnötig, daß ihnen da, wohin sie auf Urlaub gingen, etwas Besonderes an Freuden oder Unterhaltung geboten wurde. Darauf kam es ja gar nicht an. Nur einmal bei Menschen sein, nicht immer nur unter Vorgesetzten! Nur einmal, ein paar Stunden lang, die Luft atmen, die in Familienräumen weht, all das Süße, Geheime, Unaussprechliche genießen, was Frauenhände einem Hause bereiten, was man Häuslichkeit nennt! Was besaß denn die Mutter des Hamsters, die arme Majorswitwe, das sie ihrem Jungen, wenn er am Sonntag zu ihr kam, besonders hätte vorsetzen können? So gut wie gar nichts. Das Essen, zu dem sie sich mit ihm an den Tisch setzte, war einfacher als einfach, beinah dürftig; der Kaffee, den er am Nachmittag zu trinken bekam, fürchterlich dünn. Am Abend, bevor er in die Anstalt zurückging, eine Klappstulle, und damit basta! Und ging er darum weniger gern zu ihr? Lächerlicher Gedanke! Wer ihn beobachtet hätte, wie er vom Tor der Anstalt aus, sobald die ersehnte Stunde geschlagen hatte, losging, über die lange Brücke, den Lustgarten hin, den breiten Weg entlang und über den Kanal hinweg, den kürzesten, kürzesten Weg, damit er nur schnell nach der stillen Hoditzstraße gelangte, wo die Mutter wohnte, der würde nicht so gefragt haben. Sechs Tage lang, von Morgen bis Abend, hatte er sich ja darauf gefreut, auf den Augenblick, wo die Haustür hinter ihm ins Schloß fallen würde, mit einem Knall, daß die ganze, stille Straße erdröhnte, wo er die alte, hölzerne, auf der einen Seite durch einen Holzverschlag geblendete Treppe hinaufstürmen würde bis zu der Tür, neben der ein Klingelgriff hing, an der ein halbzersprungenes Porzellanschild mit dem Namen „Von Carstein" angenagelt war. Daß er nicht nötig haben würde, den Klingelzug in Bewegung zu setzen, das wußte er; daß die Türe von innen aufgehen, eine Frauengestalt in der offenen Tür erscheinen und „na Junge, bist du da?" sagen würde und daß er der Frau an den Hals fliegen, beinah an den Hals springen und „Mammi! Guten Tag, Mammi!" sagen würde, das wußte er. Und daß sich das immer und immer wiederholen, einen Sonntag wie alle Sonntage so sein würde, wußte er auch. Also gar nichts Neues, Spannendes, Überraschendes, was ihm bevorstand, sondern immer

nur die gleiche, alte Geschichte. Und würde sie ihm jemals langweilig werden, die alte Geschichte? Der Gedanke war so dumm, daß ihn der Hamster überhaupt noch nie gedacht hatte.

Und da ging an seiner Seite Arm in Arm mit ihm einer, der, ebenso eingesperrt wie er, niemals in die Freiheit hinauskam! Ein Junge, ebenso wie er, der nie zu Vater und Mutter, nie zu befreundeten Menschen kam! Unwillkürlich drehte der Hamster den Kopf zu ihm herum. Wie sah er denn nur bei alledem aus? Er an seiner Stelle würde ja ein Gefühl gehabt haben, als wenn er ersticken müßte. Und unterdessen sah dieser andere, der Georg von Drebkau, nicht anders aus als gewöhnlich; die dunklen Augen blickten vor sich hin wie immer, und die schweigsamen Züge des schönen Gesichts waren geschlossen, beinah verschlossen, wie immer. Das war dem Hamster unbegreiflich. Konnte jemand in solcher Notlage solche Fassung bewahren? Eine ungeheuere Rührung überkam ihn und zugleich ein ungeheuerer Respekt. Sich so ins Unabänderliche fügen zu können! Dieser Georg von Drebkau war doch wirklich ganz anders als er, eine ganz andere Art von Mensch. Er blieb stehen, und seine Erregung machte sich in einem tiefen, pustenden Atemzuge Luft.

„Du — Drebkau," sagte er, „aber das ist ja furchtbar?"

Der Angeredete erwiderte nichts; ein kaum wahrnehmbares Achselzucken war seine ganze Antwort.

Carstein faßte ihn wieder unter, und sie setzten ihren gemeinschaftlichen Gang fort; der Hamster in tiefem Sinnen. Plötzlich blieb er abermals stehen; ein Gedanke schien ihn erleuchtet zu haben.

„Du — Drebkau, weißt du, was mir einfällt? Ich werd' es meiner Alten sagen, daß du mit mir zu ihr auf Urlaub kommen sollst. Willst du?"

Zum ersten Male, solange der Hamster den anderen kannte, ging etwas wie ein Freudezucken über dessen Gesicht.

„Ach, Carstein," sagte er, „das ist so gut von dir! Aber deine Mutter kennt mich doch gar nicht; glaubst du denn, daß sie mich einladen wird?"

„Ganz gewiß tut sie's," erklärte der Hamster mit zuversichtlicher Entschiedenheit. „Ich sage ihr, daß du niemanden hast, zu dem du auf Urlaub gehen kannst, und daß du mein Freund bist. Dann tut sie's ganz bestimmt."

Georg von Drebkau schlang den Arm um die Schulter seines

Freundes: „Ach, Carstein, das wäre aber doch zu freundlich von deiner Mutter, wenn sie das täte!“ Man sah ihm an, wie die Erwartung ihn beinah erzittern machte. Der Hamster ergriff seinen Arm.

„Ja, weißt du,“ sagte er, „zu üppig mußt du dir die Geschichte nun nicht vorstellen. Ob meine Alte dich zum Essen einladen wird, das weiß ich nicht einmal.“

„Wer denkt denn daran?“ meinte der andere.

„Na ja — immerhin. Einmal in der Woche wenigstens den Fraß hier im Korps nicht schlingen müssen, ist doch schon was. Aber — wie gesagt —“

„Darauf kommt's mir ja gar nicht an,“ versicherte noch einmal Georg von Drebkau.

„Na ja — zum Nachmittag kämst du dann, nicht wahr? Am Abend gingen wir zusammen zurück? Schließlich, daß du doch einmal unter Menschen kommst, nicht wahr? Und nicht immer in der Bude hier zu sitzen brauchst. Das ist doch die Hauptsache.“

Ja freilich, das war die Hauptsache.

Die ganze Woche bis zum nächsten Sonntag, an dem der Hamster mit seiner Mutter sprechen wollte, beschäftigte der Gedanke die beiden Knaben: vom übernächsten Sonntag an würde Georg von Drebkau mit dem anderen auf Urlaub gehen. Eigentlich hätte es nahegelegen, daß der Hamster nicht bis zum Sonntag wartete, sondern im Laufe der Woche an die Mutter schrieb und ihr seinen Wunsch mitteilte. Für ihn aber war der Gedanke an Briefschreiben so wenig naheliegend, daß er ihm überhaupt gar nicht kam. Die Muskeln waren an dem Hamster nun einmal stärker als die Gedanken. Vielleicht, daß Georg von Drebkau daran dachte, aber die Bescheidenheit verbot ihm, den Kameraden dazu aufzufordern.

Endlich brach der lange erwartete Tag an, und beinah mit einer gewissen Feierlichkeit nahmen die beiden Knaben voneinander Abschied, als sie sich trennten, der eine, um in die Freiheit hinauszustürmen, der andere, um im Käfig zurückzubleiben. Bis an die Ausgangspforte hatte Georg von Drebkau dem Freunde das Geleit gegeben, und als dieser sich im Davonschreiten noch einmal umsah, schnitt es ihm ins Herz, als er den Jungen so still und traurig an seinem Fleck stehen und ihm nachblicken sah. Na — von nun an würde das anders werden. Heute abend

noch, so hatten sie verabredet, wenn die Urlaubgänger in die Anstalt zurückkehrten, was immer zu geschehen hatte, kurz bevor die Kadetten in den gemeinsamen Schlafsaal geführt wurden, wollten sie sich auf dem Flur vor ihren Stuben treffen und dort würde der Hamster ihm das befreiende Wort überbringen: meine Mutter lädt dich zum nächsten Sonntag ein. Wie alle Sonntage verging denn auch dieser für Georg von Drebkau, ein Tag, fast noch öder als die Wochentage, an denen einem die Unterrichtsstunden über die einsamen Gedanken hinweghalfen. Und grade heute, da sich ihm die Aussicht eröffnet hatte, daß dieser traurige Zustand ein Ende nehmen würde, empfand er die Öde, in der er dahinlebte, mit doppelter Schwere. Je später es wurde, je näher der Augenblick heranrückte, da der Hamster zurückkehren würde, um so mehr wuchs seine Aufregung. Die Mauern der Anstalt wurden ihm nun wirklich zu Gefängnismauern; wenn jetzt die Freiheit nicht kam, in die er verstohlen hinausgeblickt hatte, dann würde er wirklich ersticken, dann war es mit seiner Selbstbeherrschung zu Ende, dann würde er nicht mehr können! So war ihm zumute. Wie eine Schicksals- und Lebensfrage empfand er es, ob die unbekannte Frau, die Mutter seines Freundes, ihn würde kommen lassen oder nicht. Und mögen Erwachsene, in dem Hochmut des Unverstandes, mit dem Erwachsene Kindern gegenüber zu stehen pflegen, darüber lächeln, daß der Junge eine in ihren Augen so unbedeutende Sache so leidenschaftlich empfand — Erwachsene sollten bedenken, daß Schicksal kein allgemeiner Begriff, sondern etwas ist, dessen Gewicht je nach dem Seelenvermögen dessen empfunden wird, den es betrifft. Um die Blume zu zerschlagen, bedarf es freilich nicht des Orkans, der den Baum umreißt; aber die schwächere Unheilsmacht ist ebenso verderblich für jene, wie die stärkere für diesen, und die Vernichtung fühlt die Blume so gut wie der Baum.

Der Abend war gekommen, die Beurlaubten kehrten zurück, einer nach dem anderen. Auf dem langen Flur, der an der Zimmerreihe entlanglief, ging Georg von Drebkau auf und ab. Kam der Hamster noch immer nicht? Oder war er schon gekommen und hatte er ihn bei dem trüben Lampenlicht im Flur übersehen? Undenkbar, der Hamster würde sich doch auch seinerseits nach ihm umgesehen haben. Die Stunde, wo zum Schlafsaal hinaufgegangen wurde, stand unmittelbar bevor.

„Ist Carstein noch nicht wiedergekommen?“ fragte er, da er seine Ungeduld nicht mehr zu bezwingen vermochte, einen Kadetten, den er aus des Hamsters Stube heraustreten sah.

„Carstein? Ist ja seit einer halben Stunde wieder da,“ lautete die Antwort.

Dem Jungen versagte beinah der Herzschlag. Seit einer halben Stunde wieder zurück — und hatte ihn nicht aufgesucht? Was hatte das zu bedeuten? Daß er sein Versprechen vergessen hatte? Daran war natürlich nicht zu denken. Also was konnte es bedeuten? Was anders, als daß die Mutter nicht gewollt hatte? Und jetzt getraute der Hamster sich nicht, ihm das zu sagen. Ob er einmal zu ihm hineingehen, sich von ihm Gewißheit holen sollte? Nur das nicht! Wenn der Hamster nicht von selber kam, würde er ihn gewiß nicht fragen. Die stolze, scheue Seele des Knaben bebte vor dem Gedanken an eine Aufdringlichkeit zurück, als wenn man ihm zugemutet hätte, mit bloßen Fingern glühendes Eisen zu berühren. Lautlos, mit einem dumpfen Brausen in den Ohren und einem Gefühl im Herzen, das ihn beinah zerknickte, wandte er sich ab. Das Signal ertönte, auf welches hin die Stubengenossenschaften zusammenzutreten hatten, um in geschlossenem Marsche auf den Schlafsaal hinaufgeführt zu werden. Mechanisch stellte er sich in Reih und Glied, machte die Wendungen, die ihn das Kommandowort des Stubenältesten machen hieß, und setzte sich mit den anderen in Bewegung. Und ebenso mechanisch, fast ohne zu wissen, was er tat, legte er auf dem Schlafsaal droben die Kleider ab und streckte sich auf das harte Bett. Ein wüstes, kaltes, ödes Gefühl erdrückte ihm alle Fähigkeit zum Denken. All die freudige Aufregung, die diese ganze Woche lang in ihm gelodert hatte, erlosch wie ein qualmender Lichtstumpf, und das Bewußtsein, daß kein Mensch, kein Mensch etwas von ihm wissen wollte, lagerte sich wie eine zermalmende Last in der Seele des unglücklichen Kindes.

Der Schlafsaal war ein weitläufiger, viereckiger Raum, an dessen Seiten die Betten der Knaben aufgestellt waren, eines neben dem anderen, durch Holzverschläge voneinander getrennt. Quer durch den Raum hin stand der lange, mit Zinkblech beschlagene Waschtisch, an dem des Morgens die allgemeine Abwaschung stattfand. Über dem Waschtische hingen die wenigen Lampen, die den geräumigen Saal mit dämmerndem Licht erfüllten.

Vom Augenblick an, da der Schlafsaal betreten wurde, hatte jeder Lärm zu verstummen; die Hausordnung verbot jedes lautere Wort, jede Unterhaltung überhaupt. Ein jeder hatte sich schweigend niederzulegen und schlafend auszuharren, bis ihn am nächsten Morgen der Kommandoruf „Aufstehen!" zu neuer Tätigkeit erweckte. Wer nicht schlief, der hatte alsdann Gelegenheit, die tiefe, nur vom verschiedenartigen Geräusch des Schlummers durchtönte Stille zu belauschen.

Und einer, der heute, gegen all seine sonstige Gewohnheit, keinen Schlaf fand, war Hans von Carstein, der Hamster. Der Gedanke an seinen Freund, dem er die Einladung seiner Mutter zu überbringen versprochen hatte und nicht überbracht hatte, ließ ihn nicht zur Ruhe kommen. Was mochte in dessen Seele heute abend vorgegangen sein? Was mußte er von ihm denken?

Der dröhnende Schlag der großen Anstaltsuhr hatte schon vor geraumer Zeit Mitternacht verkündet; die Offiziere, die ebenfalls, in besonderen, durch spanische Wände von dem allgemeinen Raum abgesonderten Verschlägen, auf dem Saale schliefen, waren sämtlich erschienen und in ihren Kojen verschwunden. Der Hamster hatte sie vorübergehen sehen, einen nach dem anderen. Ein Ertapptwerden war nicht mehr zu befürchten. Nun duldete es ihn nicht länger.

Unhörbar glitt er von seinem Lager und über die Breite des Schlafsaales, dahin, wo, wie er wußte, das Bett Georg von Drebkaus stand.

Daß auch dieser nicht schlafen würde, hatte er sich wohl gedacht. Und es war so; ja es sah so aus, als hätte er erwartet, daß der andere noch kommen würde; denn wachend, die Arme unter dem Kopfe verschränkt, lag er in seinem schmalen Bett, die dunklen, großen Augen mit starrem, trostlosem Blick in das dämmrige Licht des Raumes gerichtet. Als er den Hamster erscheinen sah, veränderte er seine Haltung nicht, rührte sich überhaupt nicht, nur die Augen schloß er einmal langsam und öffnete sie dann wieder, und das sah aus, als hätte er sagen wollen: „Ich weiß ja alles und hatte es mir gedacht." Auf den Schemel zu Häupten des Bettes, auf dem die Knaben ihre Kleidung niederlegten, hockte sich der Hamster, so daß er neben dem Gesichte Georg von Drebkaus saß, dann beugte er sich zu dessen Ohr.

„Ich habe ja noch heute abend zu dir kommen wollen,"

wisperte er kaum vernehmbar, „aber ich habe nicht gewußt, wie ich's dir sagen sollte.“ Er unterbrach sich, er schien auch jetzt noch nicht zu wissen, wie er seinem armen Freunde die böse Nachricht beibringen sollte. „Es war so merkwürdig,“ fuhr er dann fort, „ich werde aus meiner Alten selber gar nicht klug. Ich habe ihr alles ganz genau gesagt, und erst hat sie auch gesagt, sie wollte, daß du kommen solltest, und dann mit einemmal wieder hat sie gesagt, nein, sie wollte nicht.“ Er unterbrach sich abermals, er beugte sich noch tiefer, als vorher, als wenn er den vor ihm Liegenden umarmen wollte, er sah etwas, was er noch nie gesehen hatte: Georg von Drebkau weinte. Die starren Augen, die bisher bei allem Leid, das er auszustehen gehabt hatte, trocken geblieben waren, wurden feucht, füllten sich, und wie stumme Zeugen allzubitteren Wehs rollten zwei dicke, schwere Tränen über die schmalen Wangen des schönen Gesichts.

Ganz benommen blickte der Hamster darauf hin. Wenn er sonst Jungen weinen sah, hatte er gesehen, wie sie den Mund aufrissen und das Gesicht verzogen — dieser Mund blieb geschlossen, die Züge des Gesichtes da verzerrten und verzogen sich nicht. Wie ein Wachslicht, das unter dem Feuer schmilzt und an dem die Tropfen herunterlaufen, so sah der Knabe in seinem lautlosen Weinen aus, und obschon der Hamster grade keine Begabung zu dichterischen Bildern besaß, kam ihm doch eine Empfindung, als schmölze und verginge da etwas unter einer Qual, die es nicht mehr zu ertragen vermochte.

„Weine doch nicht,“ fing er nach einiger Zeit wieder an, „weine doch nicht so.“ Aber sein Trostwort war leer; und wenn er selbst es empfand, so fühlte es der andere noch stärker. Mit einer plötzlichen, verzweifelten Bewegung warf er den Körper im Bette herum, so daß er mit dem Gesichte auf das Kopfkissen zu liegen kam, und nun schluchzte er in das Kopfkissen, immer lautlos, ohne einen Ton von sich zu geben, wie vorher, aber so heftig, daß der Hamster seinen Körper unter der Bettdecke auf- und niederfliegen sah.

Noch ein ganzes Weilchen saß der Hamster auf seinem Fleck und wartete, ob der Sturm sich legen, ob der andere sich wieder herumdrehen und seinem Zuspruche zugänglich werden würde. Aber er wartete vergebens. Und da ihm außerdem wohl bekannt war, daß nächtliche Besuche solcher Art durchaus unerlaubt waren und, wenn sie entdeckt wurden, Strafe mit sich

brachten, so entschloß er sich endlich, seinen unnützen und zugleich gefährlichen Posten aufzugeben, und huschte zu seiner Lagerstatt zurück.

Am nächsten Tage mußte erzählt und erklärt werden, und das war ein saures Stück Arbeit für den Hamster. Erst nachdem er längere Zeit stumm neben dem anderen hergegangen war, vermochte er notdürftig anzufangen, aber auch dann kam die Erzählung nur mühsam, stoßweise, als wenn er sie Stück für Stück aus seiner Erinnerung losbrechen müßte, heraus. Es war auch wirklich sonderbar, was er da zu Hause mit seiner Mutter erlebt hatte, und das Schlimmste war, daß er gar nicht alles wiedergeben durfte, was sie bei der Gelegenheit gesagt hatte.

Anfänglich, als er ihr, ganz Feuer und Flamme, erzählt hatte, daß er einen Freund gefunden, war auch die Mutter ganz Feuer und Flamme geworden. „Na, Junge, sieh mal an! Wie hat sich denn das gemacht?"

Der Wahrheit gemäß hatte er ihr darauf den ganzen Hergang erzählt, von dem Augenblick an, wo er Georg von Drebkau vor dem Getauchtwerden beschützt hatte, bis zu der Mus- und Buttersemmel und dem mathematischen Extemporale, das er von seinem Freunde abgeschrieben hatte.

Da hatte sie, als sie das hörte, „riesig" gelacht; „denn weißt du, meine Alte kann kolossal ulkig sein," hatte ihm mit allen fünf Fingern ins Haar gegriffen, seinen Kopf geschüttelt und gesagt: „Na, hör' mal, Hamster" — denn daß ihr Junge mit Spitznamen so hieß, war ihr natürlich bekannt — „solch einen Freund, den kannst du aber brauchen. Den hat dir wahrhaftig Gott beschert!"

Na — und als er nun gefragt hatte, ob er seinen Freund, der niemanden hätte, zu dem er auf Urlaub gehen könnte, zu ihr mitbringen dürfte, hatte sie „aber natürlich doch," gesagt! „Daß er hier keinen Schnepfenbraten und Schnepfendreck zu essen kriegt, das hast du ihm doch hoffentlich gesagt?"

Ja gewiß, das hatte er seinem Freunde gesagt, und darauf hatte der gemeint, daß es ihm darauf ja ganz und gar nicht ankäme. Und alsdann hatte sie sich auf die Chaiselongue gelegt, auf der sie nachmittags immer ein Weilchen zu liegen pflegte, und hatte noch vor dem Eindrusseln gesagt: „Na, dann ist also alles abgemacht, und von nächstem Sonntag an bring' du deinen Freund nur mit."

Und somit war ja nun alles abgemacht gewesen und alles gut, so gut, daß der Hamster in der Freude seines Herzens, weil er grade zu Füßen des Ruhebettes saß, auf dem die Mutter lag, ihre wunderhübschen, kleinen Füße, die in ganz abgetragenen, alten Samtpantoffeln steckten, in die Hände genommen und geküßt und „ach Mammi, du bist gut," gesagt hatte, „du bist wirklich gut!"

Nachher aber war sie wieder aufgestanden und dann — es ging schon auf den Abend — hatte sie mit einemmal ganz von selbst zu lachen angefangen und gemeint: „Na, wir sind aber wirklich gut — ich nicht minder als du — bei alledem weiß ich noch nicht einmal, wie dein neuer Freund nun eigentlich heißt!"

„Hab' ich denn wirklich vergessen," hatte der Hamster darauf erwidert, „dir das zu sagen? Na, er heißt Drebkau, Georg von Drebkau."

Und wie er das kaum 'raus gehabt hatte, da war die Geschichte gekommen, das heißt, da war seine Alte mit einemmal rein anders, rein wie umgewandelt gewesen. „Bumsstill" war sie mit einemmal geworden, und kein Gedanke mehr an Lachen, sondern im Gegenteil, als wenn sie mitten in Eiswasser drin gestanden hätte, bis an den Hals, solch ein Gesicht hatte sie gemacht.

„Dreb—kau?" hatte sie gesagt; „was ist denn sein Vater? Offizier?" Ja, allerdings war sein Vater Offizier, ein sehr hoher sogar.

„Beim Generalstab?" Ja — beim Generalstab; das wußte der Hamster für gewiß.

„Am Rhein in Garnison?" Das hatte der Hamster nicht genau anzugeben vermocht, aber er glaubte, so etwas gehört zu haben.

„Aber beim Generalstab? Das ist gewiß?" Das war gewiß. Und darauf hatte sie mit einem Male den Kopf geschüttelt und gesagt: „Nein! dann geht's nicht! dann bringst du mir den nicht ins Haus!"

Und als der Hamster ganz verblüfft „aber — Mammi" — angefangen hatte, war sie durchs ganze Zimmer gelaufen, „rein, als wenn sie rappelig geworden wäre" und hatte noch einmal „nein! nein! nein!" geschrien.

Darauf hatte dann der Hamster nichts mehr zu sagen ge-

wußt, hatte es auch gar nicht erst unternommen, noch irgend etwas zu sagen. „Denn das kenne ich. Für gewöhnlich ist meine Alte gut, sehr gut sogar aber dazwischen hat sie Anfälle, da geht sie rein aus dem Häuschen. Da ist nichts mit ihr anzufangen, aber auch gar nichts, da muß man einfach still sein und sie machen lassen."

Und als der Hamster dies gesagt hatte, verstummte er und wurde wieder bis über beide Ohren rot. Denn nun kam noch etwas, was die Mutter gesagt hatte, und das durfte er seinem Freunde nicht wieder sagen. Unter keiner Bedingung.

„Solch ein Judenbengel soll mir nicht ins Haus," hatte sie gesagt.

Beinah einen Familienkonflikt zwischen Mutter und Sohn hatte es gegeben, und davon durfte der Hamster dem anderen auch wieder nichts erzählen. Nur weil er mit seinem Gelde prahlen wolle, so hatte die Mutter behauptet, hätte jener dem Hamster die Semmel mit Butter und Mus schmieren lassen. Darauf hatte der Hamster äußerst energisch widersprochen, und darauf wieder war sie immer leidenschaftlicher geworden.

„Hätte ich gewußt, daß du mit dem Freundschaft machen wolltest, hätt' ich's dir überhaupt gar nicht erlaubt. Verboten hätt' ich's dir. Es paßt mir nicht, daß du mit so einem gehst! Du bist ein armer Junge, und es paßt mir nicht, daß du dich an solch einen reichen, hochnäsigen Bengel hängst!"

Das hatte dann wieder den Hamster fürchterlich verschnupft, und er hatte nachdrücklichst erklärt, daß davon, daß er sich an Georg von Drebkau gehängt haben sollte, keine Rede sei, und daß, wenn seine Mutter das behauptete, das nur ein Zeichen wäre, daß sie nicht aufgepaßt hätte, als er ihr erzählte, wie er mit jenem zusammengekommen sei.

Und so hatte ein Wort das andere gegeben, und schließlich hatte die Mutter, indem sie immer wieder auf das zurückkam, was sie gesagt hatte, nochmals erklärt, daß ihr die Freundschaft des Hamsters mit dem anderen nicht passe, „denn du bist ein armer Junge, aber dein Vater war ein braver, anständiger Mann, und die Mutter von dem war ein Judenmädchen, und sein Vater ist ein" — und nun hatte der Hamster nicht mehr genau verstanden, denn bei diesen Worten hatte die Mutter angefangen zu weinen. Aber es war ihm, als hätte er verstanden: „Sein Vater ist ein schlechter Kerl."

Und indem sie das sagte, war sie aus dem Zimmer gegangen, „eigentlich schon mehr gelaufen“, und hatte die Tür hinter sich zugeworfen, war auch nicht wiedergekommen, sondern hatte den Hamster sich selbst überlassen, so daß dieser, einsam am Tische sitzend, die Klappstullen, die sie ihm zurechtgemacht hatte, schweigend für sich verzehren mußte. Und alsdann, weil die Zeit heranrückte, da er in der Anstalt sein mußte, war er aufgestanden und davongegangen. Und so war ihm etwas begegnet, was ihm noch nie geschehen war, daß er ohne Abschiedskuß von seiner Mammi davongegangen war. Und als er im Kadettenkorps ankam, merkte er, daß er eine halbe Stunde früher zurückgekommen war, als er zu kommen nötig gehabt hätte. Das war ihm auch noch nie begegnet und gereichte ihm ebenfalls zu herbem Kummer.

Und so war aus dem Tage, auf den er sich so gefreut hatte, nichts geworden, als Enttäuschung und Verdruß. Darum hatte er sich, als er in die Anstalt zurückgekehrt war, still auf seine Stube begeben; denn in seinem Kopfe und seinem Herzen war ein solches Durcheinander von Gedanken und Empfindungen, daß es ihm ganz unmöglich gewesen wäre, ruhig und vernünftig mit Georg von Drebkau zu sprechen und ihm Dinge zu erklären, die er sich selbst nicht zu erklären vermochte. Als er aber dann in der Nacht aufgestanden war und den schönen, traurigen Jungen vor sich hatte liegen und lautlos in die Nacht hinausweinen sehen, ohne daß sich die Züge des edlen Gesichts verzogen uud verzerrten, da hatte er gefühlt, daß an dem, was die Mutter gesagt hatte, irgend etwas nicht in Ordnung, daß es nicht gerecht gewesen sei, und da hatte er für sich beschlossen, allem zum Trotz, und auch wenn es seiner eigenen Mutter nicht paßte, dennoch der Freund von diesem da zu sein und zu bleiben.

Noch lange aber, nachdem der Hamster wieder in seine Behausung zurückgekehrt war, und auch später noch, zu der Stunde, als er sich vom Lager erhob, um zu dem Bette seines Freundes hinüberzuschleichen, bis tief in die Nacht hinein, brannte in der stillen Hoditzstraße, in dem Zimmer, dessen Tür sich so jählings vor der Nase des Jungen geschlossen hatte, das Licht. Die Tür hatte sich seit seinem Fortgehen noch nicht ein einziges Mal wieder geöffnet, lag noch immer, wie in einer Art von Verbissenheit geschlossen, denn hinter der Tür, in einer engen Stube, an einem schmalen Schreibtische, bei einer dürftigen Petroleumlampe,

saß eine Frau, eine leidenschaftlich erregte, die Majorswitwe von Carstein, die Mutter des Hamsters, die in ihrer Erregung völlig vergessen hatte, daß da nebenan ihr Junge auf den Abschiedskuß wartete. Vergessen, weil die Gewalt über sie gekommen war, die es dem Menschen unmöglich macht, teilzunehmen an anderen, eifersüchtige Leidenschaft. Was in der Mutter vorgegangen war, als sie in Tränen ausbrechend, hinausgegangen, „schon mehr gelaufen“ war und die Tür hinter sich zugeworfen hatte, das konnte der gute, dicke Junge freilich nicht verstehen, hätte es auch wohl kaum verstanden, wenn es ihm erklärt worden wäre. Denn der naive, kindliche Egoismus läßt dem Kinde das Schicksal der Mutter und alle ihre Interessen als untrennbar von seinen eigenen erscheinen. Daß die Mutter daneben auch noch für sich, als Mensch, als Frau, fühlen und denken könne, das wird einem in gesunden Familienverhältnissen aufgewachsenen Kinde niemals einleuchten.

Eine solche Stunde aber war für die Frau gekommen, eine Stunde des Erinnerns, der Erinnerung an vergangene Zeit, eine Zeit, als es noch keinen Hamster, auch noch nicht einmal den Vater des Hamsters, den Hauptmann, späteren Major von Carstein, in ihrem Leben gegeben hatte, sondern einen anderen, und nur diesen allein, den Mann, dessen Namen sie da eben von den ahnungslosen Lippen vernommen hatte, der sich genannt hatte, wie jetzt sein Sohn sich nannte, Georg von Drebkau.

Fünfzehn Jahre Ruhe waren mit einem Schlage vernichtet, fünfzehn Jahre resignierten Vergessenwollens durch das plötzliche, unvermutete, unerwartete Wiederaufklingen des Namens in leidenschaftliches, qualvolles, wütendes Erinnern verwandelt.

Unter Tränen war die Erinnerung wieder hervorgebrochen, und jetzt, in dem verschlossenen Zimmer, an dem schmalen Schreibtisch, bei der dürftigen Lampe, arbeitete sie in den Händen der Frau fort, in den fliegenden Händen, die mit zitternder Hast Schubfach auf Schubfach des Schreibtisches aufzogen und Papiere daraus hervorrissen, in Paketen zusammengebunden, mit vergilbten, vertrockneten, vermorschten Blumen durchsteckt, Briefe, Briefe und Briefe!

Briefe, die sie seinerzeit von dem schönen, glänzenden Offizier erhalten hatte, dem Georg von Drebkau, dem inbrünstig geliebten, ersehnten, treulosen Mann, dem „schlechten Kerl“, die sie hundertmal hatte vernichten, ihm hatte zurückschicken wollen,

als sie später den „braven, anständigen" Hauptmann von Carstein geheiratet hatte, und die sie doch nicht vernichtet, doch nicht zurückgeschickt hatte, weil sie sich davon nicht trennen konnte. Nicht konnte!

Und nun lagen sie da vor ihr, all die Schriftstücke, mit seiner Handschrift bedeckt, seiner klaren, siegreichen und siegesgewissen Handschrift — ja freilich, der hatte immer ganz genau gewußt, wo er hinaus, was er erreichen und erringen wollte, der Streber — lagen vor ihr, wie Steine, die man auf ein Grab wälzt, wie erloschene Augen. Unter den Steinen aber zuckte es, ein Mensch lag darunter begraben, das war sie selbst; ein Herz, das war ihr Herz; und dieses Herz, das fünfzehn Jahre lang im Vergessenwollen gelegen hatte, war jählings wieder aufgewacht. Die erloschenen Augen bekamen wieder Licht, sahen sie an, und aus ihnen sah die alte Zeit sie wieder an, die hundertmal verwünschte, hunderttausendmal zurückgewünschte, törichte, dumme, selige, reiche Zeit, die mit trügerischen, lügnerischen Hoffnungen gefüllt, doch besser gewesen war als die spätere, vernünftige, mit Wahrheit und Wirklichkeit bis zum Ekel vollgepfropfte Zeit, die Zeit, als sie noch nicht Frau Hauptmann von Carstein, sondern noch Käthe gewesen war, die Tochter des alten Obersten a. D. von Pehle, Käthe von Pehle, sonst weiter nichts — ja — doch noch etwas: „Die schöne Käthe."

Ob es da in den gelb gewordenen Briefbogen geschrieben stand, dieses Wort? Oder lag es, wie die Seele all dieser Briefe, gleich einem alten, süßen Dufte darüber? So daß es, wie ein längst verklungenes Echo, ihr ans Ohr hämmerte: „Schöne Käthe — schöne Käthe." Mit einem Griff hob sie die Lampe auf und trat vor den dürftigen, über dem dürftigen Sofa angebrachten, elliptischen Spiegel und beleuchtete ihr Spiegelbild. Und als ihr aus dem Spiegel nicht Käthe von Pehle mehr, sondern die Witwe des armen „braven, anständigen" Majors von Carstein entgegensah, setzte sie die Lampe wieder auf den Schreibtisch zurück, mit einem Stoße, daß die Glocke aufhüpfte, und ihre Lippen murmelten etwas, das ihr dicker Junge, der Hamster, wahrscheinlich wieder nicht genau verstanden haben würde, und das so ungefähr wie „alte Närrin — alte Närrin" klang.

Vor dem Schreibtische setzte sie sich nieder; auf die Briefe, die vor ihr ausgestreut lagen, wie auf ein Polster, stützte sie

beide Ellbogen auf, in die Hände senkte sie das Haupt, so daß die Finger sich von beiden Seiten in das Haar wirrten und das blonde, schwere, noch kaum von einem grauen Faden durchzogene Haar sich langsam, langsam zu lösen und zu beiden Seiten des Gesichts herabzufließen begann. Und so, von ihrer alten, einstigen Schönheit wie von einem Schleier umwoben, der sie loslöste und trennte von der grauen, wirklichen Gegenwart, saß sie in der einsamen Nacht, stundenlang, stundenlang, und die Tage zogen an ihr vorüber, die Monde, die Jahre, die anfänglich so jauchzend gelacht, dann gelächelt, später ernst und schließlich grämlich und finster geblickt hatten, die schönen, bösen, betrügerischen Tage der Jugend, die so Unermeßliches versprochen und so Winziges gegeben, die ihr den blauen Himmel mit all seiner strahlenden Herrlichkeit vorgespiegelt, und ihr schließlich ein elendes Kämmerchen gegönnt hatten, in das man sie einführte mit den Worten: „Das ist das Leben," in dem statt aller Beleuchtung eine einsame Kerze brannte, ein jämmerlich, armseliges Talglicht — Resignation, Resignation.

Die „schöne Käthe" — wäre sie nur daneben, wenn auch nicht grade die „reiche", doch wenigstens die „wohlhabende" Käthe gewesen! Aber die Tochter eines alten preußischen Obersten a. D., du allmächtiger Gott! Aber wer hatte damals Gedanken für so etwas gehabt?

Damals, als jeder neu erstehende Tag wie ein Strom über sie dahinging, über ihren jungen, schönen Leib, wie eine Welle des Glücks über ihre junge, freudige Seele. O, die Bäume von Sanssouci, vom Neuen Garten beim Marmorpalais, die Rosenlauben von Charlottenhof, wenn sie hätten sprechen und erzählen können von den Nachmittagsfesten im Sommer, wenn der Hof die Potsdamer Gesellschaft um sich versammelte! Wenn sie hätten als Zeugen auftreten und Antwort geben können auf die Frage: Wer war die schönste? Einstimmig würden sie einen Namen genannt haben: Käthe von Pehle, die schöne Käthe. Kostbarere Kleiderstoffe umrauschten ja so manche der schönen Frauengestalten, die an solchen Nachmittagen wie wandelnde Blumen in den Baumgängen sich bewegten, kostbarere Sonnenschirme wiegten sich über manchem Haupt, Brillantbroschen funkelten bei anderen da, wo bei Käthe von Pehle nur eine frisch gebrochene Rose über dem jungen Busen lachte; aber was fragten die jungen Offiziere nach den reicheren oder weniger reichen Kleidern, wenn

sie auf die Glieder blickten, die sich in den Kleidern bargen. Grade weil ihr Kleid soviel einfacher war, ließ es sich ja um soviel leichter aufnehmen und schürzen, wenn sie beim Zecklaufen oder bei anderen ländlichen Spielen über den Rasen am Neuen Palais oder im Park von Babelsberg dahinflog mit flatternden Locken, auf reizenden Füßen, die Potsdamer Atalante, wie einer dieser jungen Offiziere, der glänzendste von allen, sie genannt hatte, der, dem seiner körperlichen Vorzüge und geistigen Überlegenheit wegen eine besondere Karriere prophezeit wurde, der Oberleutnant, oder wie es damals noch hieß, Premierlieutenant der Gardekavallerie, Georg von Drebkau. Wo ein Fest gefeiert wurde, da war Käthe von Pehle; wo Käthe von Pehle war, da war der Leutnant von Drebkau; und wenn bei Tänzen, Lauf- und Fangspielen die schöne Käthe als das „schneidigste" der jungen Mädchen allen voran und voraus war, so war Georg von Drebkau als der „schneidigste" von all' den jungen Offizieren neben ihr und hinter ihr drein.

O, die Stunde und der Tag, als ihr zum ersten Male das Bewußtsein aufging, daß sie es war, auf welche dieser Abgott aller Potsdamer jungen Mädchen die Augen gelenkt hatte! Und nicht die Augen nur, sondern auch die Gedanken, diese allen seinen Kameraden so überlegenen Gedanken. Denn nicht allein, daß er ein flotter Tänzer, ein prachtvoller Reiter war, er war auch „kolossal gebildet und bedeutend". Das Abiturienten-examen hatte er gemacht und sogar ein Jahr noch studiert, bevor er Soldat wurde. Und dieser Held, dem die glänzende Zukunft gradezu wie mit Goldbuchstaben auf der Stirn geschrieben stand, wandte sich ihr zu! Denn daß er es tat, das merkten an den äußerlichen Zeichen, an denen man so etwas merkt, eben alle; sie aber fühlte es; in ihrem jungen, wie mit heißen Lippen aufjubelnden Herzen fühlte sie das. Und in ihrem jungen, einfältigen Herzen stand als Antwort etwas auf, das wie mit sehnenden Armen zu dem Mann hinüberlangte, eine mächtige, ihr ganzes Wesen dahinnehmende Liebe, eine Liebe, der sie sich hingab, so völlig und ohne Rücksicht, wie es der Mensch eben tut, so lange er jung und töricht im Kopf und weise im Herzen ist, solange er die dumme, enge, gemeine Klugheit noch nicht gelernt hat, die das Leben später einen jeden lehrt.

Die enge Potsdamer Schnürbrust, die das schwellende, junge

Herz umschloß, wie sie weit wurde unter dem gärenden Drange des Frühlings, der da drinnen aufstürmte! Der beschränkte Potsdamer Gesichtskreis, wie er sich zum großen Horizonte auswuchs, wenn ihre Gedanken ihr eine Zukunft an der Seite des Mannes vorphantasierten, dessen Zukunft sicherlich nicht an den Exerzierplatz auf dem „Bornstedter Feld," im „Lustgarten" und „Langen Stall" gebunden bleiben würde. Denn einige Monate nach diesem ersten sommerlichen Bekanntwerden trat ja bereits die erste, verheißungsvolle Wandlung in seinem Leben ein: er wurde nach Berlin zur Kriegsakademie kommandiert. Mitten unter Festen der Gesellschaft, während er seinem Dienste pünktlich nachging, hatte er Zeit gefunden, sich zu dem Examen vorzubereiten, das als Vorbedingung zur Aufnahme in die Akademie abgelegt werden mußte. Glänzend hatte er es bestanden. Wie ein Lauffeuer ging die Nachricht durch ganz Potsdam. Niemand hatte bezweifelt, daß es so und nicht anders ausfallen würde, und dennoch, als die Bestätigung kam, war alles helles, lichtes Erstaunen, denn niemand hätte zu sagen gewußt, wann er eigentlich gearbeitet hatte. Aber er setzte eben durch, was er sich vorgenommen hatte, dieser „bedeutende Mann", wie die Freunde und Käthe von Pehle, dieser „Streber", wie Feinde und Neider und jetzt die Majorswitwe Käthe von Carstein, geborene von Pehle, sagten.

Er hatte es durchgesetzt, er ging nach Berlin, und als er mit gemessenen Worten und heißen Augen von ihr Abschied nahm, sah dieser Abschied wie ein Versprechen aus, das über die augenblicklich bevorstehende Trennung hinweg auf eine Zeit hinüberdeutete, wo Wiederfinden sein und aus dem Wiederfinden Zusammenbleiben und dauernde Vereinigung werden würde.!

Und aus dieser, für liebende Menschen so schmerzlich-süßen Zeit der Trennung stammten nun die Briefe her, die jetzt wie verwelkte Blätter, wie Schuttbrocken eines Palastes vor der einsamen Frau lagen. Nicht der Herbst hatte diese Blätter im gemächlichen Schicksalsgange der Zeit vergilben lassen — der Frost hatte sie verbrannt; der Palast, der da in Trümmern vor ihr lag, war nie unter Dach gekommen, war eingestürzt, bevor er fertig geworden war. Täuschung und Enttäuschung — das war es, was aus diesen Blättern wie mit dumpfer, klagender, beinah heulender Stimme ihr entgegentönte, was ihre Hände mit krallenden Fingern ins Haar greifen ließ und die Tränen ver-

giftete, die auf die Blätter fielen. Soviel ersehnt, erwartet, erhofft — und nichts daraus geworden. Nicht das mindeste! Nichts!

Wie der Mann zu schreiben gewußt hatte! Wie diese ersten Briefe klangen, die ihr damals von Berlin zugegangen waren! Noch heute, indem sie die längst verhallten Worte wieder las, war es ihr, als käme der Rausch über sie dahergefahren, so daß ihr altgewordenes, vergrämtes, verbittertes Herz zu zittern begann, als könnte es den Überschwall des Glücks nicht mehr ertragen. Und nach den ersten Briefen die folgenden, alle wie jene, funkelnd von Geist, sprühend von Leben und atmend von Sehnsucht und Liebe, wie Küsse, unter denen man wie unter Blumenduft erstickt.

Dann aber, noch kaum mit Gedanken begriffen, nur wie eine Ahnung kommenden Unheils mit tastendem Gefühl empfunden, das erste Anzeichen, daß etwas sich vorbereitete, etwas Böses: die erste längere Pause im Schreiben. Gleichzeitig damit ein anderer Ton in den Briefen, ein Ton, der an das Flügelschlagen eines flügelgelähmten Vogels erinnerte, ein Versuchen, sich zu der einstigen Wärme und Lebendigkeit wieder aufzuschwingen, ein Versuchen und Nichtmehrkönnen, ein Erkalten, ein Erlahmen und Dahinsinken von einem zum anderen Mal. Dazu die Briefe immer kürzer, die Pausen immer länger.

Und nun wie das halbverblaßte Bild eines bösen Traumes, der uns einstmals gequält hat, stieg die Erinnerung an die Zeit wieder auf, die schlimme Zeit, als sie das alles zu bemerken, als sie zu fühlen begonnen hatte, daß sich ein Wolkenschatten vor die Sonne in ihrem Herzen schob, als sich der Wolkenschatten zum Gewölk ballte, zu der Ahnung, daß in ihrem Leben etwas anders kommen könnte, als sie geglaubt hatte, als die Ahnung zum Bewußtsein, das Bewußtsein zur Gewißheit wurde, daß alles anders, daß statt Freude und Glückseligkeit, Kummer und Verzweiflung kommen würde. Der schreckliche Augenblick alsdann, als die Briefe plötzlich ganz verstummten; der noch schrecklichere, als auch keine Antwort mehr kam, auf ihre angstvollen, flehenden, beinah bettelnden Briefe keine Antwort mehr. Und dann endlich die furchtbare Kunde, der Donnerschlag, der auf sie herabfiel und ihr Leib und Seele zertrümmern zu wollen schien, die Nachricht: Georg von Drebkau hat sich verlobt!

Noch jetzt, indem sie daran zurückdachte, trieb es die ein-

same Frau in der nächtlichen Stube vom Sitze empor, daß sie stöhnend, wie eine Rasende, im Zimmer hin und her ging, in das Kleid greifend, als wollte sie es aufreißen, um Luft zu bekommen, Luft.

Verlobt! Und mit wem verlobt? Mit einem reichen Mädchen! Einer Jüdin! Mit der Tochter eines jüdischen Bankiers in Berlin! Daß sie das damals ertragen hatte, daß sie nicht gestorben und zugrunde daran gegangen war, darüber wunderte sie sich noch heute, wunderte sich — und beklagte es beinah. Ja, armer, „braver, anständiger“ Hauptmann von Carstein, es muß gesagt sein, beklagte es! So also sah er in Wirklichkeit aus, der strahlende Held, der „schneidige, bedeutende Mann“, der „elende Streber“, der „schlechte, schlechte Kerl“, der Georg von Drebkau. Für so eine war sie drangegeben und vertauscht worden, für die Tochter eines Halsabschneiders, sie, das adlige Mädchen! All die liebende Glut in ihrem Herzen, ihre herrlichen Glieder, ihr schönes Gesicht und leuchtendes Haar, dahingeworfen wie ein Haufen Kehricht für ein schmutziges Bündel stinkender Bankaktien!

O, die Tränen, die sie damals geweint hatte, die schrecklichen, Tränen die so schrecklich waren, weil nicht der Schmerz allein sie erpreßte, sondern der wütende Ekel, der Ekel darüber, daß sie nichts war als ein armes Mädchen. Das hatte er aus ihr gemacht, daß sie, die sich wie eine Königin vorgekommen war, wie eine Göttin, sich an sich selbst ärgerte, an sich selbst verzweifelte, weil alles das, worauf sie bisher stolz gewesen war, ihr zusammenschrumpfte zu einem lächerlichen Nichts? So ganz mit Leib und Seele hatte sie sich dem Manne in Gedanken hingegeben, daß sie sich jetzt, da er nichts mehr von ihr wissen wollte, wie geschändet vorkam, wie ein wertloses Stück Ware, das man in den Winkel stellt, irgendwohin, bis daß vielleicht ein anderer Käufer kommt, an den man es losschlägt, verschachert um jeden Preis.

Und ein anderer war denn auch gekommen; freilich nicht gleich, aber doch nach einiger Zeit, nachdem sich das Schicksal der „schönen Käthe“ herumgesprochen hatte; freilich kein reicher Käufer, sondern ein armer, aber „braver, anständiger“ Mann, der aus wahrer, wahrhaftiger Liebe kam, der Lehrer an der Potsdamer Kriegsschule, Hauptmann in einem Linienregiment, von Carstein.

Leutnant der Gardekavallerie und Hauptmann von der

Linie — der ganze Unterschied zwischen einst und jetzt war in diesen zwei für ein Potsdamer Mädchenohr so bezeichnenden Worten ausgesprochen. Solange der glänzende Falter die Blume umgaukelte, hatte er sich zurückgehalten — „sich nicht herangetraut", wie ihr verbittertes Gemüt es nannte — jetzt, da die Bahn frei geworden war, kam er. Und dieser Vorgang eben, in dem sich der ganze Himmelssturz ihrer Hoffnungen und Träume widerspiegelte, hatte sie anfänglich zu einem wütenden, widerstrebenden „Nein" getrieben. Aber er ließ sich nicht abschrecken. Er liebte das schöne Geschöpf aufrichtig und ernst. Vielleicht war er zu früh gekommen — er würde später wiederkommen. Und er kam wieder. Und er hatte richtig gerechnet. Als er das zweitemal wiederkam, war die Verzweiflung in ihr kalt geworden und in der Zwischenzeit noch etwas hinzugekommen: das öde Angstgefühl vor dem „Sitzenbleiben". Wie viele solcher Töchter verabschiedeter Offiziere und Beamten hatte sie da in Potsdam umhergehen sehen, sah sie täglich noch umhergehen, die schön gewesen waren, wie sie selbst, und arm wie sie, die keinen Mann gefunden hatten, sitzengeblieben waren, und jetzt in Altjungfertum verwelkend, wie verkörperte Gallenblasen durch das Leben gingen, den Ihrigen eine Last, und die, weil sie nicht bloß Ballast sein wollten, die Hauswirtschaft an sich rissen und die Ihrigen tyrannisierten.

Wollte sie auch eine solche werden? Nur das nicht! Sollte ihr ganzes Lebensglück fortan auch darin bestehen, daß sie hier und da einmal von einer mitleidigen Seele zum Nachmittagskaffee eingeladen wurde, wo sie als ewiges „junges Mädchen" hinter jeder, wenn auch viel jüngeren, verheirateten Frau respektvoll zurückzutreten hatte? Wo sie sich mit ihren Schicksalsgenossinnen zusammensetzen und die Jüngeren, Glücklicheren, die sich verlobten, verheirateten, kritisieren, bespötteln, durchhecheln konnte? Solch ein unglücklich unseliges Wesen, dem die giftige Krankheit, der Neid, zu einem dauernden Zustand, zu einer zweiten Natur geworden war, ohne die es nicht mehr leben konnte? Wollte sie das? Nein. Alles, nur das nicht! Darum, als der Hauptmann von der Linie zum zweiten Male kam, biß sie die Zähne zusammen und sagte „ja".

Sehr laut mochte das „Ja", das hinter zusammengebissenen Zähnen herauskam, nicht grade gewesen sein, und mit freudigen Gefühlen wurde sie gewiß nicht Frau Hauptmann von Carstein.

Aber nachdem sie es geworden war und nachdem sie erkannt hatte, daß er wirklich ein „braver, anständiger“ Mann war, wurde auch sie ihm eine brave Frau. Denn wenn sie von dem alten preußischen Oberst a. D., ihrem Vater, auch kein Geld geerbt hatte, so hatte sie doch etwas anderes von ihm überkommen, ein kerniges, trotziges, nicht wankendes Pflichtgefühl.

Darum, als sie dem von Carstein vor dem Altar die Hand reichte, hatte sie im Geiste die Augen zugedrückt, die bis dahin immer noch dahingeschielt hatten, wo der andere seinen glänzenden Strebergang verfolgte. „Von nun an ist der p. von Drebkau nicht mehr vorhanden“: das war der stumme Treuschwur gewesen, den sie im Innern dem „lauten und deutlichen“ Ja hinzufügte, das der Geistliche von ihr verlangt hatte.

Und dies war nun das Leben, das das Schicksal der „schönen Käthe“ zugedacht und bereitet hatte, das pflichttreue, arme, einförmige Leben, in das von Zeit zu Zeit, wie der Glanz aus einer anderen Welt, Nachrichten kamen von einem neuen Avancement, einer neuen Ordensverleihung, einer neuen Glücksstufe, die der andere, der Streber, der p. von Drebkau erlangt und „ergattert“ hatte.

Nicht, daß sie um solche Nachrichten sich bemüht hätte.

Aber Zeitungen kommen schließlich in jedes Haus, und als echtes Potsdamer Soldatenkind verschlang sie alle Nachrichten über die Armee wie Angelegenheiten, die sie persönlich angingen.

Für ihre Liebe war er nicht mehr vorhanden, wohl aber noch für ihren Haß und dazu, daß sie mit eifersüchtiger Wut seine Laufbahn mit der ihrigen, das heißt mit der ihres Mannes verglich, mit der sie doch nun verheiratet, von der sie ein Bestandteil geworden war. Und freilich, der Vergleich war nicht dazu angetan, ihre aufgestachelte Seele zu beruhigen und ihr Frieden und vergebende Empfindungen einzuflößen. Wiedergesehen hatte sie ihn niemals, daß er aber gleich nach erledigter Kriegsakademie in den Generalstab versetzt worden war, das hatte sie erfahren. Daß ihm nun der Weg geöffnet war, ein „großes Tier“ zu werden, das wußte sie, und daß er alsdann wirklich ein „großes Tier“ wurde, das erfuhr sie. Schritt nach Schritt und Schlag auf Schlag erfuhr sie es aus den Zeitungen, die sie jedesmal, so oft sie es las, zu einer formlosen Masse zusammengeknüllt in die Stubenecke feuerte, dann jedesmal noch einmal

hervorholte, glättete, noch einmal durchlas und dann endgültig zerriß. Da ging er, dieser Mensch, seinen Siegergang — und hier ging ihr „braver, anständiger" Carstein seinen Schneckenschritt, seine „Ochsentour", wie der Ausdruck dafür in ihren Kreisen lautete, voller Mühsal, Treue und Pflichterfüllung an jedem Tage, ohne Orden, ohne Auszeichnung, immer langsam dem Vordermanne nach, während jener in Sprüngen über soundso viel Köpfe hinwegsetzte.

Soviel Glück und Reichtum und Glanz auf der einen, soviel Armut, Entbehrung, Lichtlosigkeit und Unbedanktheit auf der anderen Seite! O Leben! O Schicksal! O, arme, schöne Käthe, in deren einst so leuchtende Stirn sich die Spuren des bitteren Lebens eingruben, die Falten, die bösen, tiefen Falten.

Und so wurde sie nun vom Leben an die große Pforte geführt, die das Dasein des Weibes in zwei Hälften trennt, in die es, wenn auch vermählt, doch gewissermaßen noch als Mädchen eintritt, und aus der es sodann, des Blumenkranzes endgültig entledigt, der die Jungfrau überduftete, mit dem schweren Schmuckgürtel der Frau, der Mutterschaft, umkleidet, wieder hervorgeht, Käthe von Carstein wurde Mutter, Mutter eines kleinen, dicken, runden Jungen.

Die Gestalt hatte er vom Vater, der nicht, wie jener von der Gardekavallerie, schlank und hoch aufgeschossen, sondern untersetzt und eher klein als groß war. Auch nachdem sich bei dem kleinen, beinah unförmlichen Geschöpf das Gesicht zu entwickeln angefangen hatte, wurde die Ähnlichkeit mit dem Vater unverkennbar: dieselben, etwas puffigen Backen, der kleine, beinah spitze Mund dazwischen, die gleichen, etwas geschlitzten, kleinen Augen. Kein Wunder an Schönheit, eher das Gegenteil; aber in den Augen ganz die gute, ehrliche, treue Seele des Mannes; der ganze, kleine, unscheinbare Kerl, wie in ein Prachtgewand, in die zärtliche Liebe des Vaters gewickelt, der sich wie unsinnig vor Freude zeigte, und schließlich und vor allem ihr Kind, ihr unter Schmerzen geborenes Kind.

Übermäßig kostbar waren die Geschenke ja nicht, die der Gatte ihr im Überschwang seiner Empfindungen auf das Kindbett legte, aber sie wußte, daß er nicht mehr geben konnte. Jede der bescheidenen Gaben war wie eine streichelnde, bittende Hand: „Ich möchte ja so gern mehr geben, aber ich kann nicht — sei zufrieden."

Und sie war zufrieden. Sie wußte, wie es mit seinen und ihren Vermögensverhältnissen stand, und daß alles, was ihr hier dargebracht wurde, losgerungen war mit Mühe und Not von dem dürftigen Gehalt. Töricht war sie wohl gewesen, aber nie albern und nicht einen Augenblick schlecht oder gemein. Die Tränen, die ihr flossen, als sie den Mann umarmte, der an der Seite ihres Bettes kniete, als sie lange, still und stumm in das schon etwas spärliche Haar hineinweinte, das seinen großen, runden, ehrlichen Kopf bedeckte, waren freilich keine Tränen der Glückseligkeit, aber es waren doch bessere, als jene, die sie geweint hatte, als sie hörte, „Georg von Drebkau hat sich verlobt".

So wie sie dem Hauptmann von Carstein eine pflichttreue Frau geworden war, so wurde sie nun auch dem kleinen Carstein, ihrem Hans, dem Hamsterchen, eine brave Mutter. Und eine liebevolle Mutter blieb sie ihm auch, als und obschon sie bemerkte, daß die geheime Hoffnung, die sie im verborgensten Winkel ihres Herzens genährt hatte und die, ohne daß der Junge es ahnte, mit ihm emporwuchs, nicht in Erfüllung gehen wollte, gar nicht. Denn es war in ihr ein geheimes, beinah gespanntes Erwarten gewesen, ob sich der Kleine nicht vielleicht zu etwas Besonderem, Glänzendem entwickeln würde. Worauf sich diese Erwartung eigentlich gründete? — Vielleicht nur auf ihren verlangenden Wunsch, nur auf die halbverblichene Erinnerung, daß einmal etwas Leuchtendes und die Anwartschaft auf künftigen Glanz in ihrem Leben gewesen war.

Von dem allen aber, wie gesagt, erfüllte sich nichts. Der kleine dicke Hans wurde weder körperlich noch geistig ein Licht, sondern ein regelrechtes Menschenexemplar vom mittleren Durchschnitt. Hinsichtlich der geistigen Begabung eher noch darunter, als darüber.

Das einzige Gegengeschenk, das er der Mutter zu bringen hatte, war die zärtliche Liebe, mit der er an seiner „Mammi" hing. Und diese Liebe verdoppelte sich, als er später nicht Mutter und Vater mehr, sondern nur noch die Mutter besaß, als der Hauptmann von Carstein, nachdem er eben Major geworden war und als er mit dem Regiment ins Feld rücken sollte, sich am Typhus niederlegte und starb.

Das war der letzte Faustschlag gewesen, den das bösartige Schicksal nach dem Haupte der armen Frau führte, an dem sie

merkte, daß es für sie wirklich kein Glück und keinen Stern im Leben geben sollte, sondern nur eines: Resignation.

„Solch ein Pech!“ — das waren beinah die letzten verständlichen Worte ihres Mannes gewesen, als er sich auf das Lager niederstreckte, als die Krankheit ihm die schwere Decke der Bewußtlosigkeit über den Kopf zu ziehen begann. Und — „solch ein Pech,“ das war der eine und einzige Gedanke, der in der Frau wühlte und quirlte, unablässig, als wollte er ein Loch in ihr Gemüt wühlen, so wie man in Felsen Löcher findet, Gletschertöpfe genannt, die dadurch entstanden sind, daß die unermeßliche Last eines Gletschers mit jahrtausendelanger Langsamkeit über die Felsen dahingerutscht ist und einen Stein, der sich unter der Eismasse befand, in den Felsen hineingedrückt und darin herumgequirlt hat, immer und immerfort, bis daß ein rundes Loch entstanden ist. Nach jahrelangem Aushalten und Warten endlich Major geworden, von den Kameraden beglückwünscht, doppelt beglückwünscht, weil gleichzeitig damit die Mobilmachung seines Regiments erfolgt war, und nun, da die Trommeln ins Feld riefen, da statt des ewigen staubigen Einerleis des Friedensdienstes die bunte, farbige Wildheit des Krieges kommen sollte, da der erste Augenblick des wirklichen Berufs erschien, auf den er sich jahrzehntelang im Scheinberufe vorbereitet hatte, nun nach Haus gehen und sich hinlegen müssen und sterben, langsam, in greulicher, elender, jammervoller Haus- und Friedenskrankheit!

Sie hätte nicht ein preußisches Soldatenkind, nicht im Bannkreis des preußischen Soldatenbewußtseins aufgewachsen sein müssen, wenn sie nicht die Schwere eines solchen Schicksals mit aller Gewalt empfunden hätte. Wie sie aufgelebt, wie die Armseligkeit ihres Daseins von ihr genommen gewesen wäre, wenn ihr Carstein, ihr Mann, da mit draußen gewesen wäre mit den anderen im Felde! Im Kriege gibt es keinen Unterschied zwischen Garde und Linie, arm und reich, vornehm und gering, all dieser gemeine, häßliche, hochmütige innerliche Krieg, den die träge Sumpfluft der Untätigkeit im Friedenssoldaten erzeugt, weggeblasen ist er und dahin, sobald der wirkliche Krieg gegen wirklichen Feind sein heldenhaftes Haupt erhebt; im Angesicht der Gefahr gibt es nur Brüder und Kameraden. Solch ein Held neben anderen Helden würde auch ihr Mann gewesen sein. Und wenn sie sich auch um ihn gesorgt und gebangt, wenn sie auch mit beklommener

Hand nach der Zeitung gegriffen und mit Zittern und Zagen die Nachrichten vom Kriegsschauplatz, insbesondere aber die Verlustlisten, studiert hätte, so wäre das alles doch ein großes Gefühl, keine gemeine, sondern eine erhabene Sorge gewesen, ein Leid und eine Gesinnung, die sie mit anderen teilte, mit all den Frauen, die sich in gleicher Lage befanden wie sie selbst. Denn in diesen preußischen Offiziersfrauen lebt ein starkes, vielfach sogar mächtiges Vaterlandsgefühl; dieses in Friedenszeiten vielfach so dürftige Geschlecht verwandelt sich unter der Gewitterluft des Krieges in eine andere, starke, stolze, Sorge, Not und Kummer mit stillem Heldenmut ertragende Art von Frauen. In den bescheidenen vier Wänden, in denen diese Frauen wohnen, und aus denen, wenn die großen Schlachten geschlagen und die Kriegsfanfaren durch die Welt ertönt sind, so oft, so unzählig oft schwarz gekleidete Witwengestalten heraustreten, spielen sich zu solcher Zeit Tragödien ab, von denen nur das tränendurchfeuchtete nächtliche Kopfkissen, nur das Auge Gottes etwas weiß, das in die schweigenden Herzen herabsieht.

Und statt all dieser großen, gemeinsamen Empfindungen nun der elende, einsame Jammer; statt des tragischen Unglücks, das sie vielleicht betroffen hätte, wenn der Mann im Felde draußen fiel, das erbärmliche Pech, daß er sich bei einer Winterübung mit seinen Kriegsschülern erkälten mußte, daß aus der Erkältung, weil er sie nicht beachtete, das Fieber und aus dem Fieber endlich der Typhus wurde. Draußen, in Schleswig da droben, ging sein Regiment von Gefecht zu Gefecht — und hier, im dürftigen Schlafzimmer, auf dürftigem Bette, fern von seinem Regiment und seinen Kameraden, lag er, ein kranker, ein sterbender Mann. Draußen, da, wo die Taten vollbracht und die Siege errungen wurden, wo Ehre und Ruhm und alles blühte, was das Herz eines Soldaten ersehnt, da war der andere, der Glückliche, der, an den sie nicht mehr denken wollte und dessen Bild sich ihr doch immer wieder in die Seele drängte wie der verkörperte Gegensatz zu dem trostlosen Bilde, das da vor ihr lag. Denn daß er gleich zu Beginn des Krieges als Generalstabsoffizier in das Hauptquartier des Armeekommandos versetzt worden war, das hatte sie in der Zeitung gelesen. Und eigentlich hätte sie es gar nicht erst zu lesen gebraucht; denn daß der an der Stelle war, wo das Glück war, das verstand sich ja von selbst. Zu all den Qualen, die sie in sich hinabwürgte, wenn sie die langen Tage bei herabgelassenen Gardinen und die endlosen Nächte bei grün-

verschirmter Nachtlampe am Lager ihres Mannes saß, gesellte sich noch eine andere, noch bitterere, vielleicht die bitterste Qual: daß es immer wieder da war, das Gesicht, das für sie nicht mehr da sein sollte, daß er da unvermutet immer wieder vor ihr stand, der Spitzbube, der Dieb, den sie tausendmal mit allem, was Wille, Vernunft und ehrliches Gefühl in ihr war, hinausgestoßen und verjagt hatte, und den ihre verwünschte Phantasie, die ihm nachlief wie ein kupplerisches Weib, immer wieder vor sie hinzauberte, vom schleswigschen Winterwind mit strahlendem Leben umhaucht, umflattert vom Triumph, ein Sinnbild des Sieges und der preußischen Soldatenherrlichkeit.

Diese langen Tage, diese endlosen Nächte, in denen nicht geweint, sondern Schlimmeres getan wurde als das, in denen Tränen über Tränen verschluckt wurden, die wie ein bitterer Regen auf das vergrämte Herz herabfielen, sie waren es, die aus der „schönen Käthe" die alte Käthe machten, obschon sie an Jahren noch gar nicht alt war. In der Stunde, als dort im dürftigen Schlafzimmer endlich alles zum Ende kam, als der letzte Seufzer vom Bette her ertönte, und sie, das Hamsterchen an ihrer Seite, bei dem armen, braven Manne niederkniete, in der Stunde fühlte sie das. Der Spiegel, in den sie hineinblickte wie ein Kranker, der den Grad der Zerstörung an sich beobachten will, die die Krankheit in ihm bewirkt hat, bestätigte ihr, daß sie recht gefühlt hatte. Und in der Stunde damals brach noch einmal und zum letztenmal der ganze aufgehäufte Jammer dieser Zeit in einer furchtbaren Explosion, aus ihr hervor. Sie warf sich auf ihr Bett und wühlte Kopf und Gesicht in die Kissen des Bettes und weinte verzweifelte, wütende, tobende Tränen.

Da, nebenan, in der Sterbestube, auf dem schmalen Bette, da lag es nun wie ein zusammengefallener Haufen Unglück, das, woran sie angebunden gewesen, an dessen Seite sie verblüht und verwelkt war in gemeinschaftlicher Armut, Freudlosigkeit und Not! Nicht, daß sie dem Manne Groll und Haß nachgetragen hätte, von dem sie ja wußte, wie treu, beinah hundetreu er sie geliebt hatte — aber gegen das Leben bäumte sie sich auf, das sie neben ihm, mit ihm hatte führen müssen, gegen das, was sie ein Leben nennen sollte und was doch kein Leben gewesen war. Hatte sie denn in all der Zeit auch nur einmal einen Trunk aus der tiefen, süßen Flut tun dürfen, die durch eine Minute des Rausches ein ganzes Jahr voller Entbehrungen

vergessen läßt, die man die Liebe nennt? Nein, um ihre Liebe war sie betrogen und bestohlen worden. Das, was sie für den da nebenan gefühlt hatte, was war es denn gewesen? Mitleid. Aber wird man vom Mitleid satt? Mitleid, vom Pflichtgefühl zusammengehalten wie ein schlechtsitzender Rock, dem man durch eine Schnalle nachhilft, daß er etwas fester den Leib umschließt. Und nun, nach all diesen Jahren der Verkümmerung, der Leere, des Schattendaseins ein letzter brutaler Stoß, beinahe ein Fußtritt des Schicksals: Hinaus mit dir! Hinaus — und wo denn hin? Aus der Einsamkeit in die völlige Verlassenheit, aus der Dürftigkeit in die Armut, in das Dasein einer Frau, die von einer Witwenpension zu leben und davon auch noch ihren Jungen, ihren dicken, hungrigen Jungen satt zu machen hatte.

Als aber dieses Bewußtsein wie eine eiserne Wand vor der Frau aufstand, war es, als würde in ihr selbst etwas eisern und hart. Sie weinte nicht mehr. Der Verzweiflungsanfall, der sie geschüttelt hatte, als ihr Mann starb, war der letzte gewesen, es folgte kein weiterer danach. Sie wurde eine stille Frau. Durchs Leben kommen, sie selbst, und durchs Leben bringen das, was noch an ihr hing, den Jungen — das war es, worauf ihre Augen sich richteten, woran ihre Gedanken dachten, und daneben nichts. Eine Wohnung mietete sie sich, in der grade Raum genug war für sie selbst und, wenn der Hamster auf Urlaub kam, allenfalls auch noch für den. Eine Aufwartefrau, die jeden Tag für ein paar Stunden kam; den Jungen ins Kadettenkorps gegeben — nun war das neue Leben fertig, und so war's gut. Nun war sie eine einsame Frau, eine arme, eine alte Frau, die vom Leben nichts mehr verlangte, der das Leben nichts mehr anhaben konnte. Darum, abgestreift nun alles, was noch da war von Erinnerungen an vergangene Zeit, an Schönheit, Erwartung und Hoffnung. Daß sie noch immer Käthe hieß, das konnte sie eben nicht ändern — sonst aber war zwischen ihr und jener Käthe von einstmals nichts mehr gemein. Abgestreift nun, endgültig und für immer, die Erinnerung an den Menschen, der sich wider ihren Willen immer wieder in ihr Bewußtsein gedrängt hatte. Und merkwürdig — es gelang, gelang besser als zu der Zeit, da ihr Mann noch lebte. Georg von Drebkaus Erscheinung verblaßte in ihr, sie fing an, ihn zu vergessen. Mochte es mit ihm vorwärts gehen, wie und wohin es wollte — gleichgültig ihr. Jetzt brauchte sie seine Karriere nicht mehr

mit der ihrigen zu vergleichen. Mochte er kommandierender General, mochte er Feldmarschall werden — sie spielte nicht mehr mit, sie war jetzt Witwe auf Pension. Indem sie das für sich dachte, geschah es zum erstenmale, daß sie wieder lachte; und das Lachen klang nicht einmal bitter nur hart.

Auch als das Jahr 1866 mit seinem großen Kriege kam, dessen Ereignisse sie, wenn auch ohne die fieberhafte Spannung früherer Zeit, so doch mit Aufmerksamkeit verfolgte, und als sie aus der Zeitung erfuhr, daß Georg von Drebkau sich durch einen Rekognoszierungsritt ausgezeichnet hatte, durch den er die Stellung der österreichischen Armee bei Königgrätz erkundschaftet und das Gelingen der Schlacht für Preußen ganz wesentlich befördert hatte, las sie das beinah mit völliger Gemütsruhe. Nicht wie ehedem flog diesmal das Zeitungsblatt zerknüllt und zerknautscht in eine Ecke des Zimmers, es blieb glatt, und gelassen blieb auch sie, als sie in dem Berichte weiter las, wie furchtbar die Gefahren gewesen waren, die der wagemutige Mann auf seinem Ritte bestanden hatte: feindliche Kavallerie hatte ihn erspäht und Jagd auf ihn gemacht; eine Hatz auf Leben und Tod war entstanden, und nur dem Umstande, daß er ein prachtvolles Pferd ritt, das trotz aller Ermüdung doch noch schneller war als die Pferde seiner Verfolger, hatte er es zu verdanken gehabt, daß er mit dem Leben davongekommen war.

Gleichmütig, beinah als wenn sie etwas Selbstverständliches gelesen hätte, legte sie die Zeitung aus der Hand. Daß er ein guter Reiter war und immer die besten Pferde ritt, das hatte sie ja schon früher gewußt, und daß Not und Tod dem nichts anhaben konnten, daß er nun einmal immer und überall Glück hatte, das war ihr ja auch von früher schon bekannt. Also mochte es so sein, aufzuregen brauchte sie sich jetzt nicht mehr darum. Für sie gab es kein Glück mehr, das er ihr fortnehmen, für sie kein Licht mehr, in das er sich ihr stellen konnte; seitdem sie in ihrer stillen Wohnung in der stillen Straße wohnte, fühlte sie sich wie ausgelöscht aus der Welt. Da aber, wo kein Licht mehr brennt, im Dunkel, schläft man am besten ein; darum schlief denn allmählich alles in ihr ein, Verzweiflung, Haß und Eifersucht, der ganze heiße Mensch, der einstmals in ihr gewesen war, und es blieb nichts übrig als eine Frau, die nur noch in den Spiegel sah, wenn sie sich die Haare machte, sonst aber nicht mehr fragte, wie sie im übrigen aussah, weil es ja ganz

gleichgültig war; die sich nur noch auf den Sonntag freute, weil da ihr Hamster auf Urlaub zu ihr kam, die sich auch nicht einmal mehr grämte, wenn der Junge ihr, wie es meistens geschah, zum Jahresschluß eine schlechte Zensur nach Haus brachte. Es war ja ihr Junge und seines Vaters Sohn, also hatte er Pech und kam nicht vorwärts; das verstand sich ja ganz von selbst. Sollte sie ihm deshalb Vorwürfe machen? Konnte er etwas dafür? Im Gegenteil, eher hätte sie ihm abbitten müssen. Und der Gedanke kam ihr dann wieder spaßhaft vor, so daß sie laut auflachte und dem Hamster mit allen fünf Fingern ins Haar griff und seinen guten, runden, dummen Kopf herüber und hinüber zog. Der Hamster aber, der sich wegen der schlechten Zensur heimlich gefürchtet hatte, war glückselig, daß seine „Mammi" die Sache so „ulkig" aufnahm, stürzte sich über sie her und bedeckte ihr Gesicht mit Küssen, und nicht ihr Gesicht nur sondern auch ihre Füße, die er immer so gern küßte, weil sie „so mollig" waren, „so mollig".

So war es geworden, so war es geblieben, die Jahre lang, bis heute, wo ihr aus dem Munde ihres Jungen der Name Georg von Drebkau wieder kam. Nicht der Name allein war es gewesen, was sie so schwer erregt hatte — den hatte sie ja zwischendurch immer wieder einmal in der Zeitung zu Gesicht bekommen — aber daß ihr Sohn, ihr Fleisch und Blut, ahnungslos mit dem Sohne des Mannes Freundschaft geschlossen hatte, und die Art, wie diese Freundschaft entstanden war, diese Art, in der sich das ganze Verhältnis wiederholte, wie es zwischen Carstein dem Vater und Drebkau dem Vater gewesen war, wo der eine immer oben, der andere unten, der eine im Licht, der andere immer im Dunkel gestanden hatte, das war es, was wie ein jäher Windstoß über sie hereinbrach, was die Dumpfheit und Stumpfheit auseinanderfegte, die sich ihr in Kopf und Herz gelagert hatte.

Die Vergangenheit stand auf, das Schicksal klopfte wieder an die Tür.

Wie war's? Wie hatte der Junge erzählt, daß er mit jenem bekannt geworden war? Eine Semmel hatte er ihm schmieren lassen mit Butter und Mus. Und die hatte ihr Junge von ihm angenommen. Natürlich. Er war ihr Junge, darum hatte er nur ein trockenes Stück Brot, während dem anderen, dem Judenjungen, das süße Mus nur so an den Mundwinkeln her-

unterlief! An den Mundwinkeln — ihre Gedanken hatten einen anderen Ausdruck gebraucht: „an den Lefzen“. Und das hatte den armen, kleinen, hungrigen Kerl gelockt! Darum hatte er es angenommen, hatte sich von ihm beschenken lassen wie ein Bettler, der ein Almosen annimmt von einem reichen Wanst! Carstein der arme Teufel, und Drebkau der reiche Mann. Natürlich. Es kam eben wieder, wie es gewesen war. Daß die Mus- und Buttersemmel nicht als Gnadengeschenk, sondern als Entgelt für die Dienste gespendet war, die der Hamster dem anderen auf der Schwimmanstalt geleistet hatte, daran dachte sie nicht mehr, das war ihr völlig verlorengegangen in dem Sturm der Leidenschaft, der sie durchbrauste. Wenn man ihr gesagt hätte, daß eine Mus- und Buttersemmel eigentlich nichts Großes bedeutete, so würde sie das mit einem „Papperlappap“ zurückgewiesen haben. Für sie bedeutete es etwas Großes. Leidenschaft hat Vergrößerungsgläser in den Augen. Der Vorgang war für sie symbolisch: Drebkau immer oben, Carstein immer unten. Und — bedeutete nichts Großes? So? Fliegen lockt man mit einem Tropfen Honig, Wölfe mit einem angebundenen Schwein; erwachsene Männer besticht man mit einem Bündel Aktien, Jungen mit einer Mus- und Butterstulle! Alles nach seiner Art, alles nach seinem Verhältnis — aber Bestechung ist Bestechung!

Dann aber kam noch das zweite hinzu, das noch schlimmer war als das Erste, daß jener ihren Hamster sein Extemporale hatte abschreiben lassen und daß der Hamster daraufhin „vorzüglich“ bekommen hatte. Anfänglich hatte es ihr Spaß gemacht, daß ihr Junge solch einen hilfreichen Nebenmann gefunden hatte — jetzt, da sie wußte, wer der Nebenmann war, von wem ihr Junge abgeschrieben hatte, brachte es sie in Verzweiflung. Ihr Stolz erhob sich wie ein geharnischter Mann. Daß der andere mehr Geld hatte, sich mehr Leckerbissen vom Leben erhandeln konnte als ihr Junge, das hätte sie schließlich noch ertragen. Adlige Armut fühlt sich dem protzigen Reichtum doch immer überlegen und verachtet ihn im stillen, weil sie sich im Besitz von Eigenschaften weiß, die jener mit all seinem Mammon doch nicht kaufen und sich aneignen kann. Jetzt aber mußte sie erfahren, daß Jener nicht nur mehr Geld hatte als ihr Junge, sondern auch mehr Verstand, daß er nicht nur reicher war am Beutel, sondern auch an dem, was sich mit dem Geldbeutel nicht erkaufen läßt, an Begabung. Denn mit geschwellten Po-

saunenbacken der Begeisterung hatte ihr der Hamster ja geschildert, was für ein „Hecht“ der andere in der Klasse wäre, der Georg von Drebkau, während er selbst, das wußten Mutter und Sohn nur zu gut, durchaus kein Hecht, eher das Gegenteil von einem solchen war.

Auch in dieser Beziehung also alles wieder, wie es gewesen war! Auch hier wieder der verwünschte Ring, in dem das Schicksal sie einkreiste, in dem es sie fing, wie man einen armen Käfer in einem Kreis von glühenden Kohlen fängt, die man um ihn her legt. Drebkau der Überlegene — Carstein der Unbedeutende. Denn daß Georg von Drebkau, der Drebkau, den sie meinte, nicht nur die Pferde, die Gardelitzen und das Portemonnaie vor ihrem „braven, anständigen“ Carstein vorausgehabt hatte, mußte sie sich das sagen? Und wenn sie es wirklich vergessen hätte, hätten es ihr die Briefe nicht gesagt, die sie heute nach jahrelanger Vergrabenheit, wieder herausgerissen hatte, die da vor ihr lagen, in denen sie gelesen hatte, hatte lesen müssen, obschon sie nicht mehr hatte lesen wollen, diese Briefe, nach denen sie gegriffen, wie ein Morphiumsüchtiger wieder nach dem Morphium greift, von dem er sich bereits entwöhnt hatte, weil er sich erinnert, was für himmlische Empfindungen das Höllengift bereitet?

Ob ihr Carstein solche Briefe hätte schreiben können? Beinah gelacht hätte sie, indem sie das dachte. Aber das Lachen kam nicht zuwege; mit grimmiger Entschlossenheit erhob sie sich von dem Schreibtische, an dem sie noch immer saß, mit hastigem Griff schob sie die Blätter zusammen, die sich auf der Tischplatte ausgebreitet hatten; die Schubfächer, aus denen sie entnommen worden waren und in denen sie wieder verschwanden, flogen mit krachendem Stoße zurück. Die Lampe, die ihr geleuchtet hatte, fing an zu schwelen, das Petroleum war verbraucht — solange hatte sie gesessen. Ohne sich zu besinnen, blies sie in die Lampe hinein, daß sie vollends erlosch. Wozu brauchte sie Licht? Sie fand auch im Dunkel ihre Lagerstatt. Es tat ihr beinah wohl, als die rabenschwarze Nacht sie umgab. Sie brauchte kein Licht, wollte keines mehr, an das Dunkel hatte sie sich gewöhnt, im Dunkel sollte ihr Leben weitergehen. Verwünscht das Licht, das heute wie eine Stichflamme in ihr Dasein hereingeleckt und ihr vernarbte Schmerzen erneuert hatte! Unter solchen Gedanken legte sie sich in ihr Bett, ihr einsames, hageres Witwenbett. Die grollenden Gedanken gingen mit ihr, legten sich zu ihr, auf

sie, so daß kein Zugang für den Schlaf blieb, als er an sie herankommen wollte.

Zwischen den Erwachsenen war abgerechnet, war es still geworden, totenstill — zwischen dem neuen Geschlecht, den Kindern, sollte alles wieder aufleben und von vorn anfangen? Das fügte das Schicksal so? Was war denn das eigentlich für eine Macht, dieses sogenannte Schicksal, dieses infame Ding, daß es so mit dem ernsten, vernünftigen Willen vernünftiger Menschen umspringen durfte? Endlich, nach jahrelangem Kämpfen und Quälen war sie ihn losgeworden, den Menschen, losgeworden aus ihrem Leben, in dem sie alles Licht ausgelöscht hatte, so daß er sie nicht mehr finden konnte, losgeworden aus ihrer Erinnerung, über die sie eine Eiskruste hatte wachsen lassen, daß er nicht mehr hineinblicken konnte mit seinen süßen, schönen, falschen, betrügerischen Augen — und jetzt, da sie endlich, endlich, endlich zur Ruhe gelangt war, mußte der Sohn dieses Menschen kommen, der Judenjunge, den ihm das Judenweib geboren hatte, mußte sich mit prahlerisch-gönnerhafter Großtuerei an ihren Jungen herandrängen und mußte ihm auch gleich so zu imponieren wissen, daß der gute, dumme Kerl Feuer und Flamme für ihn wurde und nur einen Gedanken im Kopfe, einen Namen im Munde hatte, Georg von Drebkau? Und „Drebkau über dir“, das sollte also wirklich, allem Widerstande zum Trotz, die Losung sein, die über ihrem Leben geschrieben stand? O Schicksal — das schlaflose Weib wälzte sich im harten, hageren Bett. An das Schicksal kann der Mensch nicht heran, das ist ein ungreifbarer Begriff, — aber an den Menschen kann er heran mit seinem Haß. Und wie ein glühender Eisenarm reckte sich ihr Haß nach dem Knaben aus, dem Sohne jenes Menschen, dem prahlerischen, widerwärtigen Judenjungen. Wenn sie ihn hier gehabt hätte, im Bereich ihrer Hände — wahrhaftig — aber was fiel ihr da plötzlich ein? Hatte sie denn in der Raserei ihrer Leidenschaft alles überhört nnd vergessen, was ihr Junge ihr gesagt hatte? Er wollte ja zu ihr kommen, der andere. Daß er sie hatte bestimmen wollen, seinen Freund auf Urlaub mitbringen zu dürfen, das war es ja gewesen, was dem Hamster überhaupt Veranlassung gegeben hatte, von ihm zu sprechen.

Tolle Geschichten: hier in ihrem Bette lag sie in solchen Gedanken, und draußen stand er vor ihrer Tür und bettelte „laß mich ein“. Hast denn du eine Ahnung, aufdringlicher Bengel

du, was dir geschehen würde, wenn du hereinkämst? Unwillkürlich lachte sie laut auf, in das dunkle Schweigen hinaus, das sie umgab. Sie hatte daran gedacht, wie sie dem Hamster in die Haare griff und seinen dicken Kopf hin- und herschwenkte — wenn sie den anderen bei den Haaren packte, dann würde das etwas anders ausfallen — wahrhaftig — etwas weniger zärtlich!

Dann hörte sie wieder auf zu lachen. Ein Drebkau bettelnd vor ihrer Tür! Sieh — sieh — sieh — wie rund die Welt ist, wie sie sich dreht! An der Tür der Bettlerin als Bettler der Sohn des reichen Mannes, und die Bettlerin wirft ihm die Tür vor der Nase zu: „Bleib du wo du bist!"

Was wollte er denn nur bei ihr? Ausschnüffeln und spionieren, wie es bei ihr aussähe? Wahrscheinlich, wahrscheinlich. Damit er sich am nächsten Tage hinsetzen und an seine Frau Mama schreiben könnte: „Gestern bin ich bei der v. Carstein gewesen — Du weißt ja — habe mir einmal angesehen, wie es bei der steht. Und ich kann Dir nur sagen, es sieht scheußlich bei ihr aus."

Das also war der Dank dafür, daß sie ihn aufgenommen hatte bei sich? Daß er das schrieb? Daß das Judenweib nachher im parfümierten Boudoir sitzen und vor Schadenfreude grinsen konnte, indem sie es las? Aber — es schien, als wenn der Schlaf dennoch einen Zugang zu ihrem fiebernden Hirn gefunden hätte — ihre Gedanken verwirrten sich ja, sie hatte ihn ja garnicht bei sich aufgenommen. Und — an seine Mutter schreiben? Hatte ihr der Hamster denn nicht erzählt —? Ja freilich — — seine Mutter war ja gar nicht mehr da, war ja gestorben. Gestorben. Die Frau war tot. — War es ein Seufzer, der aus ihr emporstieg? Oder war es ein Luftzug, der über sie dahinging? Etwas Kühles, Kühlendes, Gliederlösendes hauchte sie an. Ihr Haupt sank in die Kissen, ihre Glieder, die wie im Krampf erstarrt gewesen waren, wurden weich, und sie schlief ein.

Spät erst zur Ruhe gekommen, stand Frau von Carstein erst spät am nächsten Morgen auf. Spät, und mit ganz eigentümlich leisen, beinah scheuen Bewegungen, als wollte sie Geräusch vermeiden, als würde jeder laute Ton sie stören, etwas aufscheuchen und verscheuchen, das da tief in ihrem Innern war und mit Vorsicht behandelt sein wollte, mit Vorsicht. Auch den ganzen übrigen Tag ging sie mit der gleichen Geräuschlosigkeit

umher, so daß man kaum einen Laut in ihren Zimmern vernahm. Seit dem Augenblick war das in sie gekommen, als in der Nacht der kühle Hauch über sie dahingegangen war und ihr zugeraunt hatte: „Die Frau ist tot!“ Gleich beim Erwachen war das wieder ihr erster Gedanke gewesen, und jetzt, indem der Tag fortschritt, entstand in ihrem Innern ein stummes Fragen, ein lautloses Ringen: sollte es dabei bleiben, daß sie dem Jungen die Türe wies, oder sollte sie ihn nicht doch kommen lassen? Nicht doch?

Alles, was dagegen sprach, was sie gestern abend und in der Nacht empfunden hatte, wußte sie ja noch ganz genau — aber heute fühlte sich das alles anders an, alles viel ruhiger, viel weicher. Sie wußte selbst kaum, woher. Und dazu kam dann noch etwas, ein neugieriges, beinah gieriges Verlangen, zu wissen, wie sieht er aus?

Ob er — ihm ähnlich sah? Das war ja doch der Kern der Frage; denn was hätte der Junge sie angegangen, wenn es nicht sein Junge gewesen wäre? Darum, als sie sich darüber klar wurde, schüttelte sie wieder zornig den Kopf: „Nein, nein, nein!“ Er sollte nicht kommen! Nicht wieder, wenn man von Wunden heil geworden ist, mit Instrumenten spielen, aus denen versteckte Klingen hervorspringen, aus denen Schüsse losgehen können! Freilich — es war ja nicht er selbst, sondern nur sein Junge. Aber gleichgültig! Gleichgültig! Auch nicht aus der Ferne mehr mit Früchten liebäugeln, wenn man weiß, daß sie bösartig, daß sie giftig sind! Darum nein! So beschloß, so entschied sie. Und im Augenblick, als sie beschlossen und entschieden hatte, fing das Kreisen und Drehen in ihr von vorne wieder an: es ist ja doch nicht er selbst, sondern nur sein Junge. Wovor fürchtest du dich denn? Der Junge weiß ja von nichts, hat keine Ahnung, was zwischen dir und seinem Vater einstmals gewesen ist, ist ja noch ein Kind, kommt zu dir wie zu einer völlig Fremden. Behandle ihn doch so; kühl, wenn du willst, schlecht, jedenfalls gleichgültig. Laß ihn einmal kommen und nie wieder. Einmal und nicht wieder; dazu wirst du doch wohl stark genug sein? Er wird sich mit deinem Jungen unterhalten, und derweilen setzest du dich abseits, nimmst eine Arbeit vor und siehst ihn dir von der Seite an. Dann weißt du, wie er aussieht, bist beruhigt, und es ist gut. Und während noch das Für und Wider, das Ja und Nein in ihrem Innern mit-

einander kämpfte und rang, während es sie vom Ruhebett, auf das sie sich niedergelegt hatte, auf die Füße trieb und vom ruhelosen Hin- und Hergehen wieder zum Ruhebett zurück, stand plötzlich etwas wie ein Schrei in ihrer Seele auf, der Schrei des Weibes, der Frauennatur: „Ja, ich will wissen, wie er aussieht! Wie das aussieht, was den Namen und die Art dieses Menschen weiter tragen soll durch die Welt, will wissen, wie sein Sohn aussieht!" Vor dem Schreibtische, an dem sie gestern abend gesessen hatte, fiel sie auch heute wieder auf den Stuhl, und mit fliegender Feder, als sollte die eilende Hand jedem Bedenken zuvorkommen, das etwa nachgehinkt käme, schrieb sie einen Brief, einen Brief, den sie gleich darauf, als sie ihren abendlichen Spaziergang machte, selbst in den Briefkasten steckte, an den Kadetten Hans von Carstein, ihren Sohn.

Am Montag abend war dies geschehen — am Dienstag darauf gab es im Potsdamer Kadettenhause zwei aufgeregte Knabengemüter. So bedrückt der Hamster gestern nachmittag neben seinem Freunde einhergeschritten war, als er über seine gescheiterte Mission berichtete, so freudig erhobenen Hauptes wandelte er heute, Arm in Arm mit ihm, den Garten der Anstalt hinauf und herab.

Einen Brief erhalten bedeutete für die Jungen an und für sich schon ein Ereignis — und nun einen solchen!

Wie eine Fahne trug der Hamster das Blatt in der Hand — wenn er es in die Tasche gesteckt hätte, würde er das süße Gefühl des Besitzes nicht so stark genossen haben — offen, damit er den Inhalt immer noch einmal lesen konnte, obschon der Brief so kurz war, daß er ihn wahrscheinlich schon längst auswendig wußte. „Dickerchen", hatte die Mutter geschrieben, „ich habe mir die Sache anders überlegt. Wenn Dein Freund noch Lust hat, bin ich bereit, ihn einzuladen, und er kann nächsten Sonntag nachmittag zu mir kommen. Sei fleißig und ordentlich, damit nicht irgendein Querstrich durch Deinen eigenen Urlaub geschieht. Es küßt Dich Deine Mammi."

„Siehst du," sagte der Hamster, nachdem er seinem Freunde den Brief bis auf den Schluß vorgelesen und nochmals vorgelesen hatte, „meine Alte muß vorigen Sonntag gradezu nicht recht wohl gewesen sein; anders kann ich mir die Geschichte faktisch nicht erklären. Und auch, daß sie jetzt so von selbst kommt, das ist ganz was Merkwürdiges an ihr. Sonst für gewöhnlich, wenn

sie einmal ja oder nein gesagt hat, bleibt's dabei, bumsfest, da ist gar nichts zu machen. Und heute, ganz von selber, kommt sie so."

Als wenn er seinem Freunde einen besonderen Freundschaftsbeweis oder eine urkundliche Bestätigung für die Richtigkeit des Vorgelesenen geben wollte, hatte er ihm den Brief der Mutter in die Hand gelegt.

Schweigend las Georg von Drebkau noch einmal für sich durch, was die hastige Frauenhand da geschrieben hatte, und ebenso gab er den Brief dann wieder zurück. Er sagte gar nichts; er war ganz blaß geworden. Ob es noch die Erinnerung an die Niedergeschlagenheit von gestern war, was ihn erregte? Ob er fühlte, daß die Worte in dem Briefe, die ihn betrafen, eigentlich nicht übermäßig freundlich gehalten waren? Vielleicht aber war es auch der Schluß, der ihn bewegte, der Schluß, den der Hamster nicht mit vorgelesen hatte, weil er ihn verlegen machte: „Es küßt Dich Deine Mammi." Er konnte die Augen gar nicht davon lassen, er las es immer noch einmal. Als ob ihm etwas Unbestimmbares, Süßes auf die Lippen gekommen wäre, so war ihm zumute. Und dann überlegte er, daß die Süßigkeit für einen anderen Mund bestimmt war, nicht für den seinigen, und daß niemand da war, der ihn küßte.

„Wenn du an deine Mutter schreibst," hob er nach einiger Zeit an, „sag' ihr nur, bitte, daß ich ihr vielmals danke und ihrer freundlichen Einladung sehr gern folgen werde."

Der Hamster hörte ihm ganz überrascht zu. Daß er noch einmal an seine Mutter schreiben sollte, das war ihm gar nicht gekommen. Die Mutter hatte ihn eingeladen — also kam er ganz einfach; so war sein Gedankengang gewesen. Und nun hielt der es für nötig, noch besonders anzunehmen. Und wie weltmännisch er sich dabei ausdrückte: „Würde der Einladung sehr gern folgen." Aber weil es weltmännisch war, imponierte es dem Hamster, und weil es ihm imponierte, setzte er sich noch an dem nämlichen Abend hin und schrieb an die Mutter, genau in den Ausdrücken, die der andere gebraucht hatte, als wenn er wieder ein Extemporale von ihm abschriebe: „Mein Freund Georg von Drebkau läßt Dir auch vielmals danken und läßt Dir sagen, daß er Deiner freundlichen Einladung sehr gern folgen wird."

Als Frau Käthe von Carstein diesen Brief erhielt, riß sie ihn von oben bis unten durch und warf die Fetzen in den Papier-

korb. Er hatte ihr fürchterlich mißfallen. Ihre Stimmung schlug wieder um; am liebsten hätte sie sich hingesetzt und dem Hamster geschrieben, daß sein Freund nun doch zu Hause bleiben könne. Aber das ging jetzt nicht mehr; sie hatte sich gebunden, und das machte sie so wild. Solch ein hochnäsiger Bengel! Solch ein Geck! Solch ein Protz! Alles, was sie in sich durchgemacht hatte, bis daß sie sich entschloß, den Jungen einzuladen, kam ihr zurück, und nun erklärte ihr der in einem Tone, der ihr wie eine herablassende Handbewegung erschien, daß er ihr den Gefallen tun, ihrer Einladung „sehr gern folgen" würde. Als ob von Einladung überhaupt die Rede wäre! Ihn vor Augen haben, sehen, wie er aussähe, der Sohn von — dem, das wollte sie, und weiter nichts. Und jetzt brauchte sie ihn schon gar nicht mehr anzusehen, konnte sich jetzt schon ganz genau denken, wie er aussah, geschniegelt, gebügelt und elegant, wie es der Herr Papa auch immer gewesen war,. vornehm überlegen, als wenn alle Menschen eigentlich von der Natur nur gemacht wären, ihn zu bedienen, äußerlich höflich und inwendig brutal, wie es der Herr Papa auch immer gewesen war. Und zu dem allem noch etwas, etwas Fatales, das Judenparfüm! Das alles, diesen ganzen hochmütigen Ton hatte er sich im Verkehr mit ihrem Jungen angewöhnt, dem Hans von Carstein, dem armen Schlucker, der sich von ihm frei halten ließ und von ihm abschrieb. Und seitdem war alles, was Carstein hieß, für ihn eine untergeordnete Menschensorte, die man eben mitnahm, solange man nichts Besseres hatte, und zum Teufel jagte, sobald sich etwas anderes fand.

Und daß sie so etwas zu sich einlassen, bei sich aufnehmen mußte, das hatte sie sich selbst auferlegt! Aber, einmal und nicht wieder! Wenn es nicht schon vorher beschlossene Sache gewesen wäre, jetzt stand es fest: einmal und nicht wieder!

So bereitete man sich auf beiden Seiten auf den bedeutungsvollen Tag vor; in der Hoditzstraße mit verbissenem Groll, im Kadettenhause, da, wo der Hamster im Quartier lag, mit einem Gefühle, als ob er die ganze Woche hindurch auf Eiern gehen müßte, daß nur um Gottes willen der Querstrich nicht kam, vor dem die Mama gewarnt hatte, daß ihm nicht irgend etwas zustieß, wodurch der Urlaub am Sonntag, an diesem Sonntag in Frage gestellt wurde. Und mit einem Gefühle stiller, beinahe seliger Erwartung Georg von Drebkau. Zum ersten Male, seit er in der Anstalt war, sollten sich ihm die Mauern des Gefängnisses

öffnen, sollte er wieder unter Menschen, in eine Häuslichkeit kommen. So dankbar fühlte er sich der fremden Dame, die ihm, dem unbekannten Jungen, so freundlich entgegenkam. So zufrieden war er in seinem ordnungsliebenden, beinah pedantischen Sinne, daß er sich der Dame gegenüber höflich bezeigt hatte. Der Hamster würde gewiß nicht daran gedacht haben, ihr zu schreiben, mit welchem Danke er ihre freundliche Einladung annähme, und aus der Bemerkung in ihrem Briefe: „Wenn Dein Freund noch Lust hat," hatte er doch entnommen, daß sie jedenfalls auf eine Äußerung von seiner Seite wartete. Wie gut, daß er daran gedacht und seinen Freund veranlaßt hatte, an seine Mutter zu schreiben.

Der Sonntag erschien, und pünklich, wie immer, zur Mittagsstunde am Sonntag in der Hoditzstraße der Hamster. Kein Unfall war ihm begegnet, kein Querstrich hatte seinen Urlaub gekreuzt. Ob er so rasch in der sommerlichen Hitze gegangen und darum so erhitzt war? Oder ob es die Erinnerung an den Sonntag vor acht Tagen war, an das Verhalten der Mutter an jenem Sonntage, oder der Gedanke an das, was heute bevorstand, was ihn aufregte? Jedenfalls war er aufgeregt. Und die Art, wie die Mammi heute war, trug auch nicht zu seiner Beruhigung bei. Denn die Mutter war sonderbar heute, sonderbar.

„Na? Bringst du ihn denn nicht mit, deinen Freund?" Damit hatte sie ihn empfangen, als er ankam. Hatte sie denn vergessen, daß er erst am Nachmittag kommen sollte? Daß sie selbst ihn für den Nachmittag eingeladen hatte? Als der Hamster sie darauf aufmerksam machte, war es ihr wieder eingefallen. „Ja, ja, ist wahr. Wäre auch wohl nicht gut genug für so einen? Nicht wahr? Würde sich am Ende den Magen daran verderben. Hm?" Dazu hatte sie gelacht, aber nicht so „ulkig" und gemütlich wie sonst, sondern anders, und alsdann hatte sie ihm wieder mit allen fünf Fingern in die Haare gegriffen, aber auch anders als sonst, so fest, daß es beinahe weh tat. Und indem sie seinen Kopf hin und her schüttelte, hatte sie ihm ins Gesicht gesehen, ganz nahe, und so, als wenn sie eigentlich böse auf ihn wäre, und „du Hamstertier," hatte sie dabei gesagt, „du Hamstertier, hast du dir denn auch eine Vorratskammer angelegt für all deine Butter- und Musstullen?" Das hatte sie also noch immer nicht vergessen. Alsdann hatte sie ihn endlich geküßt, ihm einen Klaps gegeben und gesagt: „Na, so wollen wir also essen, wir beide."

Darauf setzten sich Mutter und Sohn zu Tisch und aßen, der Hamster mit dem Appetit, der ihm zu allen Zeiten und bei allen Gemütslagen treu zu bleiben pflegte, die Mutter nur wenig, so wie ein Mensch, der mit den Gedanken woanders als beim Essen ist. Und daß sie mit den Gedanken anderwärts war, das sah man auch ihren Augen an, in denen heute ein so ganz besonderer Ausdruck war. Nicht grade abwesend, das konnte man eigentlich nicht sagen, aber auf Gegenstände gerichtet, die jedenfalls mit den Backpflaumen und Klößen nicht viel gemein hatten, die auf dem Tische vor ihr standen, und an denen ihr dicker Junge sich gütlich tat.

Immer, wenn der Hamster einmal vom Essen aufschnaufte und aufblickte, sah er die Blicke der Mutter auf sich gerichtet, diese eigentümlichen, stillen Blicke, die ihm einen Eindruck machten, als wickelten sie Fäden um ihn her, ganz langsam, einen nach dem anderen, so daß er sich wie eingesponnen vorkam und beinah verlegen wurde. Was sah sie denn nur heute Neues an ihm? Und wenn er sie gefragt hätte, ob sie selbst es genau gewußt, ob sie es ihm hätte sagen können?

Endlich, nachdem das schweigsame Mittagessen zu Ende gelangt war, faßte er sich ein Herz. Er war heute, als er nach Hause kam, nicht wie gewöhnlich an der Mutter emporgesprungen; ihre barsche Frage hatte ihn zurückgeschreckt. Jetzt holte er das nach. Mit einem Satze war er auf den Knien der Mutter, mit beiden Armen umschlang er ihren Hals: „Mahlzeit, Mammi! Mahlzeit! Mahlzeit!“ Und indem er so tat, stieß die Frau einen tiefen, schweren Seufzer aus, richtete die Augen auf ihn, und es sah aus, als käme sie aus einer weiten, weiten Ferne zurück. Ihre Gedanken waren in ihrem Leben spazierengegangen, in dem Leben, von welchem der Junge da nichts wußte, und jetzt kam's ihr zum Bewußtsein, daß das einzige und letzte, was dieses Leben ihr gegeben und gelassen hatte, das da war, da auf ihrem Schoße der runde, gute, dumme Junge, der sie mit seinen Armen beinahe erwürgte und seine von der Mahlzeit noch feuchten Lippen auf ihren Lippen abwischte.

Ob es ein solches Gefühl war, was aus ihren Augen blitzte und ihn, beinahe erschreckt, zurückfahren ließ? Sie sah sein Zurückfahren, fühlte sein Erschrecken, und indem sie das wahrnahm, überkam sie ein reuevoller Jammer. Mit einem verzweifelten Griffe riß sie ihn an sich, küßte ihn, als wenn

sie ihn ersticken wollte, und brach in einen Strom von Tränen aus.

Der Hamster machte sich aus den Armen der Mutter los, glitt von ihren Knien herab, dann stand er stumm und ratlos neben ihr. Weinen hatte er seine Mammi eigentlich noch nie gesehen. Unwillkürlich verglich er dieses Weinen mit dem, das er neulich an seinem Freunde beobachtet hatte. Dieses sah anders aus. Es war nicht sanft und still. Unter schluchzenden Stößen hob und senkte sich ihre Brust, so daß der ganze Leib auf- und niederflog, dazu begleiteten dumpfe, beinahe murrende Töne ihre Tränen. Es hörte sich an, als wenn sie zürnte. Auf wen denn nur? Und auf was?

Nach einiger Zeit indessen hatte sie sich wieder in der Gewalt. Mit einem energischen Griff riß sie das Taschentuch hervor und wischte sich damit die Augen ab. „Unsinn!“ sagte sie. „Alles Unsinn!“ Dann, als sie sah, daß der Junge immer noch zu ihrer Seite stand und sie mit fragenden Augen anblickte, senkte sie die Stirn gegen ihn, als wenn sie gegen seine Stirn stoßen und Ziegenbock mit ihm spielen wollte. „Du Rollmops,“ sagte sie, „denkst du denn, du bist von Watte? Daß du dich plötzlich so auf den Menschen kugelst und ihn umarmst, als wolltest du ihm die Puste aus dem Leibe drücken?“

Der Hamster jauchzte vor Entzücken. Das war wieder seine „ulkige“ Mammi von ehedem! Und was sie für Ausdrücke hatte, wenn sie wollte! Geradezu „schneidig“!

Wie gewöhnlich nach dem Essen legte sie sich auf das Ruhebett, und von dort aus sah sie nach einiger Zeit, wie der Hamster sich zum Ausgehen fertigmachte.

„Wo denn hin?“ fragte sie.

Er wollte seinem Freunde entgegengehen.

Spöttisch verzog sie den Mund. „Auch das noch nötig?“

Ja, er war doch fremd in Potsdam; damit er den Weg nicht verfehlte.

„Na — so geh du also. Ich werde unterdessen ein bißchen schlafen.“

Ob sie wirklich die Absicht gehabt hatte, zu schlafen? Jedenfalls, als der Hamster hinaus war, tat sie es nicht. Eine Aufregung überkam sie, die es ihr sogar unmöglich machte, in liegender Haltung zu verharren. Sie sprang auf und ging im Zimmer auf und ab. „Solche Aufregung um eines dummen Jungen

willen! Zu albern! Zu albern!" Aber alle Versuche, sich zur Ruhe zu zwingen, fruchteten nicht. Einige Zeit darauf stand sie am Fenster, auf die Straße hinab zu sehen, um zu sehen, ob die beiden kämen. Sie entdeckte noch nichts von ihnen. Vielleicht kamen sie durch die Ebräerstraße, von wo sie dann nur zwei Schritte um die Ecke zu machen hatten. Mit einem harten, kurzen Auflachen trat sie vom Fenster zurück. Natürlich würden sie durch die Ebräerstraße kommen; da gehörte er ja hin.

Und jetzt ging die Haustür drunten im Flur.

„Nicht ihm entgegengehen!" Das sagte sie sich blitzschnell. Der Hamster hatte den Drücker mitgenommen, aufgemacht brauchte nicht zu werden. „Nicht ihm entgegengehen! Hier bleiben! Unbefangen! Von oben herunter! Von oben herunter!"

Und im Augenblick, als sie sich das alles vorgenommen hatte, stand sie auch schon draußen auf dem Eingangsflur; in der nächsten Sekunde hatte sie die Eingangstür aufgerissen.

Die enge, steile Treppe herauf, mit hastigen, beinahe stürzenden Schritten, kam der Hamster; hinter ihm, etwa einen halben Kopf größer als er, ein anderer.

„Da ist sie ja schon!" rief der Hamster, als er der Mutter ansichtig wurde, die regungslos in der Tür stand. Er blieb stehen und trat ein wenig zur Seite, damit der Hintermann heran konnte. Georg von Drebkau stieg noch eine Stufe weiter, richtete das Gesicht, das er bis dahin, um nicht auf der fremden Treppe zu stolpern, gesenkt gehalten, empor, nahm die Mütze vom Kopfe und machte eine tiefe, beinah ehrfurchtsvolle Verbeugung zu der fremden Dame hinauf.

Diese rührte sich nicht; gab keinen Laut von sich. Auf der Treppe, die in einem Holzverschlag herauflief, war es so dunkel, daß sie sein Gesicht kaum genau zu sehen vermochte. Aber indem der Knabe sich verneigte, kam ihr jählings eine Erinnerung, aus weiter Entlegenheit rauschte ein Bild auf, ein Augenblick, der über unzähligen späteren Augenblicken vergessen worden war und jetzt plötzlich wieder gegenwärtig war, als wäre er gestern gewesen: als bei einem Gartenfest auf dem Wiesenplan am Neuen Palais ihr zum erstenmal einer vorgestellt worden war, einer — ein Leutnant von der Gardekavallerie.

Ein erwachsener Mann war das gewesen, dies war ein Knabe; aber so wie dieser hier vor ihr stand, grade so, aber auch ganz genau so hatte damals jener vor ihr gestanden. Mit

der Mütze in der Hand — was damals zuerst, durch die Kronprinzessin aus England eingeführt, bei den Offizieren am Hofe als Sitte aufgekommen war — mit einer Verbeugung, als wenn die Verbeugung des Jungen da auf der Treppe davon abgeschrieben gewesen wäre, genau so langsam sich senkend, so tief, beinah ehrfurchtsvoll, so daß sie hätte denken können, die Hitze, die jetzt in ihr aufstieg, wäre noch dieselbe Glut gewesen, die damals die Mädchenwangen Käthens von Pehle überflutet hatte. Nur daß, was heute unfruchtbare dumpfe Ofenhitze war, damals blütenverheißende Frühlingswärme gewesen war.

„Der ist noch nicht lange Kadett, darum nimmt er noch die Mütze ab, wenn er grüßen will." Der Hamster war es, der das sekundenlange Schweigen mit lautem, gutmütigem Lachen unterbrach. Die zivilistische Art der Begrüßung, in die sein Freund unwillkürlich zurückverfallen war, da er zum ersten Male wieder einer Dame gegenüberstand, ergötzte ihn höchlichst. Und sein Lachen, obwohl es der Mutter eigentlich etwas plump vorkam, brachte den Vorteil mit sich, daß es sie aus ihrer Erstarrung weckte und zu sich selbst zurückbrachte.

„Dummer Hamster," sagte sie, „weißt du denn nicht, daß es bei Hofe Sitte ist, daß die Offiziere Helm und Mütze abnehmen, wenn sie Damen begrüßen? Dein Freund scheint viel besser als du zu wissen, wie's bei Hofe hergeht."

Sie ging in die Stube zurück, deren Tür hinter ihr offen geblieben war, und mit einer kurzen Handbewegung forderte sie den Knaben auf, ihr zu folgen. Von dem Hamster geschoben, der sich hinter ihn gestellt hatte, trat Georg von Drebkau über die Schwelle, und nun, in vollem Tageslicht, das durch die Fenster des Zimmers hereinströmte, stand er seiner Wirtin gegenüber.

All die Zeit hindurch hatte er sich eine Anrede ausgedacht, mit der er sich bei der fremden Dame einführen wollte, eine recht feine, zierliche, die ihr seine Dankbarkeit ausdrücken sollte — und jetzt brachte er kein Wort, auch keinen Laut hervor. Er war ganz verzweifelt, aber es half nichts, Worte und Gedanken waren wie weggeblasen. Eine Verlegenheit hatte sich seiner bemeistert, über die er gar nicht Herr zu werden vermochte. Wo das nur herkam? Doch wohl von der Art und Weise, wie die fremde Dame ihn empfangen hatte, die eigentlich anders gewesen war, als er es sich gedacht hatte. Eigentlich, als wenn es ihr nicht

recht lieb gewesen wäre, daß er gekommen war. Wie sie da vorhin auf der Treppe gestanden und ihn angesehen hatte, ohne ein Wort zu sprechen! Und jetzt stand sie grade wieder so vor ihm und tat nichts als ihn ansehen. Und was sie dann zu dem Hamster gesagt hatte, vom Mützeabnehmen bei Hofe, solch ein sonderbarer Ton war darin gewesen, eigentlich als wenn sie sich über jemanden lustig machte, als wenn sie über etwas böse wäre. Und außerdem — zuerst hatte sie ja gar nicht gewollt, daß er kommen sollte? Als dem Jungen das einfiel, ging es wie eine Feuersbrunst über seinen ganzen Leib; sein Gesicht erglühte, und er mußte sich, so unangenehm es ihm war, mit der behandschuhten Hand die Stirn wischen, weil ihm der Schweiß hervorbrach.

Und nicht nur die von feuchten Perlen umglitzerte Stirn, sondern die ganze Haltung des Knaben, wie er gesenkten Hauptes, ohne die Augen zu erheben, die Mütze noch immer in der Hand, stumm und wie mit Blut übergossen, dastand, waren ein sprechender Beweis dafür, daß etwas auf ihm lastete, etwas Schweres, Unverständliches, ein dumpfes Bewußtsein, daß er nicht an richtiger Stelle, daß er gekommen sei, ohne daß man ihn hatte haben wollen. Ein Eindringling! Ein Zudringling! Die feinen Nasenflügel hoben und senkten sich; in den verschlossenen Zügen des Gesichts war ein stummes, gequältes Arbeiten. Er litt. Und wie qualvoll er litt, das sah auch die Frau recht wohl, die noch immer, stumm wie er selber, ihm gegenüberstand und ihn doch nicht aus seiner Qual erlöste, ihm keine Hand bot, ihm kein Wort gönnte, sondern nur mit großen, grauen, starren Augen auf ihn einbohrte, die grausame Frau. Oder war sie vielleicht nicht so grausam, wie es den Anschein hatte? Ging es ihr vielleicht ebenso wie ihm, daß sie, wie unter einem Banne, kein Wort, keine Bewegung und kein Mittel fand, den schönen Jungen da vom Marterpfahle loszubinden? Denn schön war er, wie er so vor ihr stand — wahrhaftig — schön, auch ohne daß er des Hamsters als Folie bedurft hätte, der hinter ihm stand. Lautlos gingen die Augen der Frau von dem einen zu dem anderen; diese schwanke, schlanke Gestalt mit den feinen Gliedern, dem edel geschnittenen Gesichte hier, und der vierschrötige, kurzbeinige, kleine Kerl mit dem Kugelkopf und Hamstergesichte dort! Und nicht nur schön, sondern auch ähnlich! So ähnlich, daß, als sie ihm zum ersten Male voll ins Gesicht sah, es ihr zumute war, als griffe eine Hand ihr ans Herz: da ist er wieder! Das Gesicht, das sie

von sich gestoßen und verjagt, vor dem sie die Augen zugedrückt hatte, um es nicht mehr zu sehen, da war es wieder. In ihren eigenen vier Wänden stand er ihr wieder gegenüber! Denn in ihrem Kopfe war es in diesem Augenblick wie ein Wirbel, wie ein kurz vorüberhuschender Wahnsinn, der sie Zeiten und Menschen verwechseln und vertauschen ließ, so daß sie sich wirklich einen Augenblick lang einbildete, nicht der Knabe, sondern der Mann stände vor ihr, Drebkau der Vater, nicht überlegen, sicher und siegesgewiß wie früher, sondern schamübergossen mit einem Armensündergesicht, am eigenen Bewußtsein schmelzend, wie an einer Kohlenglut.

„Aber Mammi, soll er denn nicht endlich seine Mütze wegtun dürfen?" Wieder war es der Hamster, der die beinahe unerträglich werdende Stille mit seiner Alltäglichkeit unterbrach und die Mutter zur Wirklichkeit zurückrief.

„Aber natürlich doch, legen Sie doch ab." Sie raffte sich zusammen, wandte sich ab; und es war wie ein Aufatmen, das durch den Raum ging. Der Hamster riß ihm die Mütze aus der Hand, um sie draußen am Nagel aufzuhängen.

„Ich denke, wir trinken jetzt Kaffee," meinte die Mutter, als er zurückkam. „Trinken Sie Kaffee?" wandte sie sich in möglichst gleichgültigem Tone an Georg von Drebkau. Dieser machte eine stumme, höfliche Verbeugung.

„Wie wird denn ein vernünftiger Mensch keinen Kaffee trinken?" nahm der Hamster für ihn das Wort. „Nun zieh nur endlich die Handschuhe aus und mach' dir's gemütlich," fuhr er fort, während die Mutter nach der Küche hinausging. Er knöpfte sich den engen Uniformrock auf. „Tust du's nicht auch?" fragte er. „Es ist ja eine Hitze." Georg von Drebkau sah unwillkürlich nach der Tür, durch welche Frau von Carstein hinausgegangen war.

„Ich möchte doch lieber nicht," sagte er kleinlaut.

„Ach wegen meiner Alten brauchst du dich nicht zu genieren," ermutigte ihn der Hamster, „die ist so etwas gewöhnt und nimmt's nicht übel. Überhaupt, du mußt nicht so furchtbar verlegen sein, man dreiste! Du sollst mal sehen, wie gemütlich die sein kann."

Er gab ihm einen freundschaftlichen Knuff, als wenn er ihn auffordern wollte, seinem Beispiel zu folgen. Trotzdem folgte der andere nicht, und als bald darauf Frau von Carstein mit

dem Kaffeegeschirr zurückkam, fand sie beide Knaben vor der großen, über dem Ruhebett hängenden Photographie stehend, die ihren verstorbenen Gatten als Hauptmann darstellte, der Hamster mit weitaufgeknöpftem Rock, die Hände unter den Rockschößen auf dem Rücken zusammengelegt, der andere bis unter das Kinn zugeknöpft, wie er vorhin gewesen war, an der einen Hand sogar noch den Handschuh.

„Du, Mammi,“ schrie ihr der Hamster entgegen, „er findet, ich sehe Papa so ähnlich.“

„Ja?“ meinte sie. Das Wort war kaum vernehmbar, fast nur ein Lippenzucken, von den Lippen aber setzte sich das Zucken weiter fort, über das ganze Gesicht, sogar bis in die Glieder an ihrem Leibe, so daß alle ihre Bewegungen eckig und hastig wurden. Die Tassen klirrten in ihren Händen, und nachdem sie die Tassen aufgesetzt hatte, stellte sie zwei kleine Körbe auf den Tisch, in dem einen runde Potsdamer Zwiebacke, in dem anderen Gußzwiebacke.

„Hurra! Gußzwiebacke!“ jauchzte der Hamster. „Du, Drebkau, sieh mal an, das geschieht dir ganz speziell zu Ehren!“

Die Mutter nahm ihn am Kopf. „Schwatz' keinen Unsinn,“ sagte sie. „Dein Freund wird wohl zu Hause ganz andere Dinge zum Kaffee gewöhnt sein, als das.“

Mit halbem Auge blickte sie zu Georg von Drebkau hinüber. Dieser machte wieder seine höfliche, kleine Verbeugung.

„O nein, gnädige Frau,“ sagte er.

Hatte er wieder etwas getan oder gesagt, was er anders hätte tun oder sagen sollen? Indem er sprach, gingen die Augen der Frau, die noch immer den Kopf ihres Jungen in den Händen hielt, zu ihm herum und mit einem Blick, wie sengendes Feuer über ihn hin. Ja wirklich — wie sengendes Feuer, so daß er gradezu aufzuckte und erschrak. Sie sagte nichts weiter, sie sah über ihn hinweg, in die Luft, mit einem Ausdruck im Gesicht, als wenn sie plötzlich zu träumen anfinge, als wenn sie über seinem Kopf in der Luft etwas suchte, auf etwas horchte, wie ein Mensch, der auf das Echo in der Ferne lauscht. Dann ging sie stumm hinaus. Sie hatte gleich wiederkommen, nur die Kaffeekanne holen wollen. Aber es dauerte etwas länger, bis sie wiederkam. Denn in der Küche draußen war sie wieder, in Gedanken versunken, stehen geblieben.

Der Knabe war bis dahin stumm gewesen. Jetzt hatte er

zum ersten Male gesprochen. Und jetzt war es ihr, als wenn sie beide Hände auf die Brust drücken müßte, weil da drinnen etwas heraufschwoll — etwas — die Stimme war wieder da! Die sie zum letzten Male — vor hundert Jahren, so kam es ihr vor — vernommen hatte, als er, aller Verheißungen voll, wie ein Gott, nach Berlin zur Kriegsakademie gegangen war, deren Klang über ihrer Jugend gewesen war, wie der Amselruf über unseren Häuptern, wenn es Frühling werden will, und vor deren Erinnerung sie sich später die Ohren zugehalten hatte, wie man sich die Ohren zuhält, wenn der Totenkauz schreit. Die Stimme — nicht ganz so, wie sie mit dem tiefen, metallischen, nichtswürdig verführerischen Klange aus der Brust des Mannes ertönt war, ins Kindliche übertragen, sogar noch mit einem Zusatz von Weichheit, den seine nicht gehabt hatte, aber im Charakter der Farbe, des Tones so völlig die Stimme, die sie einstmals gehört, so ganz — stöhnend stand die Frau. Mit irren Blicken sah sie in der Küche umher, in dem elenden, engen Gelaß, das sie ihre Küche nannte. Wie sollte sie den Jungen noch weiter ertragen können?

Aber mit Gewalt schüttelte sie sich zusammen. Nun war er einmal da. Und es war nicht er, es war nur sein Junge, ein hübscher, glatter, geschniegelter Junge, und weiter nichts. Sein Sohn und der Sohn der Jüdin! Vergiß das nicht! Des Judenweibes! Sie wiederholte sich das häßliche Wort mit stummen, zuckenden Lippen. Keine Sentimentalität! Keine Sentimentalität!

Und endlich hatte sie sich wieder soweit zurecht, daß sie gleichgültig zu lächeln vermochte. Mit diesem Lächeln panzerte sie ihr Gesicht, indem sie mit der Kaffeekanne zu den beiden zurückkehrte.

Die Knaben saßen bereits am runden Tisch, inmitten des Zimmers. Sobald sie eintrat, erhob sich Georg von Drebkau.

„Siehst du, Hamster," sagte sie, „an deinem Freunde kannst du Höflichkeit lernen." Das gleichgültige Lächeln, mit dem sie gekommen war, wurde zu einem spöttischen, beinah bösartigen.

„Sag' ihm doch, er soll sich den Rock aufknöpfen," wandte sich der Hamster an die Mutter. „Er geniert sich und dabei stickt er vor Hitze."

„Aber natürlich, machen Sie es sich doch bequem," sagte sie, indem sie Georg von Drebkau Kaffee in die Tasse goß.

Er schien ihre Erlaubnis wie einen Befehl aufzunehmen. Langsam knöpfte er den engen Rock auf; unter dem Uniformrock erschien sein zierlich gefälteltes Hemd von feiner weißer Leinwand. Indem sie jetzt ihrem Jungen einschenkte, sah sie, was sie freilich auch schon vorher gewußt hatte, daß der kein feines eigenes, sondern ein Hemd aus grober Sackleinwand trug, wie die Verwaltung des Kadettenhauses solche für die ärmeren Jungen lieferte. Drebkau neben Carstein — ein König neben einem Bettler!

Der andere hatte jetzt endlich auch den Handschuh abgezogen, den er immer noch an der linken Hand trug. Am vierten Finger der Hand glänzte ein kleiner goldener Ring mit einem blauen Stein.

Frau von Carstein, die ihm am Tische gegenübersaß, bemerkte das. „Schon einen Ring am Finger?" sagte sie. „Schon verlobt?"

Das Gesicht des Knaben, das von dem vorherigen Erglühen zu seiner gewöhnlichen Blässe zurückgekehrt war, überzog sich wieder mit einer feinen Röte.

„Ich habe ihn von meiner Mutter," erwiderte er, indem er auf den Ring blickte.

„Ein — Andenken?" fragte sie.

„Ja," sagte er, aber er sagte es so leise, daß es nur wie ein Hauch hervorkam. Es war ein Laut wie jener, der damals den Hamster so merkwürdig berührt hatte, daß er seinen Freund, einer plötzlichen Eingebung folgend, auf den Mund hatte küssen müssen.

Eine ähnliche Wirkung schien er jetzt auch auf die Frau hervorzubringen. Sie verstummte. Die Frage, die sie an den Jungen gerichtet, und der Ton, in dem sie gefragt hatte, kamen ihr plötzlich häßlich, beinahe roh vor. Ohne ein Wort zu sagen, streckte sie den Arm über den Tisch, und mit ihrer Hand streichelte sie die Hand des Knaben, die auf dem Tische lag.

Sie hatte ihm noch immer nicht die Hand gereicht; es war das erstemal, daß sie ihn berührte. Mit der langsamen Bewegung des Nackens, die ihm eigentümlich war, erhob er das Gesicht und sah sie mit einem schüchternen, fragenden Blick aus den großen, dunklen Augen an. Dann senkte er das Gesicht wieder: die Augen der Frau lagen wie eine Last auf ihm. Er fürchtete sich davor; es war etwas darin, das er nicht verstand,

als wenn sie ihn hätte durch und durch sehen wollen, als wenn die Augen ihn immerfort etwas fragten, und er wußte nicht, was.

„Ihre — Frau Mutter — ist gestorben?“ fragte sie nach einiger Zeit. Ihre bisher so klare, beinahe grelle Stimme hatte einen heiseren Klang bekommen.

Er nickte. „Vor einem Jahre,“ erwiderte er, ohne die Fragerin anzusehen.

„Ihr Vater steht am Rhein,“ forschte sie weiter, „leben denn in Berlin keine Verwandte von Ihnen? — Weil mir der Hamster sagt,“ fuhr sie fort, als sie keine Antwort erhielt, „daß Sie niemanden haben, zu dem Sie auf Urlaub gehen können.“

Er senkte das Haupt zur Seite, ganz tief, als wenn er etwas unter dem Tische suchte. „Mein Großvater lebt in Berlin.“

„Na, besuchen Sie ihn denn nicht?“ erkundigte sie sich. „Das ist doch erlaubt, daß Kadetten von Potsdam nach Berlin auf Urlaub reisen. Und es kommt doch vielfach vor?“

„Massenhaft,“ erklärte der Hamster, „massenhaft.“

Derjenige aber, an den die Frage gerichtet war, schwieg noch immer. Die Glut war ihm wieder ins Gesicht gestiegen, daß ihm die Stirn brannte.

„Mein Großvater,“ hob er endlich stockend an, „hat eigentlich — nicht gewollt — daß ich Kadett werden sollte.“

„Ach so — sind Sie's geworden, weil Sie gern wollten?“

Er schwieg.

„Hatte Ihre Mutter gewollt, daß Sie ins Kadettenkorps kommen sollten?“

„Nein,“ sagte er, „meine Mutter hat es auch nicht gewollt.“

„Ihr Vater hat es gewollt?“

„Ja, mein Vater hat es gewollt.“ Er hatte das Haupt wieder erhoben, die Röte war von seinem Gesicht gewichen; ganz blaß, indem er dies sagte, sah er an der Frau vorbei.

Ein Schweigen lagerte sich über der kleinen Gesellschaft. Der Hamster beschäftigte sich mit seinem Kaffee und seinen Zwiebacken und sagte nichts; Frau von Carstein saß in Gedanken. Die Äußerungen des Jungen, die so brockenweise und mühsam herauskamen, waren wie ein Vorhang, hinter dem sie das Gezänk durcheinander redender Stimmen zu hören glaubte, so etwas, wie Familienhader. Der Junge drückte sich so zurückhaltend aus — war das Absicht? In so jungen Jahren schon solche Welt- und Lebensklugheit? Oder war es nur Unwissenheit? Aber

wenn er wirklich nicht genau wußte, was vorgegangen war — daß er es fühlte, das war gewiß; daß er fühlte, daß er der Gegenstand des Haders, daß die Bestimmung über sein Leben die Veranlassung zu den widerstreitenden Absichten von Vater, Mutter und Großvater war, das hatte sie aus dem Farbenwechsel in seinem Gesicht gelesen, das erkannte sie aus den dunklen, traurigen Augen, die da an ihr vorbeisahen.

„Möchten Sie denn nicht einmal austrinken?“ fragte sie.

Sie hatte plötzlich ein Bedürfnis gefühlt, dem Jungen eine Freundlichkeit anzutun, irgend etwas Gutes.

Er blickte in seine Tasse, in der noch ein Rest stand, und trank sie aus. Eilends goß sie ihm eine zweite ein. Aber obgleich er sich mit der kleinen, höflichen Verbeugung, die sie nun auch schon an ihm kannte, bedankte, hatte sie das Gefühl, daß er eigentlich nur annahm, weil er dadurch ihrem Wunsche entgegenzukommen glaubte, nicht weil ihm daran gelegen gewesen wäre, noch mehr Kaffee zu trinken. Indem er den Zucker in der Tasse umrührte, blickte er über diese hinweg, immer an der Frau vorbei; denn er vermied es jetzt, ihr in die Augen zu sehen. Und indem sie ihm von der Seite ins Gesicht sah, in das Gesicht mit den ernsten, verschlossenen Zügen, die so aussahen, als wäre noch nie ein Lachen darüber hingegangen, gestand sie sich, daß ihr noch nie ein junges Antlitz vorgekommen war, in dem die Erfahrung des Lebens so früh schon ihre lastende Spur hinterlassen hatte, wie dieses.

Von seinem Vater konnte sie nicht mit ihm sprechen; öde Kadettengeschichten mit anzuhören, zu denen der Hamster vielleicht Lust gehabt hätte, widerstand ihr. Sie fühlte nur ein einziges Bedürfnis: mit ihm sich zu unterhalten. Aber wovon sollte sie sprechen?

„Haben Sie noch mehr Andenken von Ihrer Mutter?“ fragte sie endlich.

„Ihr Bild,“ entgegnete er.

„Ja, — zu Hause?“ meinte sie.

Nein, er hatte ein Bild von ihr mit ins Kadettenkorps genommen, eine Photographie.

„Die haben Sie sich in Ihrem Zimmer aufgestellt?“

Er verstummte eine Zeitlang. — Nein — er trug sie immer bei sich.

„Bei sich? Hier?“

Er nickte.

„Aber dadurch wird eine Photographie doch verdorben? Warum denn das?“

Als sie das fragte, beugte er, wie vorhin, den Kopf zur Seite, aber noch tiefer, so daß sein Gesicht beinah auf der Tischkante lag. Er setzte zum Sprechen an, schüttelte aber den Kopf, als ginge es nicht; und indem er den Kopf schüttelte, gewahrte sie, wie es in seinen Zügen arbeitete, gewaltsam, beinahe krampfhaft, als wenn die Tränen, die er mit letzter Anstrengung hinunterdrückte, ihm von innen die Augen aus dem Kopfe stoßen wollten.

Sie rückte mit dem Stuhle um den Tisch herum, etwas näher zu ihm hin. Sie fühlte ein Bedürfnis, näher bei ihm zu sitzen. Warum? Um dem Jungen zu helfen? Ihn zu beschwichtigen? Zu trösten? Oder war noch ein anderer Magnet vorhanden, der sie zog? Und war dieser Magnet vielleicht das Bild, von dem sie wußte, daß es nur wenige Zoll von ihr sich in der Brusttasche des Jungen da befand? Die Photographie des Weibes, das Bild der Klippe, an der ihr Leben gescheitert war.

Noch einmal, wie sie vorhin getan hatte, legte sie die Hand auf die seinige, so daß er die brennend heiße Hand der Frau auf seiner Hand fühlte. Fast ohne zu wissen, daß sie es tat, beugte sie sich auf seinen gesenkten Kopf herab, so daß ihre Lippen beinahe sein Haar berührten.

„Warum tragen Sie es bei sich, das Bild?“ forschte sie, indem sie gedämpften Tones auf ihn einsprach. „Können Sie's nicht sagen?“

Er hob das Haupt, aber nur unmerklich.

„Weil“ — und man hörte ihm an, wie blutig schwer ihm das Sprechen wurde, „weil sie — wenn ich es aufstellte — und sie es sähen — dann würden sie kommen und vielleicht schändliche Redensarten darüber machen.“

Er ließ den Kopf wieder sinken, bis auf den Arm herab, der auf dem Tische auflag, als wenn er sein Gesicht verstecken wollte. Wieder wurde es still. Auch die Frau konnte nicht sprechen. Sie hätte sich ja denken können, warum er das Bild versteckte, hatte ja von ihrem Jungen erfahren, mit was für einem Spitznamen seine Mitschüler ihn verfolgten. Dennoch, als sie es

jetzt von ihm vernahm, war es ihr, als hörte sie eine Enthüllung, und diese Enthüllung war etwas Furchtbares.

„Wollen Sie mir das Bild zeigen?“ Die Aufregung, mit der die Frage hervorkam, war so stark, daß ihre Worte beinahe einen harten Klang erhielten. Wahrscheinlich empfand der Knabe diese Härte; vielleicht hielt er ihre Frage darum für Neugier oder für etwas noch Schlimmeres. Er blickte auf, seine Augen huschten über ihr Gesicht, und in seinen Augen war der mißtrauisch-verängstigte Ausdruck eines gehetzten Tieres. Er schien zu zögern — „wollte auch sie wie die anderen —?“ Aber dann gewann seine schüchterne Natur wieder die Oberhand. Die fremde Dame wünschte es. Der fremden Dame gegenüber mußte er doch höflich sein. Sie war seine Wirtin. Und mehr als das — die Frau hatte vom ersten Augenblick an solch einen merkwürdig starken Eindruck auf ihn gemacht. Jedes ihrer Worte erschien ihm wie ein Befehl, dem er gehorchen mußte. Es war etwas so — so Stolzes in ihr, daß ihm zumute war, als gehörte sie eigentlich gar nicht in die ärmlichen Räume, in denen sie wohnte. Wenn sie nur etwas freundlicher zu ihm hätte sein wollen! Als sie vorhin seine Hand gestreichelt hatte, das war ihm so durch und durch gegangen, so unerwartet — so —

Ohne ein Wort zu sagen, griff er langsam in die linke Brustseite seines Rockes, und aus der dort befindlichen Tasche holte er eine in einen Umschlag von Seidenpapier gehüllte Photographie hervor. Ein fragender Blick war in seinen Augen: „Soll ich sie dir in die Hand geben oder auf den Tisch legen?“

Mit einer Bewegung, die sich zur Ruhe zwingen wollte und doch, aller Selbstbeherrschung zum Trotz, zu greifender Hast wurde, streckte sich ihm die Hand der Frau entgegen. Sie nahm ihm die Photographie ab, beinahe, daß sie sie ihm entriß. Im Augenblick, als er sie hingegeben hatte, stand der Knabe mit einem Ruck vom Stuhle auf. Glut und Blässe flogen im Wechsel über sein Gesicht. Man sah ihm an, daß es ihm unmöglich war, der Frau gegenüber am Tische sitzen zu bleiben, während sie das Bild betrachtete. Er blickte nach rechts, blickte nach links, als wüßte er nicht, was er tun sollte; dann drehte er sich um und trat an das Fenster, indem er dem Tische und denen, die am Tische saßen, den Rücken wandte.

Sie ließ ihn gewähren. Für sie gab es in diesem Augenblick nur eines: das Bild. Das Bild, das noch in seiner Um-

hüllung von Seidenpapier steckte, das noch ganz warm von der heißen jungen Brust war, an der es getragen wurde.

Der Hamster, der bis heute noch kein Wort von dem Vorhandensein des Bildes gehört hatte, wollte aufstehen, ihr über die Schulter hin die Photographie zu besehen. Mit einer heftigen Handbewegung wies sie ihn zurück. Niemand sollte dabei sein. Ganz für sich wollte sie sein, ganz mit der da allein!

Das Seidenpapier war durch die Wärme so fest an die Photographie angeklebt, daß ihre zitternden Finger Zeit brauchten, es davon loszulösen. Endlich — mit beiden Händen hielt sie das Bild vor sich hin — da war sie!

Das also war die, für die sie drangegeben, um deren willen sie um ihr Leben betrogen und bestohlen worden war.

Das Bild rührte offenbar aus den letzten Jahren der Frau her, es war das eines schon leidenden Menschen. Aber wenn auch das Leiden ihrer Erscheinung Eintrag tun mochte, — daß diese Erscheinung auch in gesunden Tagen nichts Glänzendes gewesen sein konnte, das sah man auf den ersten Blick.

Eine mittlere, schwächliche, beinah dürftige Gestalt, eingeschlossen bis an den Hals in ein eng anliegendes Kleid von unzweifelhaft kostbarem Stoff, das trotzdem einen unscheinbaren Eindruck machte; ein Gesicht mit mageren, unregelmäßigen Zügen. Ein einziges war anziehend, beinah schön: die großen dunklen, kummervoll blickenden Augen.

Und für das dahingegeben und fortgeworfen, wie ein wertloses Stück, das man für etwas Besseres vertauscht?

Nein — das war nichts Besseres gewesen! Ein Triumphgefühl schwoll in der Frau auf; auch in ihren besten Tagen war das keine Käthe von Pehle gewesen! Niemals! Nie!

Also, nicht weil er eine Schönere gefunden, hatte er die schöne Käthe sitzen lassen, nicht dem Weibe war das Weib geopfert worden, sondern dem reichen Mädchen das arme, dem Geldsack der herrliche Leib und das glühende Herz!

Bebend hatte sie nach dem Bilde gegriffen — jetzt war etwas wie ein tiefes Aufatmen in ihr; trotz allem — das Weib hatte über das Weib gesiegt. Jeder Gedanke in ihr, der früher an die andere gerührt hatte, war Haß gewesen — jetzt regte sich etwas in ihr wie verächtliches Mitleid. Und indem sie in diese Augen, diese traurigen, blickte, wurde das verächtliche beinah zu wahrem Mitleid. Immer heißer, immer tiefer senkte sie die

Blicke hinein, als wollte sie hinuntersteigen bis auf den Grund, als wollte sie suchen, ob auf dem Grunde dieser Augen das Glück läge, das ihr abhanden gekommen war, ob er dort niedergelegt hätte, was er ihr geraubt hatte. Nein — in diese Augen hatte er nichts hineingetragen, keine Lebensfreude, keine Liebesfreude; die Frau, der diese Augen gehörten, war nicht glücklich geworden durch ihn.

Und er — glücklich durch sie?

Ob er Glück, wie sie es meinte, überhaupt brauchte? Ein Glück überhaupt verstand, das nicht von den Dingen draußen, sondern aus dem Menscheninnern kam?

Eine Empfindung stieg ihr auf, daß es Menschen gibt, die wie falsches Geld sind. Die Natur hat sie so geprägt, daß sie täuschen müssen. Weil die Natur sie in Umlauf bringen will, hat sie sie mit Eigenschaften ausgerüstet, die sie von außen wie glänzendes Gold erscheinen lassen. Wer sie als solches einsteckt, ist betrogen: er hält sich für reich und erkennt plötzlich, daß er ein Bettler ist. Und eine andere Empfindung kam ihr, daß es in der Frauennatur ein Unbewußtes, einen unheilvollen Instinkt gibt, der sie zu gewissen Männern reißt, wie es die Schafe in die Feuersbrunst treibt. Eine dumpfe Ahnung sagt ihnen, daß es das Verderben ist, was da vor ihnen steht, aber es hilft nicht, sie müssen hinein, bis daß sich die Verderbensarme um sie schließen. Diese Männer, die ihrer Überzeugung nach immer am besten wissen, „wie man die Weiber zu nehmen hat“, wissen von der wirklichen Frau gar nichts; und wenn die Stunde kommt, die einmal immer kommt, wo die Frau in ihren Armen erwacht, fühlt sie sich überflüssig, weil man sie nicht brauchen kann. Überflüssig aber ist schlimmer, als tot sein.

Indem solche Gedanken durch die Seele der Frau rasten, die das Bild der anderen noch immer in Händen hielt, fühlte sie plötzlich, daß es Torheit war, wenn sie die andere mit Haß und Eifersucht verfolgte. Torheit, wenn sie einen Unterschied zwischen sich und ihr machte, weil sie eine adlige Deutsche und jene eines Juden Tochter war, daß etwas Größeres über ihnen war, das sie beide verband: das gemeinsame Schicksal, das gemeinsame Leid des Weibes, das ihnen beiden zugefügt worden war durch einen und denselben gefährlichen, schlimmen Mann. Vielleicht sogar, daß sie noch das weniger schlimme Teil erwählt hatte, da sie nicht wie jene bis in die Verderbnisarme hinein und bis

zu der Stunde hin gelaufen war, wo es nur noch das Aufwachen zur Verzweiflung gibt.

Und indem ihre Blicke jetzt über das Bild hinweg zu dem Fenster gingen, an dem der Knabe stand, als sie sah, wie er dort beide Hände über dem Fensterriegel ineinanderklammerte, die Stirn an die Scheiben gedrückt, den jungen Leib wie von Fieberschauern geschüttelt, fühlte sie, daß nicht nur über ihr und jener anderen, daß auch über ihr und dem Knaben gemeinsames Schicksal war, daß auch er unter dem Manne litt, der ihr solche Leiden bereitet hatte. Unter dem gemütlosen Manne, der seine Mutter um des Geldes willen geheiratet, sie dann unglücklich gemacht, der seinen Jungen ins Kadettenkorps gestoßen hatte, ohne zu fragen, ob er zur Laufbahn des Soldaten geboren war, ohne sich Rechenschaft darüber zu geben, in was für Lebensbedingungen er den Jungen versetzte, was für Qualen der Sohn der jüdischen Mutter dadurch ausgesetzt sein würde, der über das Leben seines Kindes verfügt hatte wie über eine Sache, die ihm gehörte, darüber verfügt hatte, einzig und allein nach den Eingebungen seiner kalten, ehrgeizigen Seele. In ihren Händen hielt sie das Bild. Es war warm gewesen von seiner Brust, an der es gelegen hatte, und wieder warm geworden in ihren heißen Händen.

Es war ihr, als hielte sie das Herz des Jungen selbst in Händen, dieses einsame, um seine Jugend betrogene, vergrämte Herz.

Einen einzigen, dürftigen Schatz besaß dieses arme Leben. Und diesen Schatz, das Bild seiner Mutter, den er angstvoll vor aller Augen verbarg, ihr hatte er ihn in die Hände gegeben, ihr hatte er ihn anvertraut, und mit solchen Gefühlen hatte sie sein Heiligtum entgegengenommen, so mit eifersüchtiger Neugier, so mit Bitterkeit und Haß — —

Georg von Drebkau stand noch immer mit dem Rücken gegen die Stube, an seinem Fenster. Hinter ihm die beiden verhielten sich so leise, daß er auch keinen Laut aus dem Zimmer vernahm. Er wußte nicht, was sie machten, wagte nicht, danach zu fragen. Ob die Frau noch immer das Bild betrachtete? Ob sie beide darauf hinsahen? Ob sie sich verstohlen in die Augen blickten? Mit einem stummen, verständnisvollen Augenzwinkern „na ja?“ Er wußte nicht, wie er es anstellen sollte, um sich überhaupt wieder zu ihnen herumzudrehen. Der Gedanke, daß er einen solchen Ausdruck in ihren Gesichtern finden könnte, bereitete ihm

solch eine Qual, vor dem Gedanken fürchtete er sich so. Und andererseits — wie lange sollte er, die Stirn an die Scheiben gepreßt, hier noch stehen?

Inmitten dieser ratlosen, dumpfen Not vernahm er plötzlich hinter sich eine Stimme, eine ganz neue, als wenn hinter seinem Rücken, ohne daß er dessen gewahr geworden war, ein fremder Mensch eingetreten wäre. „Du armer Junge du!"

Er fuhr herum. Hinter ihm, hoch aufgerichtet, stand die Frau, die vom Tische herangetreten war, ohne daß er es gehört hatte, und die jetzt — ja — war das die Frau?

Jene, die ihm vorhin, als er kam, solch eisigen Empfang bereitet, die sich so hart in eckigen Gliedern aufgereckt hatte, war es die Frau, dieselbe, die jetzt dastand, die ganze Gestalt so weich überhaucht, als zitterten die innersten Organe in ihrem Leibe? Die Augen, die vorhin, wenn sie nicht höhnisch lächelten, wie bleierne Keulen auf ihm gelegen hatten, strömten jetzt ein weiches, warmes, wie durch einen feuchten Schleier zitterndes Licht. Die ganze Erscheinung war verändert, wie verwandelt, wie zu einem neuen Menschen geworden. Als wenn sie gewachsen wäre, so sah die Frau aus, herausgewachsen aus knöcherner Enge, aus feindseligem Versagen zu einem hingebenden und hinreißenden, von innerem Reichtum berauschten, Lebensfülle ausströmenden Geschöpf.

Und jetzt, wie unter dem unbewußten Drange eines herrlichen Gefühls, breitete sie beide Arme aus. „Komm zu mir," sagte sie.

Aller Schüchternheit und Altklugheit vergessend, wie von einer Naturgewalt erfaßt, flog der Knabe auf sie zu, mit einem aufjauchzenden Schrei des Entzückens stürzte er sich in ihre Arme, umschlang sie mit beiden Armen, drängte sich an ihre Brust, und dann, nach einem letzten, kurzen, von einem reizenden Lächeln begleiteten Zögern, drückte er seine Lippen auf ihre Lippen und küßte sie auf den Mund.

Sie erwiderte seinen Kuß, hielt ihn umschlungen und so, indem er an ihr hing, zog sie ihn mit sich, bis an das Ruhebett, das hinter ihr stand. Dort setzte sie sich und schob ihn sich so zurecht, daß er auf ihren Knien saß.

Schamvoll beugte er den Mund an ihr Ohr.

„Ich bin ja doch viel zu schwer," flüsterte er.

Und ebenso, wie er es gemacht hatte, drehte sie den Kopf zu ihm herum, so daß ihr Mund an seinem Ohre lag.

„Kinder sind der Mutter nie zu schwer," sagte sie leise. „Willst du mein Kind sein? Soll ich deine Mutter sein?"

„Ach ja," erwiderte er. Das Wort kam wie ein ausströmender Seufzer hervor. Dann aber, als wenn er sich jetzt erst seines Reichtums und seiner Seligkeit bewußt worden wäre, schlang er sich ungestüm um ihren Hals, schmiegte sich an sie, daß sie seine heiße Brust an ihrer Brust fühlte, und weil ihre Wange seinem Munde zunächst war, drückte er Kuß und Kuß auf ihre Wange.

„Ach ja," wiederholte er mit unterdrücktem Jubel „Mamachen! Mamachen! Mamachen!"

Sie bog ihm den Kopf zurück, um in sein Gesicht zu sehen, dies bisher wie vom Leben ausgeschlossene, jetzt in seiner freudigen Verklärung wie zum Dasein aufgetane, schöne Gesicht.

„Ach Junge," sagte sie, „ach Junge!"

Es war ihr zumute, als hätte sie ein Geschenk erhalten; beinah wie einem Mädchen, das sich an seiner Puppe erfreut. Jung wie ein Mädchen kam sie sich plötzlich vor. Nicht, als wenn sie wieder jung geworden wäre, sondern als wenn sie es überhaupt zum ersten Male würde. Solch ein aufblühendes Lebensgefühl war in ihr; solch eine Empfindung gestillten Sehnens, solch ein tiefes Aufatmen der Frauennatur, die endlich einmal lieben durfte. Lieben — wen? Lieb haben — was? Sie fragte nicht danach. Nur lieb haben, lieben dürfen, lieben können überhaupt!

Und indem sie jetzt aufblickte, sah sie da drüben an der anderen Zimmerwand den Hamster stehen, der sprachlos staunend dem ganzen Vorgang zugesehen hatte, die kleinen, geschlitzten Augen so weit aufreißend, als diese es gestatteten.

Eine dunkle Röte überglühte ihr Gesicht, beinah wie die Farbe des Schuldbewußtseins. Dann aber schüttelte sie den Kopf. „Ach was!" Freigebiger Reichtum weiß, daß man den einen beschenken kann, ohne daß darum der Andere zu kurz kommt. Und sie war reich. In ihr war das große Glücksgefühl, das dem Menschen Flügel verleiht, weil es ihn über die Dinge hinwegträgt, die er, wenn er im Unglück ist, mit grübelnden Augen prüft und neidisch zu sich in Vergleich zieht.

„Komm her, Dickerchen," sagte sie, indem sie die Hand nach

ihm ausstreckte und den anderen von ihren Knien herabgleiten ließ.

Der Hamster trat heran und legte die Hand in die seiner Mutter. „Hast du gehört," fragte sie, „was ich zu deinem Freunde da gesagt habe?"

Statt aller Antwort umklammerte er ihren Hals, mit beiden Armen, so daß er, wie das nun einmal seine Gewohnheit war, die Mutter beinahe erwürgte. Der merkwürdige, eigentlich feierliche Vorgang vorhin, wie sie die Arme ausgebreitet, wie jener sich an ihre Brust gestürzt hatte, war nicht ohne tiefe Wirkung auf ihn geblieben. Nachträglich überkam ihn die Rührung; er fing an zu weinen.

„Mammi," schluchzte er, „Mammi, ich hab's ihm ja immer gesagt, wie gut du bist!"

Sie hielt ihren dicken Jungen an sich gedrückt und klopfte ihn in den Rücken. Wie ganz der Vater in dem Jungen war, der arme, gute, neidlose Vater! Von dem sie in all den Jahren ihrer Ehe nicht eine böse, eifersüchtige Bemerkung über den andern gehört hatte, nicht eine. So wie sie eben den anderen geküßt hatte, seinen Freund, so war der Hamster in seinem ganzen Leben nicht von ihr geküßt worden. Aber wenn sich in seiner jungen Seele etwas regte, so war es nur Freude am Glück seines Freundes; Unreines nichts. So tief, so rein, so unbedingt war in ihm der Glauben an die Mutter, daß auch nicht die Ahnung eines Gedankens in ihm aufstieg, ihre Liebe, oder nur ein Bruchteil ihrer Liebe, könnte ihm abhanden kommen, weil sie nun auch den anderen liebte.

Sie drückte das Gesicht auf seinen runden Kopf.

„Du guter Kerl," murmelte sie, „du guter Kerl."

Beinahe wie eine Beschämung war in ihr, indem sie empfand, wie der erwachsene Mensch durch das Kind erzogen werden kann, wie wir durch das unschuldvolle Vertrauen des Kindes gezwungen werden, unser Tun und Fühlen unbefleckt zu erhalten.

Sie machte den Hamster von ihrem Halse los und stellte beide Knaben einander gegenüber, indem sie dem einen die rechte, dem anderen die linke Hand auf die Schulter legte. „Sieh ihn dir mal an, Hamster," sagte sie, indem sie die Augen auf Georg von Drebkau richtete, „von jetzt an ist das dein Bruder. Willst du so zu ihm sein?"

Der Hamster wischte sich mit dem Handrücken die letzten Tränentropfen aus den Augen. „Na — ob!“ sagte er dann.

Unwillkürlich lachten die beiden anderen auf. Seine Hausbackenheit hatte es wieder einmal fertiggebracht, die hochgespannte, beinahe überreizte Stimmung, in der sie sich befanden, zur sogenannten vernünftigen Temperatur herunterzuschrauben. Für jetzt aber war das ganz gut, denn es war spät geworden, und die beiden mußten in die Anstalt zurück.

„Jetzt kommen die Klappstullen!“ rief der Hamster, der wieder zu seiner angeborenen Fröhlichkeit zurückgekehrt war. Und nun kamen für jeden zwei Butterbrote, die von dem Hamster mit schmatzendem Behagen, von dem anderen leise und nachdenklich verzehrt wurden. Und nachdem dieses vollbracht, war die Abschiedsstunde da.

Auf dem Tische, da wo Frau von Carstein sie aus den Händen getan hatte, lag noch die Photographie, das Bild seiner Mutter. Indem Georg von Drebkau vom Stuhle aufstand und sich, zum Fortgehen, den Rock zuknöpfte, griff er nach dem Bild, um es wieder einzustecken. In dem Augenblick aber legte sich die Hand der Frau auf die seinige.

„Steck's nicht wieder ein,“ sagte sie halblaut, „es wird dir verdorben, wenn du's immer so trägst. Ich will's dir aufbewahren. Willst du?“

Sie war dicht an ihn herangetreten, hatte den Arm um ihn gelegt; in ihrem Arme beugte er sich rücklings über und sah ihr mit einem dankbeseligten Blick in die Augen.

„Ja gern,“ erwiderte er mit dem hauchenden Laute, der seiner Stimme den eigenartigen Zauber verlieh, „gern.“

Unwillkürlich blickte sie nach der Tür, ob sie allein wären. Der Hamster war schon hinaus und klapperte draußen an der Treppentür. Noch einmal drückte sie den Knaben an sich und küßte ihn voll in das Gesicht.

„Nun gehörst du mir ganz,“ sagte sie.

Er nickte. „Ja — ganz,“ antwortete er dann. Mit den Lippen haschte er noch einmal nach ihrem Munde, der ihm willig entgegenkam.

Dann ging er. In der Tür, bevor er hinausging, sah er sich nach ihr um, die an ihrem Orte stand. Und indem sie sich schweigend in die Augen blickten, sah es aus, als wäre zwischen

ihnen fortan ein Geheimnis, nur für sie beide vorhanden und bestimmt.

Nicht lange danach suchte sie ihr Lager auf. Als sie im Nebenzimmer, wo der Schreibtisch stand, die Lampe angezündet hatte und an dem Spiegel vorbeigehen wollte, der über dem dürftigen Sofa hing, fiel es ihr ein, wie sie heut vor acht Tagen an eben dieser Stelle ihr Bild im Spiegel betrachtet hatte. Sie blieb wieder stehen und hob die Leuchte empor. Merkwürdig, was für ein neuer Zug in das Gesicht gekommen war, das ihr da heut entgegenblickte. Etwas Lächelndes, beinah übermütig Herausforderndes. Wem galt das? Dem Leben im allgemeinen? Das ihr wie ein Geizhals alles hatte versagen wollen und nun doch mit einem Schatze hatte herausrücken müssen? Oder einem bestimmten Menschen? Der sie einstmals ums Lebensglück bestohlen hatte, und dem sie dafür zum Entgelt heute wie ein kecker Korsar ins Leben eingebröchen war und das Kostbarste geraubt hatte, was sein Leben besaß? Etwas wie kicherndes Bosheit war in ihr. So wie neulich die schweren Gedanken, ging heute dieses Kichern mit ihr zu Bett. Und dann kam der Halbschlaf vor dem Schlafe, der merkwürdige Zustand, in dem sich die Einzelheiten des Denkens und Fühlens ausbreiten zu einem Halbdunkel, in dem wir keine einzelnen Linien mehr zu unterscheiden vermögen, zu einer Flut, in der wir langsam versinken. Heute war es eine wohlige Flut, in der ihr Denken unterging. Das harte Bett erschien ihr heute so weich. Bis daß sie sich dessen inneward, daß sie gar nicht im Bette, in der Hoditzstraße lag, sondern in einem tiefen, blauen, sonnendurchwärmten Meere umherschwamm. Nixen rings um sie her, ein feingliedriges Nixchen, mit edel geschlossenen Zügen, fein gebogenem Näschen, dunkeltiefen Augen, immer an ihrer Seite und liebevoll hinter ihr drein; und eine Meerjungfrau sie selbst, mit jungen, weißen schneeleuchtenden Gliedern, von liebkosenden Wellen getragen, die plätschernd an sie anschlugen und ihr ein Wort ins Ohr rauschten, wie eine immer gleichbleibende, süße Melodie. „Käthe, Käthe, schöne Käthe.“ Ein Gelächter war über den Wassern, weil sie wie Kobolde alle lachten, die Nixen, über den Meermann dort, der auf einer Klippe in ihrer Mitte saß und auslugte, ob er eine von ihnen finge. Immer im Kreise schwamm sie, die schöne Meerjungfrau, um ihn herum, ihr Nixchen hinterdrein, den Meermann verspottend, weil sie sah, wie gerne er ihr den holden Begleiter weggefangen hätte, und wie

es ihm nicht gelang. Bis daß sich plötzlich, ehe sie sich's versah, der Meermann auf seiner Klippe erhob, sein goldenes Netz auswarf, nicht nach dem Nixchen an ihrer Seite, sondern nach ihr selbst, und — surr — da war sie gefangen; in den Maschen des Netzes zappelten ihre weißen Glieder. Und mit einem aufschreienden „das gilt nicht!" fuhr sie empor in ihrem einsamen Bett, in der Hoditzstraße zu Potsdam.

„Nein, das gilt nicht!" — unwillkürlich wiederholte sie sich das mit flüsternden Lippen, indem sie nach dem Taschentuche griff, das auf dem Nachttischchen zur Seite des Bettes lag, um sich den Schweiß von der Stirn zu wischen, der ihr vor Schreck im Traume ausgebrochen war. So war es nicht gemeint gewesen, als sie heute seinen Jungen an sich gerissen und gefragt hatte, ob er von jetzt an ihr Junge sein wollte, ob sie von nun an seine Mutter sein sollte, so nicht, wie du vielleicht meinst, du da draußen, auf deiner öden Klippe von Ehrgeiz und Erfolg! Wenn ich deinen Jungen lieb habe, so gilt das deinem Jungen, keinem anderen, am wenigsten aber dir. Du bleib, wo du bist, in der Atmosphäre, in der Streber allein leben können, in deinem Egoismus. Hier ist Liebe, ist Wärme, ist Menschheit; von dem allen weißt du nichts; darum bleib du draußen, dich können wir hier nicht brauchen! So umkreisten ihre Gedanken, wachend und träumend, das heutige Erlebnis. Und wenn es in erster Linie ihre leidenschaftliche Seele war, die sie so zügellos, ohne nach rechts oder links oder in die Zukunft zu sehen, in den neuen Zustand hineinstürmen ließ, so kam diesem Ungestüm vielleicht auch der geheimnisvolle, im Seelenleben des Menschen noch nie erklärte, vielleicht nie zu erklärende Umstand entgegen, daß eine andere Seele vorhanden war, die der ihrigen Antwort gab, jeden ihrer Gedanken wahrnehmend, ohne daß sie ihn aussprach, jede ihrer Empfindungen verdoppelnd, indem sie dieselbe mit genau der gleichen Empfindung erwiderte. Nur durch solches Ineinanderwirken zweier Menschenseelen entstehen die dämonischen Gewalten, die Liebe oder Haß uns vor Augen führen.

Die Seele aber, die so der ihrigen entgegenkam, war die des Knaben, dessen weichem, heißem, nach Liebe sehnendem Herzen sich heute endlich das Paradies aufgetan hatte, von dem ihn Lieblosigkeit bis heute ausgeschlossen hatte.

Ganz leise, beinahe wortlos, wie das seine Art, war er mit dem Hamster zur Anstalt zurückgegangen; in seinem verschlossenen

Inneren aber war eine solche, beinahe schreiende Wonne, daß sie ihn fast körperlich betäubte.

„Mamachen,“ hatte er die fremde Frau genannt; aber mit was für anderen Lippen hatte sein Herz dieses Wort ausgesprochen, als wenn er früher zu seiner Mutter „Mama“ oder „Mutter“ gesagt hatte! Das war ein sanfter, selbstverständlicher Laut, jenes war ein glühender Schrei gewesen. Darum verglich er die beiden überhaupt nicht, darum kam es ihm gar nicht zu Sinne, daß er der einstigen Mutter, der Dahingegangenen, durch die Liebe zu der neuen etwa untreu werden könnte.

All die ängstliche Scheu, die seine schüchterne Seele anfangs vor der kalten, stolzen Frau empfunden hatte, wurde ihm jetzt, nachdem sie ihn mit all der Huld beschenkt hatte, mit der nur der Stolz zu beschenken vermag, zu doppelter Seligkeit.

Als wenn er ein Märchen erlebt hätte, so war ihm zumute. Wie er es im Märchenbuche gelesen hatte, so war es ja gewesen, als die Frau plötzlich hinter ihm gestanden, und die Arme nach ihm ausgebreitet hatte. Aus der bösen Königin war plötzlich die himmlische Fee geworden. Schön war sie ihm ja vom ersten Augenblick an erschienen, aber doch mehr schrecklich als schön; im Gesicht solch drohende Falten, in allen Bewegungen etwas so Hartes, Herrisches, Aufstampfendes. Und dann plötzlich die Erscheinung, wie die Falten von ihrem Gesicht abgeglitten waren, als hätte ein in die Sonne getauchter Schwamm sie hinweggewischt. Die Bewegung dann, wie sie sich über ihn gebeugt hatte, einer weichen, warmen, duftenden Welle gleich. Ja duftend — denn als er nachher auf ihren Knien gesessen, als er sich an sie gedrängt hatte, daß er ihre Brust wie ein schwellendes seidenes Kissen an seiner Brust, ihr in tiefen Schlägen pochendes Herz an seinem hüpfenden Herzen gefühlt hatte — der Duft, der da von ihr ausgegangen war, aus ihren Gewändern, von ihren Lippen, von ihrer ganzen Persönlichkeit, wie er ihm wohlgetan, ihn berauscht hatte, dieser Duft, wie er ihn hatte fühlen lassen, indem er ihn atmete, daß sein Leben an der Stelle angelangt war, wo es hingehörte, wo ihm gut war! Wie er sie in Gedanken immer noch vor seinen Augen sah, die Wange der schönen Frau, die weiße, mit ganz feinen, blauen Äderchen durchzogen, die so nah an seinem Munde gewesen war, daß er die Lippen darauf gepreßt und sie geküßt und geküßt hatte. Ach, daß es nur erst wieder Sonntag gewesen wäre! Daß er sich wieder hätte an sie

schmiegen, sie wieder küssen, und daß alles sich hätte wiederholen können, wie es gewesen war.

So tobte, wühlte und raste in dem Jungen etwas, das er mit all seiner Süßigkeit empfand, ohne daß er sich Rechenschaft darüber zu geben vermochte, was es eigentlich war, was er empfand. Wäre er älter und erfahrener gewesen, so hätte es ihm keine große Mühe gemacht, die dunkle Gewalt bei Namen zu nennen; er hätte sich dann, vielleicht mit einem Lächeln über sich selbst, gesagt, daß er, der unflügge Junge, ganz einfach verliebt war in die Frau, die den Jahren nach sehr wohl seine Mutter hätte sein können.

Aber — Junge hin, Junge her — alle Erscheinungen, die Verliebtheit in Erwachsenen zeitigt, bringt sie in solch einem heiß gewordenen Knabengemüt auch hervor. Dazu gehört vor allem das Bedürfnis der ausschließlichen Gemeinschaft mit dem geliebten Gegenstand. Wäre er ein erwachsener Mann gewesen, so hätte ihn die Eifersucht gestachelt, die Frau allein zu besitzen — weil er noch ein Knabe war, empfand er es als Bedürfnis, von niemandem besessen zu werden, als von ihr.

„Nun gehörst du mir ganz," hatte sie zu ihm gesagt. Dieses ihr Wort beim Abschied, war von allem, was sie zu ihm gesagt hatte, das Schönste gewesen. Anfänglich hatte er es, nur halb verstanden, wie einen süßen Trank eingeschlürft; jetzt arbeitete es in ihm weiter. Wenn er ihr ganz gehörte, so hieß das, daß er nur ihr und keinem anderen gehören sollte, vor allem nicht — jenem da, dem Mann, gegen den er so ganz anders empfand, als gegenüber dieser Frau — seinem Vater.

Grade jetzt, wo er erfahren hatte, von wo die Liebe herkam, wurde er sich doppelt darüber bewußt, von wo sie in seinem Leben bisher nicht hergekommen war. Alles, was ihm im Leben Schweres, Bitteres, Peinvolles bereitet worden, wer war es denn gewesen, der ihm das alles zudiktiert hatte, ohne ihn danach zu fragen, wie ihm dabei zumute war? Der Mann, vor dem er sich scheu in die Ecken gedrückt, sich gefürchtet hatte, sein Vater. Je wärmer, je weiter sein Herz sich gegen die Frau aufschloß, um so härter, um so kälter schloß es sich gegen jenen zu. Wie zwei, aus einem und demselben Instinkt geborene Zwillinge wuchsen die beiden Gefühle, Liebe zu ihr und Abneigung gegen den Vater, in ihm auf. Eine Empfindung, die er sich selbst kaum zu erklären vermochte, erfüllte ihn, daß er

eine Zuflucht gefunden hatte, einen Anhalt, einen Menschen, der ihn vor Jenem schützen würde. Zu seiner Mutter hatte er sich, als sie noch lebte, ja wohl auch geflüchtet, aber sie hatte ihn eigentlich nicht zu schützen vermocht; es war ihm immer gewesen, als verstände sie den Vater eigentlich nicht, als wüßte sie gar nicht recht, wie sie mit ihm sprechen sollte, als fürchtete sie sich vor ihm. Der Instinkt sagte ihm, daß das mit der Frau hier anders sein würde, daß der Mann, der allen imponierte, ihr nicht imponieren, daß sie sich nicht, aber auch garnicht vor ihm fürchten, daß sie ihm, erforderlichenfalls, entgegentreten würde, wie Eisen dem Eisen, Stahl dem Stahl.

Zwischen dem Vater seiner Mutter, dem Großvater, und seinem Vater hatte niemals große Freundschaft bestanden. Seit dem Tode der Mutter war daraus unverhüllte Feindschaft geworden. Seitdem der Junge in den Kadettenrock gesteckt worden, war er dem alten Geldmenschen gradezu ein Greuel geworden. Auch von der Seite also nichts als Kälte, Abweisung und verschlossene Türen. Und nur hier eine offene Tür, bei der schönen, fremden, nicht mehr fremden, geliebten Frau!

Darum, hinein in die Pforte, die Tür hinter sich zu, und draußen gelassen alles, was draußen stand, und abgewiesen alles und alle!

Schon der nächste Sonntag gab ihm Gelegenheit, diese Empfindungen zu betätigen. Man war im Hochsommer, die großen Sommerferien standen vor der Tür. An Georg von Drebkau war ein Brief von seinem Vater gelangt, worin dieser ihm die Wahl stellte, entweder zu ihm an den Rhein zu kommen oder eine Reise zu machen. Ein Reisebureau hatte in den Zeitungen die Absicht angekündigt, während der Ferien mit Knaben einen Ausflug in die Sächsische Schweiz und den Böhmerwald zu unternehmen; Teilnehmer sollten sich melden. Der General von Drebkau stellte seinem Sohne anheim, ob er sich dem Unternehmen anschließen wollte. Wenn er Lust dazu hätte, sollte es ihm auch erlaubt sein, sich einen, vielleicht unbemittelteren Kameraden aus dem Kadettenkorps, der die Ferienzeit nicht anders unterzubringen wüßte, als Reisegefährten mitzunehmen.

Kaum, daß er den Brief gelesen hatte, war der Junge auch schon mit seinem Entschlusse fertig: nicht an den Rhein, nicht zum Papa General, sondern mit dem Reisebureau in die Sächsische Schweiz; und den Hamster wollte er mitnehmen.

Ganz aufgeregt kamen beide am nächsten Sonntag nachmittag in der Hoditzstraße an, und dort wurde Frau von Carstein in den Plan eingeweiht. Die Wirkung aber war anders, weniger erfreulich, als sie es sich vorgestellt hatten. Im Gesicht der Frau, als sie die Sache vernahm, erschien der finstere Zug wieder, der den Knaben zu Anfang ihrer Bekanntschaft erschreckt hatte.

„Hast du den Brief bei dir?" Und so wie vor acht Tagen das Bild seiner Mutter, kam heute der Brief des Vaters aus seiner Brusttasche hervor. Dann aber verwunderte es ihn, wie lange die Frau an dem Briefe las, obschon er doch kurz genug war, und wie finster, beinahe feindselig sich ihr Gesicht dabei verzog.

„Der Hamster vom Geld deines Vaters mit dir reisen? Nein! Geht nicht! Ist nicht!" Mit diesen Worten, die aus ihr herauskamen, als wenn sie geschossen würden, hatte sie den Brief auf den Tisch geworfen und war aufgesprungen. Sie erstickte beinahe vor Aufregung, und weil es ihr unangenehm zu sein schien, daß die Knaben sie in solchem Zustande sahen, drehte sie sich jählings um, ging hinaus, in ihr enges Stübchen nebenan und schmetterte die Tür hinter sich zu.

„Das ist nun so," sagte der Hamster gleichmütig, „manchmal weiß man rein gar nicht, was mit ihr los ist."

Er bereitete sich, in Vertretung der Mutter den Wirt zu spielen und seinem Freunde Kaffee einzuschenken, Georg von Drebkau aber saß, ohne auf ihn zu achten, in Gedanken versunken, am Tische. Sein Gesicht sah heute noch mehr als gewöhnlich wie das eines voll ausgereiften Menschen aus; eine Falte, die sich über der Nasenwurzel zusammengezogen hatte, verlieh ihm einen fast düsteren Ausdruck. Plötzlich, ohne ein Wort zu sagen, stand er auf und ging an die Tür des Nebenzimmers.

„Mamachen," sagte er, indem er leise anklopfte.

„Mamachen," wiederholte er, als keine Antwort erfolgte, „ich habe dir etwas zu sagen."

Die Tür wurde ein wenig geöffnet, im Türspalt erschien Frau von Carstein. Als sie die Augen des Knaben mit dem merkwürdigen Ausdruck auf sich gerichtet sah, tat sie die Tür weiter auf, und ohne ferneres Widerstreben ließ sie ihn herein. Es sah aus, als hätten zwei Erwachsene über eine Sache zu verhandeln, von der ein Kind, wie der Hamster, nichts verstand.

Frau von Carstein setzte sich auf das schmale Sofa unter dem Spiegel, der Knabe an ihrer Seite, indem er die Arme um sie legte und den Kopf an ihrer Brust niederbeugte. Es sah aus, als suchte er nach Worten.

„Mamachen,“ hob er nach einiger Zeit an, „ich wollte dir nur sagen — wenn er schreibt, er wollte das Geld geben, daß noch einer mit mir reisen kann — Mamachen, es ist gar nicht sein eigenes Geld.“

Die Frau blickte erstaunt auf ihn herab.

„Wessen denn sonst?“ fragte sie.

„Mamachen,“ fuhr er fort, „mein Großvater hat mir alles gesagt: er hat Mama geheiratet, weil Mama soviel Geld gehabt hat. Mein Großvater aber hat gesagt, ‚lieb gehabt hätte er Mama eigentlich gar nicht.‘“

Die Frau, an die der Knabe sich geschmiegt hielt, so daß sie das leise Zittern fühlte, das seinen ganzen Leib durchschütterte, hörte ihm lautlos zu. Ein grausendes Gefühl verschloß ihr den Mund. Was für ein schrecklicher Himmel war über dem Leben dieses unseligen Knaben ausgespannt gewesen! Über was für einen besudelten, mit Unkraut bewachsenen Boden war diese blühende Jugend hingeschleppt worden. „Armer Junge,“ sagte sie leise, indem sie sich auf sein Haupt niederbeugte. „Armes Kind!“

Sie fühlte, wie sein Arm sich fester um sie schlang, wie eine stumme Antwort auf ihre stummen Gedanken.

„Darum hat mein Großvater mir gesagt,“ setzte er wieder an, „wie Mama gestorben ist, hat Mama ein Testament gemacht, und da hat sie drin gesagt, daß er ihr Geld nicht haben sollte. Sondern das Geld sollte für mich sein. Und sie hat gesagt, solange ich noch nicht groß bin, soll er von dem Geld nehmen dürfen, soviel als Zinsen davon kommen, alle Jahre. Aber wenn ich einmal groß bin, dann soll das Geld mein Geld sein, und dann darf er auch nicht mehr die Zinsen davon nehmen.“

Er verstummte. Auch die Frau schwieg. Nun legte er auch den anderen Arm um sie, so daß er sie ganz umfaßt hielt.

„Mamachen,“ sagte er, indem er den Kopf an ihrer Brust emporschob und das Gesicht zu ihr aufrichtete, „nun siehst du doch, daß es nicht sein Geld ist, sondern meines, wenn der Hamster mit mir auf die Reise geht? Darum wollte ich dich bitten, Mamachen, laß doch den Hamster mit mir auf die Reise gehen? Ja bitte, Mamachen! Bitte!“

Die Frau sprach noch immer nicht, konnte noch nicht sprechen. Als wenn er einen letzten, äußersten Ansturm auf ihren Widerstand machen wollte, schob er den Mund an ihr Ohr: „Denn siehst du, Mamachen, daß ich zu ihm gehe, in den Ferien, das will ich nicht! Das — kann ich nicht!"

„Junge!" sagte sie, indem sie ihm, wie neulich, das Haupt zurückbog, „Junge! Junge!"

Gedankenvoll schaute sie in das erregte, beinahe verzweifelte, schöne Gesicht, das zu ihr aufblickte. Nicht ein einziges Mal, indem er ihr das alles erzählte, hatte er von dem Manne als seinem „Vater", wie von einem Fremden hatte er gesprochen, immer nur von „ihm". So kamen die Empfindungen des Knaben den ihrigen entgegen! Sie erschrak beinahe. Eine Frage zuckte in ihr auf, ob es nicht ihre Pflicht sei, den Versuch wenigstens zu machen, daß sie dieses so unnatürlich abgelenkte Gemüt wieder zurechtrückte, dieses dem Vater entfremdete Kind zu ihm zurückleitete? Aber was sollte sie ihm sagen? Was konnte sie ihm sagen? Moralische Vorhaltungen allgemeiner Art? Das würde wenig gefruchtet haben, das fühlte sie wohl, diesem Knaben gegenüber, der mit solcher, über seine Jahre hinaus gereiften, geradezu entsetzlichen Klarheit in die Tatsachen hineinsah. Und konnte sie eine dieser Tatsachen widerlegen? Auch nur eine einzige? Nein! Alles, was der Mann an ihr getan hatte und an der anderen, seiner Frau, wie ein Nachhall alles dessen kam es jetzt von dem nachgeborenen Geschlechte zurück; die Schicksalsrute, die er sich selbst gebunden hatte, da war sie: sein eigner, einziger Sohn wandte sich von ihm und haßte ihn.

Ein langes Verstummen trat zwischen den beiden Menschen ein. So übervoll war ihr das Herz — aber wie eine Hand lag es auf ihrem Munde, die ihr den Mund verschloß. Darum, weil sie nicht sprechen konnte, beugte sie sich zu ihm und küßte ihn. Leidenschaftlich, beinah gierig, erwiderte er ihre Küsse.

„Dich habe ich lieb," stammelte er, indem er sich an sie drängte, „dich habe ich lieb!" Und die Art, wie er das „dich" betonte, hätte ihr, wenn sie es noch nicht gewußt hätte, verraten, wen er nicht lieb hatte.

„Wenn ich denn erlauben soll," begann sie alsdann, „daß der Hamster mit dir reist, so mußt du mir eins versprechen: du darfst deinem Vater nicht sagen, mit wem du gereist bist, darfst ihm seinen Namen nicht nennen."

„Daß er — Carstein heißt?“ fragte er.

„Ja, das darfst du ihm nicht sagen.“

Er überlegte ein Weilchen schweigend, als sänne er nach, warum sie dieses Verlangen stellte.

Jetzt kam die Leidenschaft an sie. Er fühlte, wie ihre Hände sich um seine Arme spannten. „Das mußt du versprechen, sonst geht es nicht!“

Mit heißem Flüstern hatte sie das gesagt, und klug wie er war, mochte der Junge ahnen, daß hier etwas war, wonach er nicht zu fragen hatte.

„Ich werd's ihm nicht sagen! Ich schwör's dir. Nie.“ Sein Mund war dicht an ihrem Ohre. Wieder war ihre Wange vor seinen Lippen, die weiße, mit zarten, blauen Äderchen durchzogen, und wieder, wie neulich, wollte er die Lippen darauf drücken, als die Frau, wider ihren Willen erglühend, sich von ihm losmachte und vom Sofa erhob.

„Also ist's abgemacht,“ sagte sie, „der Hamster soll mit dir auf Reisen gehen.“

Sie stand bereits in der offenen Tür, als sie das sagte, so daß der Hamster ihre Worte hörte. Der dröhnende Jubel, mit dem er dafür quittirte, brachte die gewohnte Wirkung hervor, aus friedlicher Stimmung wurde Heiterkeit, und die Heiterkeit ging nach und nach fast in Ausgelassenheit über. Die beiden Knaben jauchzten, indem sie an die bevorstehende Freiheit dachten, und die Frau zeigte sich als gute Kameradin. Was hatte sie sich darum zu grämen, wenn sein Junge nichts von ihm wissen wollte? Unsinn! Mochte er die Suppe ausessen, die er sich eingebrockt hatte; sie hatte ihre Lebenssuppe auch löffeln müssen. Und wenn sie bitter gewesen war, wer hatte sie ihr bitter gemacht? Das schadenfrohe Lachen, das sie neulich im Traume als Seejungfrau gelacht hatte, kicherte wieder in ihr auf; nach allen Bitternissen des Lebens kam jetzt ein süßes Gericht: die Rache. Darum tollte sie, wie ein ausgelassenes Mädchen, mit den beiden Jungen mit und hörte lachend ihre abenteuerlichen Vorschläge an: nach Dresden sollte sie ihnen, wenn sie zurückkämen, entgegenreisen, das war der Vorschlag, den der Hamster machte. Und in Dresden wollten sie dann alle drei „riesig fidel“ sein. Viel phantastischer aber war, was Georg von Drebkau vorschlug: sie sollte sich als Knabe verkleiden und als solcher überhaupt mit ihnen reisen.

„Bist du verrückt, Junge?“ fragte sie lachend. Er aber

fiel gradezu über sie her und erstickte sie fast unter leidenschaftlichen Küssen.

„Dann will ich dir was anderes vorschlagen: wenn wir auf der Reise irgendwo eine recht schöne Gegend finden, da baue ich uns ein Schloß. Und dann kneife ich aus dem Kadettenkorps aus und entführe dich, und auf dem Schloß leben wir dann.“

„So? Also da leben wir?“ sagte sie.

„Ja — und dann —“

„Und dann?“

Er wurde blutrot, bis über die Ohren und die Stirn.

„Und dann“ — in seiner gewohnten Art drückte er den Mund an ihr Ohr — „und dann — heirate ich dich.“

Der Hamster, der dies mit angehört hatte, brüllte förmlich vor Entzücken. Er warf sich auf das Ruhebett, kugelte sich lachend darauf herum, und der Lärm, den er machte, überhob die Mutter der Antwort.

„Jungens,“ sagte sie, nachdem wieder Ruhe eingetreten war, „jetzt geb' ich Euch Euere Butterbrote, und dann macht Ihr Euch nach Haus, sonst schnappt Ihr mir beide noch über.“

Dann, als es zum Abschied kam, richtete sie es wieder so ein, daß, während der Hamster vorausging, sie noch einen Augenblick mit dem anderen allein blieb. Wieder wie neulich hielt sie ihn im Arm, und mit kopfschüttelndem Lächeln sah sie auf ihn nieder, der mit sehnenden Augen zu ihr aufblickte. Und weil ihr ganzer Verkehr mit ihm eigentlich nur ein fortgesetztes Verwundern war, Verwunderung aber wortkarg ist, brachte sie auch jetzt nichts anderes hervor, als daß sie mit einer wie aus tiefen Gedanken herauftönenden Stimme „du Junge — du Junge“ sagte.

Dann küßte sie ihn. „Wirst du mir einmal schreiben?“ fragte sie. Ja, das wollte er wohl meinen, daß er ihr schreiben würde! Oft! Und an niemanden sonst!

Immer von neuem trieb es ihn, ihr zu versichern, daß er nur sie liebte, und den anderen nicht, als wenn ein dunkler Instinkt ihm verraten hätte, daß auch ihr Herz unter dem anderen geblutet hatte.

Noch einmal kam ihr Mund zu ihm herab.

„Also leb' wohl,“ sagte sie leise, „reise glücklich und komm glücklich zurück.“

Und dann, als es wieder einsame Nacht um sie wurde, kam ihr das Wort des närrischen Jungen zurück: „Dann heirate ich dich." Es war ihr, als spürte sie den glühenden Hauch von seinen Lippen noch, der über ihre Wange gegangen war, indem er das sagte. Und wie der Junge sie geküßt hatte! Sie meinte, ihr Gesicht noch jetzt unter seinen Küssen erbeben zu fühlen. Was hatte denn das alles zu bedeuten? Etwa — daß er sie —? Beinah hätte sie laut aufgelacht — aber sie lachte nicht. Erst neulich hatte sie in einem Buche über Vererbung gelesen. Seelische Eigenschaften, so hatte darin gestanden, gingen von Eltern auf Kinder über, und nicht solche nur, sondern auch Gefühle: Zuneigungen und Abneigungen. Manchmal freilich schlüge die Empfindung bei dem Kinde ins Gegenteil um, so daß es verabscheute, was Vater oder Mutter geliebt: manchmal aber, und meistens, triebe es den Sohn, ebenso und in der Art zu lieben wie der Vater geliebt hatte.

Also, wenn dieser Knabe, der dem Vater so ähnlich sah, ihm so ähnlich war in jeder Regung und Bewegung des Körpers, wenn er, wie es nun wirklich schien, trotzdem daß es toll, ganz toll war, wenn er wirklich — in sie verliebt war, so mußte man daraus füglich schließen — daß einstmals auch der Vater — wütend warf sie sich im Bette herum. Schlafen wollte sie, nicht denken! Noch dazu so überflüssiges Zeug! War denn das etwas Neues? Daß der Mann sie einstmals wirklich geliebt, hatte sie denn das nicht gewußt? Dann aber beruhigte sie sich wieder. Was hatte sie getan, daß sie so auf sich zu zürnen brauchte? Nichts weiter, als daß sie, gewissermaßen urkundlich, feststellte, daß der Mann, der später eine andere um des Geldes willen geheiratet hatte, wirklich einmal in sie verliebt gewesen war. Jetzt war das ja gleichgültig, änderte nichts mehr. Aber immerhin — warum sollte man so etwas nicht feststellen? Es war doch von Interesse. Dann fiel ihr ein, daß der Junge ihr versprochen hatte, von der Reise aus zu schreiben. Sie überlegte, ob wohl seine Handschrift der des Vaters ähnlich sein würde. Und dann schlief sie ein.

Schon die nächsten Tage sollten ihr Belehrung über diese Frage bringen. Beide Knaben schrieben. Aber sehr verschieden. Der Hamster alle acht Tage einmal, der andere mindestens alle drei Tage, manchmal auch Tag um Tag. Jener mit steif korrekten Schriftzügen auf korrektem Briefbogen, deren letzte Seite er durch einen langen Schnörkel unter der Namensunterschrift bis zum an-

ständigen Ende bugsirte, dieser mit fliegender Hand auf unregelmäßig gegriffenen Blättern, bald auf vollem Bogen, bald auch nur auf einzelnen Bogenseiten, manchmal nur auf Papierfetzen. Als wenn sich der Lebensbaum über ihm geschüttelt und ihm Blätter zugeworfen hätte, nach denen er griff, um sie zu beschreiben, ohne danach zu fragen, welche Form sie hatten und welche Größe. Der Hamster immer pünklich Bericht erstattend über jeden Reisetag und alles, was sie an jedem Tage gesehen hatten; der andere immer nur sprungweise andeutend, skizzierend, und mit jeder Skizze ein Bild herausschlagend, wo jener trockene Linien gab. Der eine immer fleißig, nüchtern und langweilig — der andere immer farbig, saftig, beinahe genial.

In schweigenden Gedanken saß die Frau an ihrem Tische und hielt die Briefe nebeneinander: hier Carstein — hier Drebkau. Wie sich das alles wiederholte! Wie es sich wiederholte! Die Handschrift — sie fragte kaum mehr danach. Aber der Inhalt! Beinahe fühlte sie sich versucht, aus dem Zimmer nebenan die alten Briefe heranzuholen und sie mit diesen da zu vergleichen. So ganz, wenn auch ins Kindlich Unbehilfliche übertragen, sprudelte hier das Temperament wieder auf, das sie berauscht hatte, als jene Briefe sie umschäumten. Daß so ein Knabe schreiben konnte, ein vierzehnjähriger! „Immer, wenn wir frühmorgens aufbrechen,“ schrieb er, „und in Gegenden kommen, die ich noch nie gesehen habe, ist mir, als wenn eine wunderschöne Fee sich zu mir herabbeugte und sagte: nun will ich dir wieder etwas Schönes zeigen. Und dann ist es, als wenn sie einen Schleier aufhöbe, und hinter dem Schleier kommen Berge und Täler und Flüsse, und dann geht sie vor mir her und sieht sich immer nach mir um, nur nach mir. Und die Fee hat sammetne Pantöffelchen an den Füßen und ist so schön und sieht jemandem so ähnlich — weißt Du auch, wem?“ Jeder seiner Briefe war wie eine Umarmung, jedes der abgerissenen Blätter wie ein Kuß. Wenn sie wollte, hätte sie lachen können — und doch, wie hätte sie lachen sollen? Als wenn eine warme, weiche Flut an ihren Gliedern emporstieg und ihr das Herz umspielte und umbadete, so war ihr zumut. Es gab also Naturgewalten, die sich vererbten? Und die Naturgewalt, die über den Drebkau's lag, war also die, daß sie sich verlieben mußten in das, was Käthe von Pehle hieß? Denn, indem ihr dieser Gedanke kam, war sie nicht Frau von Carstein mehr, die Witwe des „braven, anständigen“

Majors von Carstein, sondern Käthe wieder, die schöne Käthe von Pehle. Und wenn es so war, wenn das junge Feuer, das hier loderte, hervorgebrochen war aus der Glut, die einst in dem Vater gebrannt hatte, wie mochte es dann in diesem ausgesehen haben damals, als er seine Liebe um schnödes Geld von sich geworfen hatte und nun in liebeleerer, öder Ehe gefangen saß? Nie hatte er einen Wiederannäherungsversuch gemacht — wie hätte er es auch wagen dürfen — aber mit was für Gedanken, was für glühendem Sehnen mochte er so manchmal der einstigen Geliebten gedacht haben!

Sie sprang vom Tische auf, an dem sie, die Briefe überdenkend, gesessen hatte. Solche Vorstellungen gehörten nicht mehr in ihren Kopf. Sie wollte davon nichts mehr wissen! Und die Vorstellungen blieben doch. Eine ganz besonders drängte sich ihr auf, ging ihr gradezu nach: der Rekognoszierungsritt vor Königgrätz, von dem sie gelesen hatte, der Ritt auf Leben und Tod. Wie kam es nur, daß sie plötzlich immerfort daran denken mußte? Damals, als sie in der Zeitung davon las, war sie ja ganz ruhig, beinahe gleichgültig geblieben, und jetzt — was jetzt? Was war das für ein verrückter Gedanke, der ihr jetzt mit einem Male zuflüsterte, daß er den Ritt aus Verzweiflung gemacht hatte, weil er sein Leben loswerden wollte, das ihm zur Last geworden war? Dazu war sie doch in militärischen Angelegenheiten bewandert genug, um zu wissen, daß das Unsinn war, daß Offiziere zu solchen Unternehmungen einfach befohlen werden. Und den Befehl haben sie auszuführen, gleichgültig, ob Gefahr damit verbunden ist oder nicht. Natürlich, natürlich — aber — man kann bei solch einem Rekognoszierungsritt eben näher an die Gefahr herangehen, oder ferner davon bleiben, je nachdem es einem auf sein Leben ankommt oder nicht. Dazu war sie eben auch zu sehr Soldatenkind und Soldatenfrau, um das nicht zu wissen. Und der war nahe herangegangen an die feindlichen Linien, ganz nahe, so fürchterlich nahe, daß sie hinter ihm drein gekommen waren und ihn umgebracht haben würden, wenn er nicht einen der Verfolger aus dem Sattel geschossen hätte. Und das alles nur aus Pflichtgefühl? Aus Ehrgeiz? Aus Streberei? Damals, als sie die Zeitung weglegte, hatte sie einfach „jawohl" darauf gesagt. Und heute mit einem Male sagte sie anders? Warum? Und woher? Was war das, was da plötzlich, wie die Stimme eines Fremden in ihr flüsterte, „weil er an dich gedacht hat und

nicht mehr hat leben mögen ohne dich, darum ist es geschehen!" Weil er sich vorgestellt hat, wie ihm zumut sein würde, wenn das schöne Mädchen, das er einstmals geliebt hatte, jetzt zu Hause in der kleinen Garnison säße, als seine Frau, und darauf wartete, in Zittern und Bangen und doch in Seligkeit, ob er wiederkommen würde; wenn er dann wirklich aus Not und Tod und Gefahren errettet nach Hause käme, zu ihr, in ihre Arme und in ihrer beider große Liebe zurück. Und weil er sich gesagt hat, daß von dem allen nichts mehr für ihn geschrieben stand, daß niemand da war, der sich besonders freuen würde, wenn er nach Hause käme, und niemand, der besonders um ihn trauern würde, wenn er draußen bliebe, weil er seine Liebe verkauft hatte für einen Geldsack, und sein Menschenglück für seine Karriere. Darum hat er dem Pferde die Sporen gegeben, ist drauf los geritten und hat zu sich gesagt: „Hol' der Teufel alles und va banque!"

Beide Hände an die Schläfen gepreßt, wie jemand, der verfolgt wird, ging sie im Zimmer auf und ab. Nein! Nein! Nein! Das waren ja lauter Einbildungen, die ihr Herz ihr vorphantasierte! Ihr albernes, dummes, elendes Herz, das mit einem Male, nachdem es solange vernünftig gewesen war, wieder sentimental wurde! Das ist es ja eben, wodurch die Herzlosigkeit die Oberhand gewinnt, daß die Gutmütigkeit sich immer zum Narren für sie macht und sie mit ihrem eigenen Fleische füttert. Sie leiht ihr ihr Herz, trägt all die freundlichen Empfindungen, die wie sanfte Kerzen in ihr leuchten, in die herzlose Brust hinüber und illuminiert damit die kalte, dunkle Behausung. Wenn dann ihr eigenes Licht aus den leeren Fensterhöhlen herausstrahlt, bildet sie sich ein, da drüben wäre wirklich Menschlichkeit lebendig geworden, und unter sentimentalen Rührungstränen feiert sie das Ereignis. Bis daß eines schönen Tages das Licht plötzlich wieder erlischt, das geliehene Herz ihr zurückgeworfen wird, vor die Füße oder wohl gar an den Kopf, und ein Hohngelächter für ihre Dummgläubigkeit quittiert. Hatte sie den Traum von neulich vergessen? Und ihr „das gilt nicht", mit dem sie aus dem Traume emporgefahren war, als der Meermann das Netz nach ihr warf und sie darin fing? Und jetzt kroch sie ihm selbst in die Maschen? Und merkte gar nicht, wie sie sich hineinzappelte und zappelnd darin verstrickte? Nichts davon! Nichts davon! Mit einem Griffe raffte sie die Briefe des Jungen auf, die sie zu solchen Träumereien verführt hatten, als wollte sie die Briefe zerreißen. Aber dann fiel es

ihr ein, daß der Junge den da drüben ja haßte. Also warum zerreißen? Im Gegenteil! Und sie nahm die heißen, schönen Briefe des Knaben auf und küßte sie. Denn den da drüben haßte auch sie.

Der Sommer ging zu Ende, die Ferien gingen zu Ende, die Schwalben hatten Potsdam bereits verlassen, als die Potsdamer Kadetten und unter ihnen auch die beiden Knaben in das Nest, das aber nicht als das „heimatliche", sondern als das „verdammte" Nest begrüßt wurde, zurückgeflogen kamen. Sonnenverbrannt kehrten sie heim. Der Hamster ungefähr wie ein dunkles, braunes, knuspriges, hartes Bauernbrot, Georg von Drebkau wie ein Ephebe von gebräunter Bronze aus der Hand eines griechischen Bildhauers anzusehen.

Viel war von unterwegs brieflich berichtet worden, noch mehr blieb mündlich zu erzählen, so daß die nächsten Sonntage ganz damit ausgefüllt wurden. Daß Georg von Drebkau jetzt an jedem Sonntag nachmittag erschien, verstand sich ganz von selbst; die drei Menschen lebten und fühlten sich wie eine zueinander gehörende Familie.

Frühzeitig, nachdem der Herbst vorbei war, setzte der Winter ein, und jetzt, nach einer schier endlosen Reihe von Extemporalien, Exerzitien und anderen Blut- und Angstmomenten, bei denen Drebkau treulich und willig Carstein unter seine Flügel genommen und hatte abschreiben lassen, winkte von ferne eine neue Pause aufatmender Erholung: Weihnachten und die Weihnachtsferien.

Während aber die herannahende Freizeit auf den Hamster die Wirkung der aufgehenden Sonne ausübte, die sich der totverschlafenen, mürrischen Erde ankündigt, erging es mit Georg von Drebkau umgekehrt, er wurde finster und finsterer. Der Hamster bemerkte es, erfuhr aber nicht, was ihn bedrückte, wie es denn überhaupt in der Natur des Knaben lag, schweigend über den dunklen Wassern seiner Seele zu sitzen. Einen einzigen Menschen hatte er gefunden, gegen den ihm Herz und Mund unwillkürlich aufgingen, demgegenüber vertrauendes Kind zu sein er nicht nur die Möglichkeit, sondern das Bedürfnis empfand, das war die Mutter des Hamsters, Frau von Carstein, seine Erlöserin und Erlösung. Zu ihr sprach er, und zwar nicht in Gegenwart des Hamsters, sondern in dem kleinen Zimmer nebenan, wohin sie sich jetzt beide, wie auf stillschweigende Verabredung, zurückzogen, sobald etwas zu besprechen war, das über den Hamster

hinausging. Dort also erfuhr sie es von ihm: Der Generalmajor von Drebkau würde zu Weihnachten nach Berlin kommen. Er hatte geschrieben.

Frau von Carstein zeigte sich nicht besonders verwundert; vielleicht würde er bald überhaupt nach Berlin versetzt werden. Es munkelte etwas, daß er eine Gardedivision übertragen erhalten sollte.

„Und da sollst du in den Weihnachtsferien zu ihm nach Berlin kommen?“

Er sollte zu den Ferien nach Berlin kommen. In einem Hotel sollte er mit dem Papa wohnen, Hôtel de Rome unter den Linden.

„Na,“ sagte sie, „das ist ja, soviel ich weiß, ein sehr schönes, beinahe das schönste Hotel von Berlin?“

Er drückte den Kopf an ihre Brust und gab einen murrenden Laut von sich, beinahe wie einen Vorwurf, daß sie so sprechen konnte.

„Ja, — was ist denn?“

„Weil ich doch viel lieber zu Weihnachten bei dir wäre,“ erwiderte er leise.

„Aber wenn dein Vater will, mußt du doch zu ihm gehen?“

Das war's ja eben, daß er mußte. Darum nickte er so finster vor sich hin.

Dann wurde es wieder ganz still in dem kleinen Zimmer. Auch die Frau verstummte. Welch eine Last für sie, von seinem Vater wie von einem Unbekannten mit ihm sprechen zu müssen! Und dabei zu wissen, daß der Mann vielleicht über kurz oder lang in Berlin sein, dann bei Gelegenheit natürlich auch nach Potsdam kommen würde! Und dabei immer so erscheinen zu müssen, als ginge sie das alles nichts an!

„Wirst du allein bei ihm sein?“ fragte sie nach einiger Zeit.

„Meine Tante Ida wird auch nach Berlin kommen.“

Tante Ida war eine ältere, unverheiratete Schwester des Generals, die irgendwo in der Mark in einem adeligen Damenstift lebte.

„Na, — wird dir das nicht lieb sein?“

Er schwieg.

„Doch vielleicht angenehmer, als wenn du mit ihm allein wärst?“

Er gab keine Antwort.

„Du kennst doch deine Tante? Magst du sie nicht gern?"

Er zuckte die Achseln. So selten hatte er sie zu Gesicht bekommen. Kaum ein paarmal.

„Magst du sie nicht gern?"

Plötzlich war sein Mund wieder an ihrem Ohr.

„Die hat meine Mutter auch nicht lieb gehabt."

Was war darauf zu sagen? Schweigend drückte sie den Knaben an sich.

Er schlang beide Arme um sie. „Wenn ich doch nur bei dir bleiben könnte," flüsterte er, „bei keinem sonst. Alles andere ist ja so schrecklich!"

„Junge," sagte sie, mit dem tiefen Tone, der immer wie Musik in seine Seele ging, „sei vernünftig, halt den Kopf oben, laß dich nicht von Einbildungen unterkriegen. Er ist doch dein Vater, und wenn er dich bei sich haben will, siehst du doch, daß er dich lieb hat. Geh freundlich zu ihm, dann wird er auch freundlich zu dir sein."

Während ihr eigenes Herz mit dumpfer Not rang, sprach sie so auf ihn ein. Freilich mit dem Bewußtsein, daß sie vergebens sprach. Kluge Menschen zu trösten ist schwer; wenn man es mit Allgemeinplätzen versucht, unmöglich. Und was konnte sie ihm anderes als allgemeines sagen, da sie über die Stelle, wo in ihrem Herzen die lebendigen, wirklichen Worte sprühten, ein dunkles Tuch breiten mußte, durch das er nicht hindurchsehen durfte und niemand überhaupt.

Seinem Gesichte sah sie es an, daß er unberuhigt ging. Aber sie konnte ihm nicht helfen, mußte sogar die tröstende Vernunft weiterspielen, und als sie ihm lächelnd Abschied bot, ihn nach Berlin zu entlassen, war es ihr, indem sie zurückblieb, als wenn sie an einem dunklen Erdspalt stände, aus dem sich die Stimme der Zukunft wie ein unverständliches, drohendes Gemurmel erhob.

Sie hatte erwartet, daß er die ganzen Ferien über, die bis nach Neujahr dauerten, in Berlin bleiben würde. Sie hatte sich geirrt; gleich nach Ablauf der Weihnachtsfeiertage war er wieder da.

An einem Nachmittage kam er an, als es schon dämmerte. Der Hamster war beim Schlittschuhlaufen draußen, sie war allein.

Ob es das Dämmergrau des Abends war, das ihn so

blaß erscheinen ließ? In dem Jungen war etwas Unruhiges, Flackerndes, beinahe Verstörtes.

„Du kommst schon zurück?“ fragte sie.

„Ja, aber noch nicht ins Korps; heute abend fahr' ich wieder nach Berlin,“ erklärte er.

„Zu — deinem Vater zurück?“

Er blickte zur Erde. „Papa ist wieder fortgereist.“

Überrascht horchte sie auf. „Ich dachte, er wollte die ganzen Ferien über bleiben?“

„Der Doktor von Barnim ist bei ihm gewesen.“

„Doktor von Barnim? Wieso?“ Sie hatte den Namen eines damals in Berlin und Potsdam berühmten alten Arztes gehört, verstand aber den Zusammenhang nicht sogleich; alles, was der Junge sagte, kam so abgebrochen heraus, wie gehacktes Blei.

„Er hat gesagt, er soll im Winter auf Urlaub gehen.“

„Dein Vater?“ fragte sie, „das hat Doktor von Barnim gesagt? Warum denn?“

„Ich glaube, er ist krank,“ sagte er.

„Dein Vater?“

„Ja.“

Als die Frau dies gehört hatte, wurde sie stumm. Dann zog sie den Knaben in das kleine Nebenzimmer und schob den Riegel vor. Der Hamster mußte bald nach Hause kommen. Es sah so aus, als wollte sie ungestört sein.

„Bist du dabei gewesen,“ fragte sie, nachdem sie sich, wie gewöhnlich, auf das schmale Sofa nebeneinander gesetzt hatten, „als Doktor von Barnim mit deinem Papa sprach?“

„Nein,“ entgegnete er, „als er aber fortging, habe ich gehört, was er gesagt hat?“

„Also was hat er gesagt?“ Die Augen der Fragerin bohrten sich auf den Mund des Knaben.

„Doktor Barnim ist immer so lustig,“ erzählte dieser. „Er hat gelacht und gesagt, mein lieber General, der Pfeffer, in dem bei Ihnen der Hase liegt, ist ziemlich durchsichtig: Der Mensch, wie Sie wissen, hat so ein gewisses Geflecht im Leibe, was man die Nerven nennt. Damit geht's ungefähr, so wie mit den Klaviersaiten. Wenn man auf eine zu stark hämmert, verstimmt sie sich, und dann ist der ganze Musikkasten in Unordnung. An einem gewissen Julitage Anno sechsundsechzig hat nun ein gewisser Oberst von Drebkau ein bißchen sehr stark auf seine achtbaren

Nerven losgehämmert, indem er so nahe an die Österreicher herangeritten ist, daß er hat rapportieren können, welche von ihnen Kukuruz und welche Zwetschgenknödel in ihren Feldkesseln gehabt haben. Na — er soll ja auch noch anderes zu rapportieren gehabt und seine Sache überhaupt nicht übel gemacht haben. Aber sehen Sie, wenn der Oberst von Drebkau damals, wie er nach Hause gekommen ist, den Doktor von Barnim gefragt hätte, dann würde der ihm gesagt haben: ausspannen, mein lieber Oberst, Urlaub nehmen und ganz gehörig ausspannen! Statt dessen hat der Oberst von Drebkau nicht ausgespannt, sondern ist General geworden — was er ja auch ohnedem geworden wäre — und hat bis jetzt, wo wir mit unseren Nasen beinahe schon ans Jahr achtzehnhundertneunundsechzig stoßen, an alles gedacht, bloß an das nicht, woran er zuerst hätte denken sollen, an seine ehrenwerte Gesundheit. Und darum sagt jetzt der Doktor von Barnim zu dem General von Drebkau: auf Urlaub gehen, Exzellenz! Nach dem Süden gehen, Exzellenz! Und zwar sofort! Nicht den Winter hier oben bleiben, sondern dahin gehen, wo jetzt unsere Störche sind! Und wenn Sie die treffen, dann suchen Sie sich einen darunter aus, der Ihnen besonders gefällt, und den bestellen Sie sich, damit, daß wenn Sie dann nach Hause zurückgekommen sind und wieder geheiratet haben, er ihnen was Hübsches mitbringen kann."

Die Erzählung des Knaben wurde mit stumpfem Schweigen aufgenommen; die Späße des alten Arztes fanden keinen Widerhall.

„Dann ist er also gleich abgereist?" fragte nach einiger Zeit Frau von Carstein. „Nach dem Süden?"

„Ein paar Tage darauf," berichtigte Georg von Drebkau.

„Und nun gehst du wieder nach Berlin? Wirst du allein in dem Hotel wohnen?"

„Meine Tante Ida," entgegnete er, „bleibt in Berlin, mit der soll ich wohnen."

„Also hat sie deinen Papa nicht begleitet?"

Der Knabe senkte das Haupt; sein Gesicht war dunkelrot.

„Sie — haben sich gezankt," erwiderte er stockend.

„Deine Tante und dein Papa? Warum denn?"

„Ganz genau weiß ich's nicht," sagte er. „Als sie angefangen haben, bin ich noch dabei gewesen, nachher aber haben sie mich hinausgeschickt."

Der Knabe verstummte. Man sah ihm an, daß er innerlich kämpfte, daß er etwas zu sagen hatte, was nicht aus ihm herauswollte. Dann, wie es seine Gewohnheit geworden war, schlang er sich um die Frau.

„Ich muß dir etwas sagen," hauchte er über ihre Brust hin. „Du mußt nicht böse werden. Er hat erfahren, daß ich mit dem Hamster zusammengereist bin, und wie der Hamster heißt."

„Daß er Carstein heißt?"

„Ja."

„Und von mir hast du auch gesprochen?"

Er schmiegte sich fester an sie. Er hatte gefühlt, wie ein Zucken durch den Leib der Frau gegangen war.

„Sei nicht böse," flüsterte er, „ich habe nichts dafür gekonnt." Dann brach er plötzlich in Tränen aus.

„Warum weinst du?" fragte sie. Ihre Stimme klang ungeduldig, beinahe rauh.

Der Knabe trocknete sich schweigend die Augen. Alles was er da drüben in Berlin, in den kahlen Stuben des fremden Gasthauses erlebt und mit angehört hatte, indem es halb vor seinen Ohren und über seinen Kopf hinweg zwischen dem Vater und der Tante verhandelt wurde, war wie etwas Dumpfes, Unverständliches, Beängstigendes auf ihm liegen geblieben und hatte sich, weil er keinen Ausdruck dafür fand, in Tränen ergossen.

„Ich — weiß nicht," sagte er, „es war so sonderbar. Ich habe ihm doch nie von dir geschrieben — und nachher war es doch so, als wenn er von dir wüßte. Und die Tante auch. Kennt Ihr Euch denn?"

Sie antwortete nicht auf die Frage. Mit aller Gewalt hielt sie an sich, um sich nicht, wie sie vorhin getan hatte, durch ein Zucken zu verraten.

„Erzähle," gebot sie. Sie hatte keine Zärtlichkeit für den Jungen übrig, kaum Mitgefühl dafür, daß er so offenkundig litt. In ihr war in diesem Augenblicke nur die egoistische Gier des Hörenwollens, des Wissenwollens. „Erzähle doch! Erzähle!"

„Wie wir beim Abendessen gesessen haben," erzählte er, „hat meine Tante Ida zu mir gesagt, ‚also in der sächsischen Schweiz bist du herumgereist in den Ferien? War's hübsch?' Darauf habe ich gesagt ‚Ja, sehr'. Darauf hat der Papa gesagt, ‚es sind eine ganze Menge Jungens zusammen gewesen, und er hat sich einen besonderen Begleiter mitgenommen aus

dem Kadettenkorps, das hatte ich ihm erlaubt.' ‚Sieh mal an,' hat darauf die Tante gesagt, ‚so jung noch und bekommt schon einen Adjutanten zugeteilt?' So hab' ich gesagt, ‚es war nicht mein Adjutant, sondern mein Freund.' Da hat sie gelacht und gefragt, ‚wer war's denn?' Und Papa, weil er gedacht hat, sie fragte ihn, hat gesagt, ‚ich weiß nicht; er sagt's ja nicht.' Darauf hat Tante Ida mich angesehen und gefragt, ‚na also — wer war's?' Weil ich aber doch gewußt habe, daß du's nicht haben wolltest, habe ich nichts gesagt! Da hat Tante Ida rothe Flecke auf den Backen bekommen und gemeint, ‚nun sag' mir in aller Welt, was das heißen soll, daß du dir so die Würmer aus der Nase ziehen läßt? Du willst's wohl nicht sagen?' Also hab' ich geantwortet ‚ich darf's nicht.' Darauf haben sie mich beide angesehen, die Tante aber hat gesagt, ‚morbleu!' Das sind Jungens! Hat's dein Freund dir verboten?' Und da ist es mir so herausgefahren, daß ich gesagt habe, ‚nein, aber seine Mutter.' Und wie ich das gesagt hatte, haben sie sich beide über den Tisch angesehen, und er hat zu der Tante gesagt, ‚na dann wollen wir es doch lassen, es kommt ja gar nicht drauf an.' Die Tante aber hat gemeint: ‚I, warum denn? Das wird ja interessant.' Wie sie aber hat weiterfragen wollen, hat Papa sie unterbrochen und gesagt, ‚wozu denn solche Indiskretion, wenn es die Frau doch einmal nicht haben will?' Und dann haben sie mit einem Male angefangen, auf Englisch miteinander zu sprechen. Denn weil sie doch wußten, daß ich im Korps Französisch lerne, haben sie jedenfalls gedacht, ich würde es verstehen, wenn sie Französisch sprächen. Und weil ich es nicht verstehen sollte, haben sie Englisch gesprochen. Es hat aber nicht lange gedauert, und dann hat Tante Ida zu mir gesagt: ‚Na soviel jedenfalls ist mir klar, daß ihr zwei Dickköpfe seid, du und dein Freund, oder vielmehr —'" Der Knabe brach ab.

„Oder vielmehr —" nahm Frau von Carstein mit heißer, trockener Stimme auf. „Oder vielmehr die Mutter von deinem Freunde."

Unwillkürlich spähte er zu ihrem Gesicht auf. In ihrem Gesicht bewegte sich keine Muskel, es sah ganz starr aus. Als er nicht gleich fortfuhr, griff sie nach seiner Hand. Ihre sonst so warme Hand war eiskalt. „Bist du schon fertig?" fragte sie.

„Nein."

„Also erzähle weiter."

Der Knabe schluckte, als müßte er einen neu aufsteigenden Tränenstrom verschlucken. Seine Stimme schwankte, als er wieder ansetzte: „Eine ganze Zeit nachher hat Tante Ida wieder angefangen und gefragt, ‚wie gefällt's dir denn eigentlich im Kadettenkorps?‘ Darauf habe ich gesagt, ‚anfangs hat's mir gar nicht gefallen, aber jetzt viel besser.‘ ‚So?‘ hat sie gemeint, ‚warum denn jetzt?‘ So hab' ich geantwortet, ‚weil ich anfangs niemanden gehabt habe, zu dem ich auf Urlaub gehen konnte‘ — und dann habe ich nicht weiter sprechen wollen. Darauf aber hat der Papa mich angesehen und gesagt, ‚und jetzt hast du jemanden? Wer ist denn das?‘ Darauf hab' ich gesagt, ‚eine Dame.‘ Wie ich das aber gesagt habe, ist er ganz böse geworden und hat gesagt, ‚was das heißen soll, eine Dame! Laß endlich einmal die Geheimniskrämerei und sage, was für eine Dame, und wie sie heißt!‘ Und weil er nun so böse geworden war und du es doch auch nicht verboten hattest —“

„Hatte ich nicht verboten?“ Mit schrillem Tone kam die Frage aus ihr heraus. Er fühlte, wie ihre Hand sich in seinen Arm krallte.

„Nein wirklich,“ versicherte er, „daß ich mit dem Hamster gereist bin und daß er Carstein heißt, das sollte ich nicht sagen; aber daß ich zu dir auf Urlaub komme, das hattest du wirklich nicht verboten, daß ich es sagte.“

Sie löste die Hand von seinem Arme. „Also hast du gesagt —?“

„Also hab' ich gesagt, sie heißt Frau von Carstein. Und wie ich das gesagt habe, hat er mit einem Male Messer und Gabel weggelegt und mich angesehen — so — so, — ich weiß gar nicht, wie. Die Tante Ida aber hat ganz rasch gesagt: ‚Und das ist auch die Mutter von deinem Freunde? Die dir verboten hat, zu sagen, daß du mit ihm gereist bist?‘ Und weil ich doch darauf nicht nein sagen konnte, habe ich gar nichts gesagt. Die Tante aber hat den Papa angesehen und gesagt ‚voilá!‘“

„Hat — wie gesagt?“ unterbrach ihn die Frau mit einer Stimme, vor der er erschrak. Wie verzweifelt umklammerte er sie.

„Ich kann doch nichts dafür! Kann doch nichts dafür!“

Er fühlte, wie ihre Brust sich in wogenden Stößen hob und senkte.

„Weiter,“ sagte sie harsch und herb, „weiter!“

„Der Papa hat etwas sagen wollen,“ fuhr der Knabe

fort, „aber er hat so ausgesehen, wie jemand, wenn er auf einen hohen Berg hinaufgestiegen ist und nicht gleich sprechen kann, weil er keine Luft hat. Und da hat die Tante über den Tisch gelangt, nach seiner Hand, und auf englisch ‚my dear, my dear, my dear' gesagt. Er aber hat seine Hand fortgezogen und zu mir gesagt, ‚diese — Dame ist Witwe?' Hab' ich geantwortet ‚ja'. ‚Ihr Mann war Hauptmann? Lehrer an der Kriegsschule in Potsdam?' Also hab' ich wieder gesagt ‚ja'. Hat er weiter gefragt, ‚eine Geborene von Pehle?' ‚Das weiß ich nicht,' hab' ich geantwortet. — ‚Aber ihr Vater,' hat er gefragt, ‚war Oberst außer Dienst in Potsdam?' Und das hat mir doch der Hamster erzählt, daß dein Vater das gewesen ist. Also siehst du doch, daß er von dir gewußt haben muß und dich kennen muß? Ist denn das richtig, daß du eine Geborene —" er brachte seine Frage nicht zu Ende. Mit einem Schrei war die Frau vom Sitze aufgefahren und hatte sich aus seinen Armen losgerissen. In dem engen Zimmer, in dem es fast dunkel war, weil keine Lampe brannte, ging sie auf und ab, ruhelos, wie der Schatten eines Abgeschiedenen, der um die Erinnerung seines Erdenlebens herumläuft. Der Knabe saß regungslos auf dem Sofa und sah ihr mit weitaufgerissenen Augen zu. Endlich kam sie zu ihm zurück; so jählings, wie sie aufgesprungen war, saß sie plötzlich wieder neben ihm. Jetzt war sie es, die den Arm um ihn schlang. Sie drückte ihn an sich, so daß sie sein marmorkaltes Gesicht an ihrer brennenden Wange fühlte. „Sei still, du Kind," flüsterte sie, „erzähle, was du noch weißt. Sprich weiter, sprich weiter!"

Ihr ganzes Wesen war wie aufgelöst in einer wilden Unruhe, als wenn ein Feuer in ihr loderte; die Worte liefen ihr von den Lippen, als wenn Flammen ihr aus dem Munde schlügen. Der Knabe brauchte Zeit, bis er wieder zu sich kam.

„Wie ich ihm also gesagt habe," fuhr er fort, „ja, das hab' ich gehört, daß ihr Vater in Potsdam gelebt hat und Oberst außer Dienst gewesen ist, hat er ein Stück Brot vom Tische aufgenommen und in der Hand zerdrückt, eine Kugel daraus gerollt und nachher die Kugel wieder plattgedrückt, die Tante Ida angesehen und dann wieder in die Luft gesehen und etwas vor sich hingemurmelt, wie ‚es ist richtig.' Dann ist er vom Tische aufgestanden und hin und her gegangen und dann auf mich zugekommen und hat gesagt, ‚und zu der gehst du alle

Sonntage auf Urlaub? Hat sie dich denn eingeladen?' So hab' ich gesagt, ‚natürlich, wie würde ich denn sonst zu ihr gegangen sein?' Darauf aber, wie ich das gesagt habe, ist er plötzlich ganz wild geworden — ich weiß gar nicht, warum — und hat gesagt, ‚wenn's natürlich wäre, würde ich dich nicht gefragt haben!' Und da ist auch die Tante aufgestanden und hat wieder ‚my dear, my dear, my dear' zu ihm gesagt. Er aber hat gar nicht auf sie hingehört, sondern zu mir hat er gesagt, ‚also erzähle jetzt, wie das sich gemacht hat, daß du zu der Dame gekommen bist.' Darauf also habe ich ihm erzählt, wie ich mit dem Hamster Freund geworden bin und wie der Hamster mir gesagt hat, daß er dich bitten wollte, daß du mich einladen solltest, und wie du mich dann eingeladen hast. Und während ich das alles erzählte, hat er sich auf einen Stuhl ans Fenster gesetzt und immerfort zum Fenster hinausgesehen. Die Tante aber, wie ich fertig gewesen bin, hat gesagt: ‚Na, das ist ja die einfachste Geschichte von der Welt. Was ist denn dabei aufzuregen?' Das hat sie zu ihm gesagt. Der Papa aber hat gar nicht darauf hingehört. Darauf ist sie zu ihm hingegangen und hat ihm die Hand auf die Schulter getan und gesagt, ‚ich denke, wir lassen die Geschichte zu Ende sein, nicht wahr? Du weißt doch, daß wir heute abend bei Schwechows sind?' Wie sie das gesagt, hat er sich umgesehen, als wenn er von nichts wüßte und hat gesagt ‚so?' ‚Ja natürlich,' hat die Tante geantwortet, ‚das wirst du doch nicht vergessen haben?' ‚Paßt mir aber gar nicht,' hat er darauf gesagt. Und alsdann ist die Tante im Zimmer auf und ab gegangen und hat so vor sich hin ‚mon dieu, mon dieu, mon dieu' gesagt, und ich habe gesehen, wie sie angefangen hat, sich zu ärgern, denn sie hat wieder rote Flecke auf den Backen bekommen, und wenn sie bei mir vorübergekommen ist und mich angesehen hat, hat sie ein böses Gesicht gemacht. Alsdann aber ist sie wieder zu ihm herangegangen und hat leise zu ihm gesagt, wahrscheinlich, damit ich's nicht hören sollte — ich hab's aber doch verstanden — ‚denk doch, daß Ottilie heute abend da sein wird.' Wie sie das aber gesagt, ist er ganz plötzlich aufgestanden und hat den Fauteuil zurückgestoßen, daß er bis mitten ins Zimmer gerollt ist und hat gesagt, ‚nun erst recht nicht! Das paßt mir am allerwenigsten! Du kannst hingehen, mich entschuldigen! Ich — gehe in den Klub.' Darauf ist sie erst ganz still geworden, dann aber ist sie mitten im Zimmer stehengeblieben,

und es hat ganz merkwürdig ausgesehen, wie wenn sie mit einem Male ganz lang geworden wäre, noch länger als gewöhnlich. Alsdann hat sie sich zu mir herumgedreht und hat zu mir ‚Junge, geh hinaus!‘ gesagt. ‚Geh spazieren in den Straßen,‘ hat sie mir nachgerufen, wie ich hinausging. Ich aber bin nicht auf die Straße, sondern in mein Zimmer gegangen, das nebenan lag, und da hab' ich mich an die Tür gestellt. Und da habe ich gehört, wie die beiden da drin miteinander gesprochen haben, ganz laut und immer lauter, so daß ich zuletzt gemerkt habe, sie zankten sich. Was es gewesen ist, was sie gesprochen haben, das habe ich genau nicht hören können, denn weil sie beide fast immer zugleich gesprochen haben, ist es gewesen, wie — wie ein Getöse. Nur soviel hab' ich verstanden, daß die Tante gesagt hat, er sollte doch daran denken, was Doktor von Barnim gesagt hätte — weil doch Doktor von Barnim an dem Nachmittage dagewesen war — vom Wiederverheiraten. Und dann hab' ich noch ein paarmal gehört, daß sie von der Ottilie gesprochen haben, das heißt die Tante, die hat von ihr gesprochen, dagegen Papa, sobald sie die genannt hat, ist jedesmal ganz furchtbar losgefahren, und ich habe so etwas verstanden, daß er von Strohwisch gesprochen hat, und Vogelscheuche, und alles mögliche andere. Und dann ist es mit einem Male still geworden, weil sie beide fortgegangen sind aus dem Salon. Und ob sie dann zusammen gegangen sind, das weiß ich nicht, aber ich glaube nicht. Am nächsten Tage ist er dann in Berlin umhergefahren, wahrscheinlich, weil er Urlaub nehmen wollte, und dann am Vormittag darauf ist er abgereist."

Eine abermalige Pause in der Erzählung deutete an, daß noch etwas zu berichten blieb, und das schwere Atemholen des Knaben verriet, daß es etwas Schweres war.

„Wie der Papa fortgewesen ist," fuhr er fort, „hat die Tante Ida zu mir gesagt: ‚Dein Papa,‘ hat sie gesagt, ‚ist abgereist und wird wohl längere Zeit fortbleiben. Er hat mit mir gesprochen. Über dich. Zu Ostern wirst du nach Berlin versetzt werden, also werde ich bis Ostern in Berlin bleiben, damit du zu mir auf Urlaub herüberkommen kannst. Ist das erlaubt, daß du alle Sonntage kommst?‘ So habe ich geantwortet, ‚nein, nach Berlin auf Urlaub zu gehen, ist nur alle vierzehn Tage erlaubt,‘ darauf hat sie gesagt, ‚na, wenn's nicht anders geht, dann geht's eben nicht, also wirst du alle vierzehn Tage herüber-

kommen.' Dann hat sie wieder rote Flecke bekommen, und es hat ausgesehen, als wenn sie nicht gleich wüßte, was sie sagen sollte. Endlich aber hat sie gesagt, ‚daß du nämlich zu der Dame da in Potsdam noch länger auf Urlaub gehst, das — wünscht dein Papa nicht. Das — sind Sachen, die du nicht verstehst, dazu bist du noch zu jung. Und kurz und gut, dein Papa wünscht es nicht, und also hört das auf!'"

Der Knabe schluckte; beinah wie ein Stöhnen hörte sich das Schlucken an. „Darauf habe ich gesagt, ‚aber wenn ich nur einen Sonntag um den anderen nach Berlin komme, dann kann ich doch den einen Sonntag zu der Dame gehen? Weil sie doch immer so freundlich zu mir gewesen ist und ich immer so gern zu ihr gegangen bin.' Darauf aber ist sie vom Tische aufgestanden, denn es war grade, als wir beim Essen gesessen hatten, und hat gesagt, ‚zum Kuckuck noch einmal, hast du nicht gehört, daß dein Papa es nicht will? Hast du im Kadettenkorps noch nicht soviel gelernt, daß du weißt, was Disziplin ist?' Alsdann ist sie hinausgegangen, und ich, weil ich — gar nicht gewußt habe, was ich — tun sollte —" Die Stimme des Knaben fing an zu schwanken, daß es sich anhörte, als taumelten ihm die Worte — „und bin fortgegangen und nach dem Potsdamer Bahnhof, und habe nachgesehen, wann der nächste Zug nach Potsdam ging, und da habe ich mich hineingesetzt und bin hierhergefahren, weil ich dir das alles doch sagen mußte — und weil ich Dich doch fragen wollte — den einen Sonntag, wenn ich nicht nach Berlin muß — nicht wahr? — den einen Sonntag kann ich doch immer zu dir kommen? Wieder so wie früher? Nicht wahr? Nicht wahr?"

Sein Kopf hatte sich an ihre Brust gedrückt; seine Arme hatten sich wie Klammern um sie gelegt. Wie von einem Stoße aber flog sein Kopf zurück; seine Arme fuhren auseinander; so jählings, mit einem beinahe gellenden „Nein!" war die Frau vom Sofa aufgesprungen. So wie sie vorhin getan hatte, ging sie wieder im Zimmer auf und ab, aber noch wilder als vorher, so daß ihre Bewegungen zu einem förmlichen Hin- und Herrasen wurden. Der Knabe war ebenfalls aufgestanden, ohne ein Glied zu rühren stand er vor dem Sofa. Sie achtete nicht darauf, sah ihn überhaupt nicht an. Gesenkten Hauptes, mit zuckenden Gliedern, wie ein Tier im Käfig, stürmte sie auf und nieder, abgerissene, kaum verständliche Worte hervorsprudelnd. „Zu mir

kommen? Was soll mir der Junge? Was habe ich mit ihm zu schaffen? Gar nichts! Gar nichts! Damit sie nachher sagen können, ich habe gestohlen?“ Ein wütendes Lachen rang sich über ihre Lippen und endigte in heiserem Murmeln: „Weil man selbst ein Dieb ist, brauchen's andere noch nicht zu sein! O nein! Durchaus nicht! Nein! Aus Gnade und Barmherzigkeit habe ich ihn — und jetzt — kommt so eine — und sagt —“ Mitten im rasenden Gang machte sie plötzlich halt, wandte sich dem Knaben zu und warf beide Arme empor: „Also geh,“ sagte sie — aber ihr Sprechen war beinah ein Schreien — „geh, wo du hingehörst. Worauf wartest du? Hast du nicht gehört, daß du zu ihnen kommen sollst? Bei mir darfst du nicht sein! Sollst auch nicht mehr! Denn ich will nicht, daß du wieder zu mir kommst! Will's nicht! Will's nicht! Will's nicht mehr!“

Indem sie ihm diese Worte zurief, mit einem Ausdruck, daß es eigentlich war, als würfe sie ihm jedes Wort an den Kopf, ins Gesicht, stand der Knabe noch immer, ohne ein Glied zu rühren. Sein Gesicht war so leichenblaß geworden, daß es ganz weiß durch das Dunkel schimmerte, seine Augen hafteten an der Frau, ganz starr, und doch so, daß es aussah, als wenn sie in den Augenhöhlen zitterten. Und plötzlich, ohne daß eine Träne aus seinen Augen drang, ohne daß man eine Bewegung seines Mundes sah, gab er einen Laut von sich, einen so merkwürdigen, leisen und doch vernehmbaren, den ganzen Raum durchzitternd, von dem man nicht hätte sagen können, ob es ein Wort oder ein Ausruf, oder nur ein Seufzer gewesen wäre, aus seinem innersten Innern hervorkommend, mit einem Klange, als wenn da drinnen etwas gesprungen, als wenn ein Nerv gerissen wäre, beinah ein Klang, wie wenn eine Klaviersaite springt.

Als die Frau, die noch immer wie eine Furie ihm gegenüberstand, das vernahm, sanken ihr die Arme nieder, ihr verzerrtes Gesicht wandelte sich zum gewohnten Ausdruck zurück, ein zitternder Schauer überlief ihren Leib, und unter einem Tränenstrom, der jählings, furchtbar, mit elementarer Gewalt hervorbrach, stürzte sie sich über den Knaben her.

„Junge!“ schrie sie, „Kind! Mein Kind! Mein Kind!“

Sie stand über ihn gebeugt, sie riß ihn in ihre Arme. In ihren Armen stand er, so starr, so steif, als wäre sein Körper zu Eis gefroren, als wären die Gelenke in ihm verklammt gewesen.

Indem sie ihm jetzt in die Augen sah, gewahrte sie den trostlosen, dumpfen, beinahe toten Ausdruck in seinen Augen, indem sie sein Gesicht an ihr Gesicht drückte, fühlte sie die eisige Kälte, die auf seinem Gesichte lag. Als wenn sie ihn hätte erwärmen wollen, überflutete sie ihn mit Küssen. Sie setzte sich auf das Sofa, riß ihn auf ihren Schoß, drückte ihn an sich, so daß sein Leib an ihrem Leibe lag, in ihre Hände nahm sie seine Hände, als wenn sie es wirklich mit einem Erfrorenen zu tun gehabt hätte, den es wieder ins Leben zu rufen galt.

Während dem allen ging ein unablässiges, schluchzendes Murmeln von ihren Lippen, so daß es sich anhörte, als ergösse sich über das Haupt des Knaben, das an ihren Hals gedrückt lag, ein kochender, murrender Lavastrom. „So weh getan" — und sie streichelte ihn — „armes Kind — so weh getan! Armes Kind! Kann doch nicht dafür! Kann nichts dafür! Haben ihm das Leben vergiftet! Ihm und mir! Böse Menschen! Böse Menschen! Muß fort. Liebling muß fort von mir. Kann nicht bei mir bleiben. Muß gehen. Muß gleich gehen. Nach Berlin zurück. Darf ihn nicht behalten. Kannst nicht bei mir bleiben. Darfst nicht wiederkommen. Kann's dir ja nicht sagen, warum! Kann's nicht, kann's ja nicht!" Indem sie dieses hervorbrachte, schütterte ihre Brust, als wenn ein Krampf sie zerrisse. Sie senkte das Gesicht so tief, daß es über dem Knaben lag; ihr Gemurmel hatte aufgehört, nur ihre Tränen flossen. Der Knabe lag in ihren Armen, ohne Regung, ohne Laut, beinahe wie tot. In dem dunklen Zimmer herrschte eine finstere, tödliche Stille. Wer die beiden gesehen hätte, wie sie sich aneinander drängten, als wenn ihre Herzen sich küssen wollten, der würde den Eindruck empfangen haben, als wäre ihm das Menschenleid, in einer düsteren Gruppe verkörpert, leibhaftig erschienen. Endlich kam sie zu sich.

„Du mußt gehen," flüsterte sie dem Knaben zu, „es ist Zeit. Du mußt gehen."

Mit einer verstörten Bewegung, wie jemand, der aus einem bösen Traume geweckt wird, fuhr der Knabe empor. Er hatte in der ganzen Zeit kein Wort gesprochen, er sprach auch jetzt nicht. Einen Augenblick noch stand er, wie betäubt, als wenn er sich erinnern müsse, was er hier eben erlebt, was er gehört hatte. Aber er hatte nur ein Wort gehört, ein einziges: „Du mußt gehen und darfst nicht wiederkommen."

In der Stube vorn hatte er vorhin seine Mütze liegen lassen. Dessen erinnerte er sich. Er griff nach der Türklinke. Indem er an die Tür ging, schwankte er. Der Riegel lag noch vor der Tür, den sie davorgeschoben hatte, als sie ihn ins Nebenzimmer zog. Er mußte ihn zurückschieben, und das gelang ihm erst nach einiger Zeit, weil er ein Gefühl in den Fingern hatte, als wären sie abgestorben gewesen. Aus der großen Stube drang heller Lichtschein. Der Hamster war schon seit längerem zurückgekehrt und hatte die Hängelampe angezündet. Als er die Türe zum Zimmer der Mutter verriegelt fand, hatte er schweigend gewartet; derartiges war er gewöhnt. Als er jetzt Georg von Drebkau heraustreten sah, riß er die Augen weit auf. Richtig — er hatte ja draußen im Flure den Mantel gesehen und hier auf dem Tische die Mütze.

„Bist du denn nicht in Berlin?“ fragte er den Freund.

Georg von Drebkau gab keine Antwort. Stumm nahm er die Mütze und ging hinaus. Auf der Schwelle des Nebenzimmers erschien Frau von Carstein. Er sah sich nicht nach ihr um, stumpf und stier ging er davon. Der Hamster ging ihm nach und half ihm den Mantel anziehen. Er ließ es sich gefallen, kaum daß er „danke“ sagte. Das einzige, was er noch tat, war, daß er dem Hamster die Hand reichte. Dessen Hand festhaltend, stand er einige Sekunden lang an dem Ausgange zur Treppe, mit hängendem Kopf, mit einem Ausdruck, als wenn er noch etwas hätte sagen wollen, und sich nicht mehr hätte besinnen können, was es gewesen war. Dann ging er. Die Haustür fiel hinter ihm zu. Als ihr Schall verkündete, daß er hinaus war, blickten von oben zwei Augen auf die Straße hinab, hinter ihm drein. Sie sahen ihn die schneebedeckte Straße entlang gehen; im Laternenlicht lief sein Schatten mit ihm mit; erst hinter ihm, dann um ihn herum, dann vor ihm her; ganz lang, ganz schmal, ganz stumm. ‚So stumm, wie er selbst,‘ dachte die Frau, deren Augen ihm nachblickten. Sie erinnerte sich des Lautes, den er vorhin von sich gegeben hatte, der so geklungen hatte, als wenn etwas in ihm gesprungen wäre, und wie er dann still geworden war. Als wenn es wirklich zersprungen und entzweigegangen wäre, das schöne, junge Menscheninstrument, entzweigegangen, weil rohe Hände zu roh und hart auf ihm gespielt hatten. Und als sie ihn jetzt sich immer weiter entfernen, nun im Dunkel verschwinden und nun gar nichts mehr von ihm sah, erfaßte sie ein Gefühl,

als wäre an dem Knaben etwas Schreckliches, als wäre an ihm ein Mord begangen worden. Und ihr hatten sie es angetan, daß sie hatte mithelfen müssen an der scheußlichen Tat!

Eine furchtbare Aufregung bemächtigte sich ihrer. Immer noch stand sie am Fenster, die Stirn an die Scheiben gedrückt, auf die Straße hinausblickend, obgleich auf der Straße nichts mehr zu sehen war. Der Hamster, der ihr lautlos zugesehen hatte, wagte sich endlich heran: „Mammi, was ist denn los?"

Sie schnellte herum, so daß der Junge zurückprallte.

„Frage nie, warum er hier gewesen ist," sagte sie, „und wenn er nicht wiederkommt, frage nie, warum es geschieht!"

Der Junge blickte mit offenem Munde zu ihr auf. Als sie das gute, ehrliche Gesicht auf sich gerichtet sah, war es ihr, als wenn sie dem dicken, dummen, innerlich so anständigen, vornehmen Jungen abbitten müßte, daß sie ihn im stillen so manchmal über die Achsel angesehen hatte; es war ihr, als wenn sie vor den kalten, hochmütigen, verräterischen Menschen da drüben, durch die sie so grimmiges Leid erfahren hatte, flüchten müßte zu der einfachen, guten Menschennatur, die vor ihr stand.

Sie setzte sich auf das Ruhebett, aber es sah aus, als täte sie es nicht freiwillig, sondern als wären ihr die Knie eingeknickt. Dann streckte sie beide Hände aus und riß ihren Hamster an sich. Sie wollte sprechen, aber die Tränen kamen wieder und ertränkten ihre Stimme, so daß ihr Sprechen zum Stammeln ward:

„Mein Hamster — mein Junge — mein ehrlicher, braver Hans — der ist so arm — verstehst du? Dein Bruder, dein Freund. So unglücklich. Hat niemanden mehr, niemanden mehr. Nur dich noch. Wirst du ihm treu bleiben? Ja, du wirst ihm treu bleiben!"

„Ja, Mammi," schluchzte der Hamster, selbst ganz in Rührung aufgelöst, „ja, Mammi."

Sie klopfte ihn, streichelte, küßte ihn.

„Das hab' ich mir von dir gedacht. Denn ich weiß, du bist mein braver Junge, mein treuer, tapferer Junge. Wenn ihm einer etwas anhaben will, du wirst's nicht leiden? Nicht wahr?"

„Wer ihm zu nah kommt, den — den haue ich —" erklärte der Hamster, „den haue ich —," er hatte sich von der Mutter losgemacht, stand mitten im Zimmer und ballte die Fäuste. Und wie er so stand, verkörperte sich in dem kleinen Kerl ein so ker=

niges, lauteres, tüchtiges Stückchen Menschentum, daß man sich hätte versucht fühlen können, eine Zentnerlast von Vertrauen auf seine jungen Schultern zu laden.

Mitten unter Kummer und Leid ging ein Lächeln über das Gesicht der Mutter, als sie sich sagte, daß das da Fleisch von ihrem Fleische und Natur von ihrer Natur war, und als sie hinausging, ihm sein Butterbrot zurechtzumachen, ruhte sie nicht, bis daß sie in der Speisekammer irgendeine kleine Annehmlichkeit gefunden hatte, mit der sie ihm die übliche Klappstulle heute schmackhafter als gewöhnlich machen konnte.

Nachher saß sie dann wieder an dem schmalen Schreibtische bei der Petroleumlampe und versuchte in einem Buche zu lesen. Lange saß sie, denn sie fürchtete sich, zu Bett zu gehen, fürchtete sich vor der Nacht, weil sie wußte, was die Nacht ihr bringen würde. Und ihre Befürchtung bestätigte sich; kaum daß sie im Bette lag und Dunkelheit sie umgab, fielen die Gedanken wie ein rollender Sturm über sie her.

War es denn recht, daß sie den Jungen fortgeschickt, daß sie ihm verboten hatte, wiederzukommen? Da sie doch hörte, sah und fühlte, was ihm dadurch geschah! Da sie doch wußte, daß er nun im Leben einsam wie in der Eiswüste stand! Wenn er nun wirklich erfror? Wenn ihm Leib und Seele nun wirklich zugrunde ging, war sie nicht mitschuldig daran? Daß sie nicht seine leibliche Mutter war, durfte sie sich damit entschuldigen? Hatte sie sich nicht zu seiner Mutter erklärt? Hing er nicht an ihr, als wäre er von ihr geboren gewesen? Hatte sie nicht aus Rücksicht auf elende Herkömmlichkeiten der Welt, die es verbietet, daß man sich in die Familienangelegenheiten anderer einmischt, heilige, menschliche Pflichten verletzt? War es nicht eine Feigheit, wenn sie nicht nach Berlin ging oder wenigstens dahinschrieb, und denen da im Hotel de Rome sagte, daß sie sich infam benahmen? Daß sie, all ihren Verboten zum Trotz, den Jungen dennoch zu sich kommen lassen, dem pflicht- und liebevergessenen Vater zum Trotz — sein Kind dennoch am Leben erhalten würde? Sollte sie es nicht noch tun? Sollte sie nicht gleich morgen früh schreiben? Ja, aber — schreiben — an wen? An den Menschen, der vor fünfzehn Jahren ihre flehenden Briefe unbeantwortet gelassen hatte, wie die Briefe eines zudringlichen Bettlers, die man in den Papierkorb wirft?!

Schreiben — wohin? Da er doch gar nicht mehr in Berlin

war und sie seine Adresse nicht kannte? Also, wer würde den Brief öffnen? Jene, seine Schwester, das — Frauenzimmer, von dem der Junge gesprochen hatte, Tante Ida. Ganz deutlich sah sie vor Augen, wie sie sich über den Brief hermachen würde, mit Augen wie ein Wolf, mit roten Flecken auf den hageren Backen. Wie sie mit der kantigen Hand auf den Briefbogen schlagen würde, „voilà! Hatte ich mir gedacht! Solch eine aufdringliche Person! Hat's mein Bruder ihr noch nicht deutlich genug zu verstehen gegeben, daß er nichts von ihr wissen will? Da läßt sie ihren Musjeh Sohn auf Kosten meines Bruders in der Welt umherreisen, und jetzt, wo sie weiß, er ist wieder frei und könnte vielleicht wieder heiraten, macht sie sich an seinen Jungen, damit er wieder an sie erinnert wird und an sie denken muß, und drängt sich ihm auf." Wie von Nadelstichen gefoltert, warf sich die Frau im Bette hin und her. „Es ist nicht wahr," keuchte sie, „ist nicht wahr"; so greifbar deutlich sah sie, hörte sie das alles, daß sie wirklich zu dem abscheulichen Weibe zu sprechen glaubte. Und — nicht wahr sollte es sein? Jawohl war es wahr! Auf Kosten des Mannes war ihr Junge in den Ferien gereist, und daß es geschehen war, hatte der Mann erfahren! Sie stopfte sich das Kopfkissen in den Mund, weil sie sonst laut aufgeschrien haben würde. Scham, Verzweiflung, Vernichtung kam über sie. Und jetzt sollte sie als Mahnerin vor diesen Mann hintreten und seinen Sohn von ihm herausverlangen? Auf die Gefahr hin, daß er in ihr nichts sehen würde, als ein schamloses Weib, das sich um jeden Preis wieder in sein Bewußtsein und seine Nähe bringen wollte? Nein! Nein! Nein! Mochte der Junge verloren und zugrunde geben — das konnte sie nicht für ihn tun! So konnte sie sich nicht für ihn opfern. Daß der Mann so von ihr denken durfte, das konnte sie nicht auf sich nehmen, konnte, konnte sie nicht!

Der Mann — daß das Schicksal die Quälerei nicht satt bekam, sie wieder und immer wieder mit dem Manne zusammenzubringen! Was hatte er gesagt, was hatte er getan, als er aus dem Munde seines Sohnes ihren Namen hörte? Wohl zehnmal, zwanzigmal bereits hatte sie sich die Erzählung des Knaben Wort für Wort in Gedanken wiederholt, jetzt tat sie es zum einundzwanzigsten Male. Messer und Gabel hatte er plötzlich niedergelegt uud den Jungen angesehen — wenn sie doch hätte sehen können, was für ein Blick das gewesen war! Sprechen

hatte er wollen und nicht gekonnt, weil ihm der Atem versetzt gewesen war. „Wie wenn er einen Berg erstiegen hätte,“ so hatte der Junge es beschrieben. Ja — hast du hinuntergesehen vom Berge auf all das Lebensglück, das du in deinem Strebergange zertreten? Hast du einen Schreck bekommen, als du es sahst? Die Brotkugel dann, die er in der Hand zerknetete! Wie sie das sah! Wie sie die nervösen Finger vor sich sah, die nach irgend etwas griffen, das ihnen Widerstand bot, das sie zerdrücken, zerquetschen, zermalmen konnten! War das nur Unbehagen gewesen, daß etwas Störendes wieder kam, das man für abgetan, daß etwas wieder lebendig wurde, das man für tot gehalten hatte? Oder ob es Scham war, was die Finger gesprochen hatten? Selbstanklage, Reue und Verzweiflung? Aufgestanden alsdann, im Zimmer hin und her gewandert, dann, während der Junge erzählte, zum Fenster hinausgesehen, in die dunkle Nacht! Und endlich war das mit der Ottilie gekommen! Wie war das gewesen? „Denk' doch, daß Ottilie heute abend dasein wird,“ hatte ihm die gesagt, die — Greuliche, seine Schwester. Und darauf hatte er den Fauteuil zurückgestoßen, daß er bis in die Mitte des Zimmers geflogen war. „Nun grade nicht!“ Ja, so hatte der Junge erzählt, „nun erst recht nicht! Das paßt mir am allerwenigsten.“ So hatte er gesagt. Alsdann war der Streit gekommen, der Zank mit seiner Schwester, wo er von dem Strohwisch gesprochen hatte und von der Vogelscheuche! Auf wen ging das? Auf wen konnte es gehen? Natürlich auf diese Ottilie, die ihm seine Schwester an den Hals hängen, ankuppeln wollte, und von der er nichts wissen wollte, die er der Kupplerin vor die Füße warf. Ja, eine Kupplerin! Die ihn zu allem Bösen hetzte, das war sie, dieses Weib mit den roten Flecken auf den mageren Backen, diese Tante Ida! Die mit ihrer gemeinen Seele sich wie ein Prellstein vor ihn hinstellte, sobald er in eine anständige Empfindung einlenken wollte. Denn, als er die Frage danach hatte verbieten wollen, wer die Mutter des Knaben gewesen, der mit seinem Jungen gereist war, wer war es gewesen, der darauf bestand, daß der Junge es sagen sollte? Wer sagte ihr überhaupt, wie viel von der Schuldrechnung des Mannes auf das Konto dieses Weibes kommen mochte? Waren ihr während ihres Lebens in ihren Kreisen nicht oft genug solche Menschen, namentlich Frauen begegnet, die mit ihrem sogenannten „praktischen Verstand“ jeden großherzigen Anlauf, jede edle,

nicht auf Vorteil nnd Gewinn abzielende Gemütswallung, die sie bei den Ihrigen bemerkten, hinweghöhnten, totnörgelten und unterdrückten? Schwunglose, lieblose, kalt nüchterne Naturen, die, zu unbedeutend, um wirklich Böses anzustiften nur eine, aber vielleicht noch gefährlichere Macht als die Bosheit besitzen, das plumpe Schwergewicht, mit dem sie sich auf die Seelen legen, in denen Feuer sprüht, und das schöne Feuer ersticken. Abgereist war der Mann, fast unmittelbar nach dem Streite mit seiner backenfleckigen Schwester — wer sagte ihr, ob diese jähe Abreise nicht vielleicht eine Flucht gewesen war? Ob er nicht geflohen war, weil er beim Klange des alten Namens aus alter Zeit wieder etwas Süßes in sich hatte aufsteigen fühlen, etwas Junges, Holdseliges, das er in sich und für sich bewahren und nicht preisgeben wollte den „praktischen" Händen, den knochigen, kantigen, abscheulichen, die danach griffen? Die Krankheit, von der der Arzt gesprochen, ob sie wirklich nur von dem tollkühnen Ritte herkam, vor drei Jahren? Oder ob noch Erinnerungen und Gedanken an seinem Nervenleben genagt und gewühlt haben mochten, von denen der Arzt nichts wußte, weil er nicht zum Arzte und zu keinem Menschen überhaupt davon sprechen durfte? Und wenn dem allen so war, wenn er nun jetzt sein krankes Herz in die einsame Fremde hinaustrug und in seinem Herzen den alten, den einstigen Namen, und aus dem Namen ihm das Bild wieder aufstieg — das Bild wessen? Wessen Bild? — Sie drückte das Gesicht in die Kissen und zog sich das Kopfkissen über das Haupt, als wäre die Nacht nicht dunkel genug gewesen, als hätte sie noch mehr gebraucht, um sich zu verbergen — kamen die Gedanken schon wieder, die nicht mehr kommen sollten? Würden sie immer wieder kommen? Aller Vernunft, allem Stolze, aller Willenskraft zum Trotze immer und immer wieder? Chaos war um sie her, rat- und pfadloses Dunkel, in dem kein Ziel mehr den Weg erhellte, sondern nur der Instinkt noch soviel dämmerndes Licht hergab, als sie brauchte, um von einer Stunde zur anderen den Weg nicht zu verfehlen.

All die Zeit, die nun nach Ablauf der Weihnachtsferien folgte, war für die gequälte Frau ein solches Tasten und Tappen von Augenblick zu Augenblick.

Der erste Sonntag nach den Ferien kam, und aller Vernunft zum Trotz lauerte sie beinah, ob nicht am Nachmittag der gewohnte schüchterne Klingelschlag ertönen, ob der Junge nicht doch erscheinen würde.

Natürlich kam er nicht.

Auch am nächsten Sonntag erschien er nicht und am darauffolgenden ebensowenig. Er kam überhaupt nicht mehr.

Ob er vielleicht einmal schreiben würde? Von dem Hamster hatte sie ja gehört, wie es mit ihm stand, daß er noch blasser und verschlossener geworden war, als zuvor, daß er stundenlang an seiner Seite ging, ohne ein Wort zu sprechen, daß man ihm ansähe, wie er sich grämte. Ob er nicht einmal zu Feder und Papier greifen und seinem erstickenden Herzen Luft machen würde — sie wartete darauf. Sie wartete vergebens. Er kam nicht, er schrieb nicht, war wie ausgelöscht. Wie er an dem Abend nach Weihnachten in der winterlichen Straße vor ihren Augen im Dunkel erlosch, so blieb er erloschen. Ein Bild aus längst vergangener Zeit kam ihr in Erinnerung, als sie als Kind mit ihrem Vater spazierengegangen und ein verlaufenes Hündchen ihnen nachgelaufen war. Bis zur Haustür hatte es sie begleitet, dann hatte es der Vater, weil er das fremde Tier nicht haben wollte, davongescheucht. Solange hatte sie das vergessen gehabt, jetzt mit einem Male kam es ihr wieder, wie der arme Hund vor der Tür draußen stehengeblieben war, mit hängenden Ohren und hängendem Schweif, und ihnen nachgesehen hatte mit den stummen, vorwurfsvoll klagenden Augen. Mit solchen Augen stand der Knabe vor ihren Gedanken und sah sie an — unablässig, unablässig.

Dann packte es sie, ob sie ihm nicht schreiben sollte? Aber allgemeine Trostworte halfen ja dem Jungen nichts. Ob sie ihn nicht doch, hinter dem Rücken der Seinen, zu sich kommen lassen sollte? Aber am nächsten Sonntag würde er der Tante Ida Rede stehen müssen. Und dann kam das „Voilà“ wieder und das Gräßliche, das sie nicht auf sich nehmen und ertragen konnte!

Also schrieb sie nicht, sagte ihm nicht „komm wieder,“ sondern ließ alles laufen, wie es lief, und die drei Monate bis zu Ostern gingen ihr in einer stumpfen, dumpfen Verzweiflung wie eine lange langsame Qual dahin.

Ostern war der Termin, an dem die Tertianer des Potsdamer Kadettenhauses, wenn ihre Leistungen nicht ein längeres Nachreifen in der Voranstalt geboten erscheinen ließen, nach Berlin versetzt wurden. Zu all der inneren Bedrängnis kam nun auch die äußere Sorge noch hinzu, ob ihr dicker, dummer Hamster glücklich über die Klippe hinwegkommen würde.

Diesmal hatte sie unnötigerweise gesorgt; strahlenden Gesichts erschien zum Beginn der Osterferien der Hamster; er war nach Berlin versetzt. Georg von Drebkau natürlich auch. Dieser „mit Pomp und Gloria", er, der Hamster, „mit Hängen und Würgen". Aber das bekümmerte ihn nicht; wissenschaftlicher Ehrgeiz war ihm fremd. Und im Kadettenhause in Berlin würden sie beide ein und derselben Kompagnie angehören, das hatte der Hamster bereits erfahren, und das freute ihn, freute ihn riesig. Denn abgesehen davon, daß er ja den anderen wirklich zärtlich liebte, bedeutete das, daß sie wieder in ein und derselben Klasse, wieder nebeneinander sitzen würden, falls nicht der Teufel die Hand im Spiele haben und einer, dessen Name dem Alphabete nach zwischen ihnen lag, zwischen ihnen zu sitzen kommen würde. Aber solchen Streich würd ihm schon das Schicksal nicht spielen. Nein, nein. Er würde wieder den „guten und getreuen Nachbar" haben, den er bisher gehabt hatte, der ja, wie er der Mammi mit einem gewissen Erröten mitteilte, wieder ganz gehörig mitgeholfen hatte, daß die Probearbeiten zur Versetzung von Seiten des Hamsters wenigstens so ausgefallen waren, daß sie ihn über Wasser hielten.

„So? Also hilft er dir noch?" fragte Frau von Carstein, als sie das vernahm.

Der Hamster sah sie mit dem üblichen, etwas glotzenden Ausdruck an. Er verstand das „noch" in der Frage der Mutter nicht recht. In dem Verhältnis zwischen ihm und seinem Freunde hatte sich ja nichts geändert, aber auch gar nichts. Im Gegenteil, beinah, als wenn sich der andere noch enger an ihn angeschlossen hätte als früher, so war es. Besonders an den Montagen, wenn er wußte, daß der Hamster am Tage vorher bei der Mutter gewesen war, das war beinahe der einzige Tag, wo er etwas sprach, wenn er sich erkundigte, wie es seiner Mutter ging.

„Ja, tut er das?" fragte Frau von Carstein.

„Ja, jedesmal," versicherte der Hamster, „jedesmal."

„Hat er sich denn auch gefreut?" erkundigte sie sich weiter, und zwischen den beiden Fragen war eine Pause gewesen, „daß er versetzt worden ist?"

„Ach," meinte der Hamster, „bei dem verstand sich das ja so von selbst — und dann —"

„Und dann?"

Über das runde, gute Gesicht ging ein Schatten.

„Ach Mammi, ich weiß nicht, aber es ist mit dem jetzt eigentlich, als wenn ihm alles egal wäre.“ Er dachte nach. „Ja, etwas hat er gesagt,“ fiel ihm ein.

„Was?“

„Wie die Zensuren ausgeteilt worden sind und der Hauptmann vorgelesen hat, wer nach Berlin versetzt worden ist, und wie wir dann auf die Stuben gegangen sind, hat er mich unter den Arm genommen und gesagt, ‚du Hamster,‘ hat er gesagt, ‚jetzt wird sich deine Mama freuen.‘“

„Das hat er gesagt?“

„Ja,“ erklärte der Hamster, „und beinah ein bißchen vergnügt ausgesehen.“

Als die Frau dieses Wort vernahm und aus dem Worte erkannte, wie diese Seele, diese stolze, der man nur einmal „geh“ zu sagen brauchte, damit sie für immer verschwand und verstummte, wie sie aus der Ferne herüberblickte, immerfort den Weg verfolgend, den ihr Leben ging, da überkam sie eine Traurigkeit, die anders war, als all der leidenschaftliche Schmerz, der sie bisher bewegt hatte, aber tiefer als aller Schmerz, den sie jemals gefühlt. Als wenn ihr etwas Köstliches verlorengegangen wäre, das sie hätte bewahren können, wenn sie gewollt hätte, und nicht bewahrt hatte, so war ihr zumute. Verloren — der Knabe war ja am Leben, war ja gesund, und doch — woher kam ihr dies schwere, für den Menschen schwerste Gefühl, das ihn befällt, wenn er vor dem Bilde eines Verstorbenen steht, und das Bild ihn anschaut: „Warum hast du mich nicht so geliebt, wie ich dich liebte?“

Die Versetzung war bewerkstelligt, die Pforte des alten Hauses in der Neuen Friedrichstraße zu Berlin, wo damals noch die Kadetten wohnten, hatte sich aufgetan und die Knabenströme, die aus den verschiedenen Voranstalten dahergeflossen kamen, wie ein Sammelbecken in sich aufgenommen und verschluckt. Der Hamster und sein Freund waren jetzt Berliner Kadetten, standen bei ein und derselben Kompagnie, saßen in der Klasse auf ein und derselben Bank, Seite an Seite, wie sie es in Potsdam getan hatten. Das Alphabet hatte ein Einsehen gehabt und keinen störenden Buchstaben zwischen sie eindringen lassen.

In der stillen Hoditzstraße zu Potsdam wurde es noch stiller als früher. Kein Hamster kam mehr allsonntäglich vom Kanal

herangetrappelt, die finstere Treppe heraufgestürmt. Nur alle vier Wochen einmal ertönte das jauchzende „Mammi!“ und wurde die Mutter erwürgt. Später, wenn er sich gut führte, würde er öfter kommen dürfen; vorläufig nur alle vier Wochen. Im Sommer aber trat für Frau von Carstein ein Anlaß ein, ihrerseits nach Berlin zu reisen: die Kadetten, die das entsprechende Alter erreicht hatten, sollten eingesegnet werden. Es verstand sich von selbst, daß Eltern oder nächste Anverwandte der Knaben der heiligen Handlung beiwohnten. Zu den Konfirmanden gehörten die beiden Altersgenossen Hans von Carstein und Georg von Drebkau.

Lange hatte es im Kleiderschrank gehangen, das schwarze Seidenkleid, das einzige, das sie hervorholte, um sich zur Reise anzukleiden, und ebenso lange war es her, seit sie zum letzten Male vor dem Spiegel gestanden und den Spiegel befragt hatte: „Paßt das Kleid? Steht es mir?“

Ja, es paßte noch; höchstens etwas weit war es geworden. Zum Dickerwerden war das Leben freilich nicht angetan gewesen, das sie in der Zeit geführt hatte. Und — ob es ihr stand? Die Frage war ja ganz überflüssig, ganz dumm. War sie, die alte Frau, trotzdem noch so kindisch geblieben, daß sich die alberne Frage dennoch in ihr regte? Wirklich albern! Albern! Und, indem sie dies vor sich hinmurmelte, stand sie vor dem Spiegel und — freute sich, daß sie noch so aussah, wie sie aussah. Brauchte sie für ihren Hamster Toilette zu machen? Lächerlich! Oder für sonst jemanden? Da sie doch von den Frauen und Männern, die da in der Garnisonkirche in Berlin sich versammeln würden, sicherlich niemanden kannte. Niemanden — kannte? Und hatte sie vergessen, daß neben dem Hamster auch der andere eingesegnet werden würde? Wenn dessen Angehörige —? Und jählings wandte sie sich von dem Spiegel hinweg; aus dem Spiegel hatte ihr ein blutrot übergossenes Antlitz entgegengesehen. Sie mußte sich setzen; denn unter dem schwarzen Seidenkleide schlug ihr das Herz, als wollte es das Kleid sprengen und sie erschlagen.

Die Fahrt von Potsdam nach Berlin dauert mit dem gewöhnlichen Eisenbahnzuge dreiviertel Stunden für den, der mit gleichgültigem Gemüte fährt, zwei Stunden für jemanden, der eine Freude in Berlin erwartet, und fünf Minuten für einen, der sich davor fürchtet.

Die schlanke, nicht mehr junge, immer noch aller Augen an sich fesselnde einsame Frau in schwarzem Seidenkleide, die am Sommer-Sonntagsvormittag den Personenzug in Potsdam bestiegen hatte, glaubte noch kaum fünf Minuten darin gesessen zu haben, als der Zug bereits in der Halle des Bahnhofes in Berlin anhielt.

Vom Potsdamer Bahnhofe bis zur Garnisonkirche in der Neuen Friedrichstraße ist ein langes Stück Weg, für Fußgänger ein sehr langes. Ob es nur Sparsamkeitsrücksichten waren, die die Frau, nachdem sie einen Augenblick überlegt hatte, ob sie sich einer Droschke bedienen sollte, schließlich bewogen, den weiten Weg zu Fuß einzuschlagen? Nicht Sparsamkeit, sondern das Gefühl, daß das Herzklopfen wiederkehrte, das sie beinahe überwältigt hatte, als sie sich vorhin von ihrem Spiegel hinweggewandt hatte, und der Gedanke, daß, wenn sie langsam die lange Straße ginge, sie vielleicht besser Herr werden würde über das rebellische Herz, als wenn sie den Weg im Wagen zurücklegte.

Die Folge davon war allerdings, daß Frau von Carstein als die letzte in der Kirche erschien, fast in demselben Augenblick, als die feierliche Handlung beginnen sollte. Am Hochaltar, halbkreisförmig an der einen Seite gereiht, saßen die Kadetten, ihnen gegenüber, an der anderen Seite, in Stuhlreihen, hintereinander, die Eltern und Angehörigen.

Als die Frau herantrat, waren alle Plätze besetzt, so daß sie einen Augenblick, nach einem Sitze umblickend, stehen blieb. Alle Augen richteten sich auf die hohe Gestalt, die, als sie sich so gemustert fühlte, Gesicht und Augen senkte. Daher kam es, daß sie nur ein undeutliches Bild von der Versammlung gewann und eigentlich nur eins, auch dies aber nur unbestimmt wahrnahm, nämlich an der obersten Ecke, dem Altar zunächst, ein Leuchten und Flimmern, wie von einer mit Ordenssternen und Ordensbändern geschmückten großen Generalsuniform.

Einer der zunächstsitzenden Herren sprang vom Stuhle auf, ihr seinen Platz anzubieten; er hatte bemerkt, daß die Dame tödlich blaß geworden war. Noch bevor sie indessen annehmen oder ablehnen konnte, war bereits ein Kirchendiener mit einem leeren Stuhle erschienen, den er für die Zuspätgekommene aufstellte. Sie saß jetzt an dem von dem Altar entferntesten Ende der vordersten Stuhlreihe, so daß sie an den ihr gegenübersitzenden Knaben gewissermaßen entlang sehen konnte und so, daß jemand,

der am anderen, obersten Ende, dem Altar zunächst saß, das Profil ihres Gesichtes, das sich von dem etwas dunkleren Hintergrunde der Kirche abhob, mit den Augen gewissermaßen nachzeichnen konnte.

Ob die Frau sich dessen bewußt war? Ob sie ahnte, daß im Augenblick, als sie erschienen war, sich dort oben an der Ecke eine behandschuhte Hand mit heftigem Griffe um die Spitze des Helmes geschlossen hatte, den der General auf den Knien hielt? Ob sie den Blick fühlte, der von dort herkam? Den nervösen Blick unter herabgelassenen Augenwimpern, der an ihrer Gestalt, soweit diese in der Sitzreihe sichtbar war, emporkroch bis zu ihrem Gesicht, dann an ihrem Gesicht umhertastete, an ihrem Profil, beinah wie ein schwerer, müder Falter, der mit lautlosem Flügelschlage eine Blume umflattert? Die Augen, die zu ihr herübersahen, gehörten dem ordenübersäten Manne an, der dort oben am Ehrenplatze saß, dem General, der vor kurzem erst vom Urlaub, den er seiner Gesundheit wegen gebraucht hatte, zurückgekehrt war, um hier in Berlin ein hohes Kommando zu übernehmen. Er schien die Frau zu kennen. Man mußte das annehmen, wenn man seinen Blick verfolgte, diesen Blick, der sich jetzt an dem stolzen, bleichen Profil mit einer beinah gierigen Aufmerksamkeit angesaugt hatte, mit einem Ausdruck, als wenn er in dem Antlitz der Frau etwas suchte, als wenn er es mit einem Gesicht vergliche, das er früher auf dieser immer noch herrlichen Gestalt gesehen hatte. „Diese Höhlung unter dem Auge war damals nicht so tief wie heute. Diese Linie, vom Nasenflügel abwärts, um den Mundwinkel herum, war damals überhaupt nicht da. Dieses graue Flimmern im blonden Haar, das heut noch wie einstmals in wunderbar geschwungener Welle in die Schläfe herabhängt, war damals auch noch nicht vorhanden. Ja, damals —" Wer den Mann beobachtet hätte, dem würde es erschienen sein, als wenn er nachrechnete, nachzählte, und als wenn das Nachrechnen ihm Mühe verursachte, weil er müde war, müde, müde.

Die Frau schien von dem allen nichts zu bemerken, schien überhaupt kaum zu wissen, daß der Mann vorhanden war. Kein Blick ging von ihr nach seiner Seite hin, auch kein leisestes Zwinkern des Auges — „ich weiß, daß du mich betrachtest;" mit unablässiger, beinahe starrer Aufmerksamkeit hingen ihre Blicke an den Knaben ihr gegenüber. Dort schien etwas zu sein, das

ihr Sinne und Seele fesselte. Im Augenblick, als sie sich gesetzt, hatten von drüben, aus der zweiten Reihe, zwei lustige, ehrliche, etwas geschlitzte Augen in rundem Gesicht sie mit vergnügtem Blinzeln begrüßt. Mit einem kaum wahrnehmbaren Kopfnicken hatte sie den Augen „guten Tag, Hamster" gesagt. Gleichzeitig aber hatte sich in der vordersten Reihe dort drüben ein Gesicht nach ihr umgewandt, sie eine Zeitlang angesehen, regungslos, beinahe ohne ein Zucken der Wimpern, und sich dann langsam, als wenn der Kopf, zu dem das Gesicht gehörte, von Stein gewesen wäre, wieder abgewandt, um niemanden mehr anzusehen, keinen Menschen, sondern über die Köpfe aller hinauszublicken in die leere Luft.

Und seitdem sie das gesehen, war es ihr nicht möglich mehr, zu dem runden Gesicht mit den geschlitzten Augen zurückzublicken, nicht möglich mehr, an etwas anderes zu denken als an den Jungen, der sie angesehen hatte und an das Leid, das aus diesem Blicke sprach.

Von was für Stunden, Tagen und Monaten, die wühlend an dieser lautlosen Seele gemartert hatten, gab dieser Blick Kunde! Dieser erloschene, beinah tote Blick! Indem das schöne Haupt sich langsam zu ihr hinwandte, war keine Andeutung vorwurfsvoller Bewegung darin gewesen, kein Nicken, kein Schütteln; in den Lippen, die sich wie die Ränder einer Wunde aufeinander schlossen, kein Zittern, kein Zucken: nur in den Augen ein Wort, ein einziges, und das hatte sie verstanden: „Warum hast du mir das getan?"

Die Frau hatte die Hände im Schoße ineinandergelegt; mit den Fingernägeln der einen ergriff sie die Finger der anderen Hand. Die Traurigkeit, die sie neulich empfunden, schwoll wie ein dunkles, tiefes Wasser wieder in ihr auf; es war ihr als stände sie vor dem Bilde eines Verstorbenen, den aus der Grabesnacht zurückzurufen, sie alles daransetzen würde, Glück, Leben, und wenn es sein müßte, die Ehre, und den sie nie wieder zurückrufen würde, nie mehr. Denn in dem Gesicht des Knaben war etwas Unaussprechliches, Unbegreifbares, das geheimnisvolle Etwas, das man im Kindergesicht, und nur im Kindergesicht wahrnimmt, wenn an diesem, wie in weiter Zukunftsferne, das Schicksal vorüberzieht und sein Bild, wie die Umrisse eines unerforschten Landes, darauf abzeichnet. Die Handlung nahm ihren Fortgang. Ein Vers aus dem Gesangbuche wurde gesungen, dann trat der Prediger vor

den Altar, um seine Ansprache zu halten. Während er sprach, richteten sämtliche Knabengesichter und ebenso die Augen der Angehörigen sich nach ihm hin. Nur ein Gesicht in der Reihe der Knaben blickte unentwegt vor sich hin, als lauschte es einer anderen, größeren Predigt als dieser, einer Predigt, die aus unsichtbarem Munde kam, und nur ein Gesicht in den Reihen der Angehörigen blickte nicht auf den Prediger, sondern unentwegt auf das Knabenantlitz, von dessen Zügen das geheimnisvolle Leuchten ausging.

Nachdem der Geistliche die allgemeine Ansprache beendet hatte, begann die eigentliche Einsegnung. Die Knaben wurden einzeln an den Altar gerufen, um jeder seinen Spruch und darauf das Abendmahl zu empfangen. Zugleich mit ihnen traten die Angehörigen heran, um an der Ausspendung des Sakramentes teilzunehmen. Als einer der ersten wurde Georg von Drebkau aufgerufen. Bei Nennung seines Namens erhob sich der ordenübersäte General, der oben an der Ecke saß, und hinter ihm, beinah wie der Schatten, den die glänzende Gestalt warf, eine bis an den Hals in schwarze knatternde Seide eingezwängte längliche Frauengestalt, deren seelische Erregung sich in zwei roten Flecken bekundete, die von ihren eckigen Wangen flammten.

Als der General, eine prachtvolle männliche Erscheinung, in seiner Herrlichkeit aufstand, fühlte man beinah körperlich den Schauer der Ehrfurcht, der von ihm auf die Kadetten und die Eltern der Kadetten, alle diese Majore, Obersten, Majorsfrauen und Oberstengattinnen, in Dienst und außer Dienst, dahinging, so daß man füglich hätte zweifeln können, ob der Respekt vor der „Exzellenz" in ihren Gemütern nicht eigentlich größer war, als die Ehrfurcht vor Gott, mit dem sie heute die Gemeinschaft erneuern sollten.

Der einzige, der nichts von solcher Verehrung zeigte, der überhaupt auf den gewaltigen Mann kaum hinsah, war dessen eigner Sohn da drüben, der Kadett Georg von Drebkau. Wie eine Maschine, die dem Kurbeldruck gehorcht, war er aufgestanden, als er seinen Namen rufen hörte. Jetzt, mit der langsamen, schweren Bewegung, die so aussah, als wäre sein Kopf zu Stein geworden, und als hätte die Versteinerung auch den Nacken ergriffen, wandte er das Gesicht nach der anderen, unteren Ecke, dahin, wo die schlanke, blasse Frau mit dem blonden, welligen Haar über den Schläfen, mit den verschränkten Händen im Schoße saß. Auf diese Frau richtete er die Augen und sah sie an mit

einem Blick, in dem wieder ein Wort geschrieben stand, das vielleicht wieder nur sie verstand, als wollte er sagen: „Da, wo ich jetzt hingehe, nehme ich dich mit."

Ob von den Umsitzenden irgendeiner diese stumme Zwiesprache bemerkt hatte? Schwerlich. So rasch war der Blick dahingeglitten, so ohne Regung und Bewegung hatte die Frau ihn aufgenommen. Aber in ihrer Seele brannte der Blick fort, dieser merkwürdige, über die jungen Jahre des Knaben hinaus verständige, gradezu alte Blick. Wie wenn ein Mensch sie angesehen hätte, der von Dingen Kenntnis besaß, von denen sie, die soviel ältere Frau, noch nichts wußte, so war ihr zumute. Als sie ihn dann vor dem Altar, zur Seite seines Vaters und der Tante, knien sah, das schöne Antlitz von steinernem Ernst übergossen, kam es ihr beinah drollig vor, als sie bemerkte, wie der Prediger, indem er ihm das Abendmahl reichte, ermahnend auf ihn einsprach, als könnte er ihn etwas lehren, der unerfahrene alte Mann, diesen jungen, lebenserfahrenen Knaben; dann als ihm der Kelch dargeboten wurde, kam ihr der Gedanke, daß es ein Sinnbild seines Lebens sei, das ihm immer und unablässig den Kelch an die Lippen gedrückt hatte, und in dem Kelche den schweren, herben Lebenstrank. Und als er sich endlich erhob und wieder zur Seite trat und sie mit plötzlichem Schreck den nervösen Frostschauer gewahrte, der seine Glieder überflog und seinen ganzen Körper schüttelte, kam ihr eine Überlegung, eine unheimliche, daß, wenn Menschen das Abendmahl nehmen, dies manchmal die Stunde bedeutet, in der sie Abschied nehmen, von der Erde und von Leiden und Freuden, die ihnen auf Erden bereitet waren.

Der Namenaufruf ging weiter; als einer der letzten kam Hans von Carstein daran. Indem die Frau den Namen hörte, fiel es ihr auf die Seele, daß ein schrecklicher Augenblick ihr bevorstand. Der General hatte sich wieder gesetzt; wenn sie an den Altar herantrat und davor niederkniete, befand sie sich unmittelbar in seiner Nähe, vor seinen und den Augen seiner hinter ihm lauernden Schwester. Hilflos solange die Handlung währte, war sie den Blicken der beiden, den Gedanken, die durch ihre Köpfe gingen, preisgegeben. Und dennoch mußte es sein. Durfte sie ihrem armen, kleinen Kerl in dieser Weihestunde von der Seite bleiben? Ihrem Jungen versagen, was all diese Eltern ihren Söhnen gewährten? Feigheit! Feigheit! Mit Gewalt

versuchte sie ihre Gedanken einzig und allein auf die heilige Handlung zu richten, alle anderen Gedanken zu verbannen. Trotzdem, als sie sich vom Sitze erhob, schlugen ihr die Knie aneinander, und das Blut strömte ihr zum Herzen, so daß ihr Gesicht zu fahler Blässe erblich.

Die Augenlider so tief gesenkt, daß ihre Augen wie geschlossen aussahen, ging sie die wenigen Schritte, die sie von ihrem Platze aus zu machen hatte, bis zu dem Altar, so wankenden Ganges, daß sie den Eindruck einer Schwerkranken machte; mit fast geschlossenen Augen kniete sie neben ihrem Jungen nieder, und so verharrte sie die ganze, in Wirklichkeit so kurze, für ihre Empfindung endlose Zeit. Sie sah nichts von dem ordenbesäten Mann, nichts von seiner Schwester hinter ihm, dennoch war es ihr, als loderte an ihrer Seite, kaum einen Schritt von ihr entfernt, ein Feuer, das sie versengte. Sie hörte die halblaute Stimme des Predigers, der zu ihrem Jungen sprach, und es war ihr, als wäre es nicht der Prediger, der da sprach, sondern als wenn von der Seite dort ein Zischeln, Flüstern und Raunen ihr in die Ohren drang. Dann, als ihr der Kelch gereicht wurde und sie das kühle Metall am Munde spürte, fröstelte ihr ein Schauer vom Munde bis in die Füße: am Rande dieses Kelches, vielleicht an der Stelle, die sie in diesem Augenblick berührte, hatten vorhin die Lippen des Mannes gelegen! Das Abendmahl hatte sie mit ihm geteilt!

War ihr denn das Bewußtsein abhanden gekommen, was das bedeutete? Hatte sie nicht als Kind gelernt und später, als Frau, während eines ganzen zwar nicht frömmelnden, aber durchaus religiösen Lebens festgehalten, daß man mit den Menschen, mit denen man das Abendmahl teilt, in eine tiefe, geheimnisvolle Vereinigung tritt? War ihr nicht gesagt und geboten worden, daß unsere Seele in der geweihten Stunde Frieden schließen soll mit diesen Menschen? Daß, wenn wir durch sie Leid erlitten haben, wir ihnen vergeben, wenn wir Zorn und Haß gegen sie im Herzen tragen, wir den Zorn und Haß von uns werfen sollen? War das nicht alles wie für sie ganz persönlich, wie für ihre Lage ganz besonders gepredigt und verkündigt? Und hörte sie nicht jetzt wieder die düster vermahnenden Worte des Geistlichen, daß, wer anders an den Tisch Gottes tritt, wer nicht mit vergebender Liebe im Herzen kommt, sondern eine mit irdischen Gedanken erfüllte, ungeläuterte, von finsteren Leidenschaften glühende

Seele heranträgt, daß dem die Gnadenstunde zum Fluche wird? Daß der sich selbst „das Gericht ißt und trinkt?“

Wie Hammerschläge fielen diese Gedanken, einer nach dem andern, der Frau auf das Haupt. Es war ihr, als fühlte sie sie körperlich niederfallen, als dröhnte ihr ganzer Organismus sie wie ein Glockengehäuse nach. Ein Rauschen wälzte sich um ihre Schläfen und Ohren, als wäre draußen vor den Mauern der Kirche das Meer, und als müßte es im nächsten Augenblick hereinbrechen. Und dann kam etwas Furchtbares: von der Wölbung der Kirche, über ihrem Haupte löste sich etwas Dunkles, Schwarzes, wie ein großer, schwarzer Schmetterling, der kreisend herniederstieg, immer tiefer, immer näher, auf sie zu. Je näher er kam, um so größer wuchs er an, so daß es jetzt schon kein Schmetterling mehr, sondern eine Fledermaus war, eine große, beinah riesige schwarze Fledermaus, die flatternden Flugs auf sie hinzielte, auf sie, immer nur auf sie, so daß eine fürchterliche Angst sie überkam, ein erstickender Druck, weil sie fühlte, wie im nächsten, allernächsten Augenblick das gräßliche Ding sich an sie ankrallen, den Schnabel in sie einhacken würde, mitten in ihr Herz, mitten in ihr — — und plötzlich — sie begriff zunächst gar nicht wie — kniete sie nicht mehr am Altar, sondern saß auf einem Stuhle. Der Geruch von irgendeiner scharfen Essenz drang ihr in die Sinne; eine Dame hielt ihr ein Fläschchen vor das Gesicht. Sie kannte die Dame nicht, sie war ihr völlig fremd. Ebenso fremd waren ihr alle die anderen Herren und Damen, die hinter jener standen und teilnahmvoll besorgt auf sie hinblickten. Und hinter diesen allen, um Kopfeslänge sie überragend, stand ein Mann in Generalsuniform, selbst fast ebenso blaß wie die bleiche, ohnmächtige Frau, kerzengerade aufgerichtet, kein Glied rührend, aber nicht aus Teilnahmlosigkeit, sondern — ja wer beantwortet dieses „sondern“? Sondern weil es so aussah, als ob er es nicht wagte, das hilflose, schwache Weib da vor ihm zu berühren, um ihr Hilfe zu leisten.

Als sie aufgeblickt, als sie ihn hatte stehen sehen, hatte sie rasch wieder hinwegsehen wollen, aber sie hatte nicht sogleich gekonnt: der Blick, mit dem er starr, wie gebannt an ihr hing, war wie ein Stahlseil, das ihre Augen, für einige Sekunden wenigstens, auf ihn hinzublicken zwang. Ein Blitzen war vor ihren Augen. Ob nur vom Glanz seiner Ordenssterne? Nein; sondern in ihrer Seele war ein flammendes Aufleuchten, einer

jener merkwürdigen Momente, in denen unser ganzes bisheriges Leben sich plötzlich, zusammengedrängt wie eine Reliefkarte, mit Höhen und Tiefen, vor unserem Bewußtsein ausbreitet. Mit einem Schlage ward es ihr klar, daß ihr ganzes Leben in Liebe und Haß, Freude und Leid, nur einen Inhalt gehabt hatte, den Gedanken an den da, den Mann, von dessen Stirn einstmals, vor Jahren, die Zukunft wie in goldenen Buchstaben geleuchtet hatte, und der jetzt, dem äußeren Anschein nach, wie die strahlende Erfüllung all jener Verheißungen, vor ihr stand. Dem äußeren Anschein nach — denn die Augen, die auf den Mann blickten, waren die einer Frau, und die Frau hat für den Mann, den sie liebt oder was vielleicht dasselbe bedeutet, den sie haßt, einen hellseherischen Blick, sieht ihn durch und durch, Leib, Seele, Organismus und alles, alles, alles in einem einzigen Augenblick.

Darum, in den zwei Sekunden, während deren die Augen dieser aus der Ohnmacht zurückkehrenden Frau den Mann dort angesehen, hatten sie an dem Manne die Lebensgeschichte von fünfzehn Lebensjahren heruntergelesen, waren sie den Falten auf seiner Stirn nachgegangen, wie Vögel, die durch Ackerfurchen sausen, hatten die Falten gezählt, hatten sie gemessen auf ihre Tiefe, geprüft auf ihre Herkunft, ob Sorge sie gerissen hatte oder Gram, und was für Sorge, was für Gram. Und sie hatten viel zu zählen, tief zu messen gehabt. Da, wo einst die goldenen Buchstaben gestanden hatten, stand jetzt in eindringlicher Schrift zu lesen, daß dieser mit Orden besternte, mit Bändern geschmückte Lebensglanz nicht umsonst erworben worden war. Nein wahrhaftig. Sondern im Gegenteil, teuer! Sehr teuer! Das las die Frau von der Stirn, das verriet ihr noch jemand. Wer verriet es ihr? Die Augen da sagten es ihr, die vor fünfzehn Jahren so berauschend gesprochen, so berückend, und die jetzt eine so leise Sprache redeten, eine so müde, beinah lallende, eine Sprache, die eigentlich nur ein Wort noch besaß, ein einziges, das auch nur eine, nämlich die Frau da, verstand: „Sehr teuer habe ich bezahlt! Und was ich dafür bezahlt habe — weißt du's?“

Ja — sie wußte es. Darum hastig riß sie die Blicke von ihm los, stand vom Stuhle auf, dankte allen, die ihr geholfen hatten: „Nur eine Schwäche war es gewesen, eine vorübergehende, weiter nichts“ — wollte stark sein und war wieder stark. Und so, ohne rechts oder links zu sehen, ging sie starken Schrittes

dahin, wo ihr Hamster stand, streichelte ihn über den runden Kopf, und als er sie fragend ansah, sprach sie auf ihn herab, und ihre Stimme zitterte nur noch ein wenig: „Sei ruhig, es ist nichts, es ist nichts."

Die Gruppe, in der sie jetzt mit ihrem Jungen stand, war nur eine unter vielen; die Einsegnungshandlung war, während sie mit der Ohnmacht rang und aus ihr zurückgerufen wurde, zu Ende gelangt; noch ein Vers aus dem Gesangbuch war gesungen worden, und während nun der Organist vom Orgelchor herab eine Schlußfuge durch die Kirche brausen ließ, erhob sich alles, was bisher gesessen hatte, von seinen Plätzen, und was getrennt gewesen war, kam zueinander.

Die eben eingesegneten Knaben traten zu ihren Eltern, die Eltern kamen ihnen entgegen; der Raum vor dem Altar füllte sich mit halblautredenden und flüsternden Gruppen, in denen man Knaben mit freudig und feierlich verklärten Gesichtern sah, die aus den Armen des Vaters in die der Mutter, von Umarmung zu Umarmung gingen.

Einen schroffen, beinahe schneidenden Gegensatz zu dem großen, leisen Liebesfeste, das dort begangen wurde, bot eine Gruppe, die ganz zu oberst, in der Höhe des Hochaltars, stand, die Gruppe, die der General mit den Seinigen bildete. Sie bestand aus drei Köpfen, dem General, der länglichen Dame in schwarzer Seide, und dem Knaben, der vorhin durch seine schlanke Gestalt, durch sein auffallend schönes, ernstes Gesicht die allgemeine Aufmerksamkeit erregt hatte und der jetzt verlegen, mit gesenktem Haupt und hängenden Gliedern, zwischen den beiden Erwachsenen stand.

Hier gab es kein Umarmen und Küssen, und wenn man die Persönlichkeiten genauer ansah, begriff man das: die längliche Dame, deren knatterndes Seidenkleid bei jeder Bewegung ein Geräusch von sich gab, als ob es wie ein zu straffgespannter Bogen Papier zerbersten und zerreißen würde, hatte schon vorher, während der heiligen Handlung, keine übermäßige Teilnahme bekundet; seitdem aber der eben beschriebene Vorgang, das Ohnmächtigwerden der schönen, bleichen Frau erfolgt war, hatte sich ihrer eine ganz sonderbare Aufgeregtheit bemächtigt. Ihre Augen durchflogen nach allen Richtungen die Luft und wenn der Knabe versucht hätte, sie zu umarmen, würde sie vielleicht nicht einmal verstanden haben, was er wollte. Und an Zärtlichkeiten schien auch der neben ihr stehende General nicht grade zu denken, der,

mit ernsten, beinahe finsteren Blicken vor sich hin starrend, ganz mit eigenen Gedanken beschäftigt und in ihnen verloren erschien. Ihn zu umarmen und zu dem Menschen heranzugelangen, den dieser Panzer von Ordenssternen verdeckte, wäre auch kein leichtes Stück Arbeit gewesen; man hätte befürchten müssen, daß man sich Nase und Gesicht an den metallenen Zacken zerriß. So sah es nicht viel anders aus, als ständen die drei eigentlich nur des Anstandes wegen dort, weil es nun einmal der Anstand verlangte, daß Angehörige und Konfirmanden noch ein Weilchen beieinander standen, wie es das Herkommen der Gesellschaft verlangt, daß man sich, wenn die Zeit zum Auseinandergehen gekommen ist, scheinbar immer aus der angeregtesten Unterhaltung herausreißt. Die schwarze, knatternde Frau sprach mit eifrig, aber unhörbar plappernden Lippen auf den General ein, der ihr zuhörte, ohne etwas zu erwidern, vielleicht sogar, ohne zu vernehmen, was sie sagte. Der Knabe, den das verlegene Schweigen anscheinend zu bedrücken anfing, hob langsam das Haupt und richtete die Augen auf die Gruppen dort vor ihm, wo seine Kameraden Liebe eintauschten und glücklich waren.

Ob dieses Bild es war, was ihn beunruhigte, weil es ihm zeigte, was ihm fehlte? Jedenfalls wurde er plötzlich unruhig. Eine der Gruppen schien es zu sein, die seine Aufmerksamkeit anzog. Seine Augen gingen hin, kamen wieder, noch einmal zurück, mehrere Male, als dürften seine Augen den Weg nicht gehen, als täten sie etwas Unerlaubtes, indem sie hinübergingen, und als könnten sie doch nicht anders. Man sah, welch eine Qual ihm das bereitete. Der Schweiß trat ihm auf die Stirn, so daß er mit der Hand sich die Stirn trocknen mußte. Und plötzlich wurde der quälende Drang, so sah es aus, stärker als seine Willenskraft; ein Schauer, wie er ihn vorhin schon einmal überflogen hatte, schüttelte seine Glieder, und wie von einem Uhrwerk getrieben, setzte er sich plötzlich in Bewegung, verließ den Fleck, wo er stand, und starren, beinahe stieren Blickes ging er mit kurzen Schritten an dem Altar vorbei auf die Gruppe zu, wo die blasse Frau mit dem dicken, kleinen Jungen stand.

„Wo geht er hin?“ In seinem Rücken hörte er die schrille, gedämpft kreischende Stimme der Tante, die diese Worte hinter ihm drein rief. Er achtete nicht darauf. Wenn sich in diesem Augenblick das Gewölbe der Kirche aufgetan und Gottes Stimme herabgedonnert hätte: „Bleib,“ er hätte nicht darauf geachtet,

wäre nicht stehen geblieben, wäre weitergegangen, den Gang, den er gehen mußte, zu der Frau, zu der er mußte, zu der er mußte. Und in dem Augenblick zuckte Frau von Carstein, die, noch zu ihrem Hamster herniedergebeugt, auf nichts anderes geachtet hatte, auf, daß es aussah, als ob sie wankte. Und es sah nicht nur so aus, sie wankte wirklich, taumelte, beinah umgerissen von zwei Armen, die sich jählings, mit rasender, schier sinnloser Gewalt um sie warfen und sie umschlangen.

„Herr — Gott“ — unwillkürlich rang sich ein unterdrückter Schrei von ihren Lippen. Das totenblasse, von kaltem Schweiß betaute Gesicht an ihre Brust gedrückt lag der Knabe an ihr, sich mit den Armen um sie klammernd, als wären die Arme nicht Fleisch mehr und Knochen, sondern Eisen und Stahl gewesen. Die Augen zu ihr erhebend mit einem schwimmenden, brechenden Blick, die Lippen bewegend, ohne daß es zunächst möglich war, zu verstehen, was die Lippen sagten, bis daß ein stöhnendes, ächzendes Wort verständlich wurde: „Ich kann nicht mehr! Ich kann nicht mehr!“

Als die Frau, die im ersten Schreck den Knaben von sich hatte losreißen, hatte abschütteln wollen, dieses Wort in diesem Ton vernahm, als sie den Verzweiflungssturm gewahrte, der dieses junge Menschengeschöpf in ihren Schoß warf, stand ein Gefühl in ihr auf, das sie vergessen ließ, daß sie sich in der fremden Kirche unter fremden Menschen, daß sie sich gegenüber dem Manne befand, demgegenüber sie von dem Knaben nichts hatte wissen wollen, ein Gefühl, das sie alles vergessen ließ, was herkömmlich und eng und klein und elend und erbärmlich war, und nur eins in ihr lebendig ließ, eine große, allmächtige Liebe.

Mit der Bewegung, mit der sie sich über ihn gebeugt hatte, damals, vor Monaten, in der Hoditzstraße zu Potsdam, die ihm eine Empfindung hinterlassen hatte, wie das Zutalströmen einer sich über ihn ergießenden warmen, duftenden Welle, senkte sie das Haupt zu dem Knaben herab, so daß ihre Wange auf seinem Gesicht lag; sie umfing ihn mit den Armen, schob mit den Lippen sein Gesicht zurecht, so daß sein Ohr an ihrem Munde war, und „Kind“, hauchte sie ihm zu, „mein Kind, mein armes Kind!“

Als ihm der Ton dieser Stimme, dieser tiefen, klangvoll süßen Stimme zum Ohr drang, und mit ihm zugleich die Erinnerung an die Seligkeit, die er einst genossen und die ihm dann

verlorengegangen war, er wußte nicht warum, wußte nicht, um welche Schuld, brach die mühsam aufrechterhaltene Kraft des Knaben zusammen. All das Leid, das diese lautlose Seele wochenlang, monatelang in sich hinunter- und hineingewürgt hatte, drang in einem Tränenstrom zutage, einem unaufhaltbaren, der um so vernichtender wirkte, weil der Knabe, in seiner unüberwindlichen Scheu vor öffentlicher Zurschaustellung, auch jetzt noch bemüht war, jeden allzulauten Schmerzenston zu unterdrücken, so daß sein Weinen zu einem beinah lautlosen, an den Todeskampf gemahnenden Schluchzen und Würgen wurde. Und diesem ganzen Vorgang, der sich so leise abspielte, daß von den übrigen Anwesenden kaum einer ihn bemerkte oder irgendwie beachtete, sah von der Stelle, wo er vorhin gestanden hatte und auch jetzt noch stand, der General zu.

In Gedanken verloren, hatte er kaum darauf geachtet, daß der Junge seinen Platz verließ. Als dieser sich sodann auf die Frau zustürzte und sie umarmte, war das Weib an seiner Seite, seine Schwester, aufgefahren, als wenn sie dazwischen springen und den Jungen zurückreißen wollte. Mit einem Griff aber hatte der General sie an der Hand gepackt und festgehalten. „Unter keinen Umständen!" Bei der Gemütsverfassung, in der sich der Junge befand, wäre zu befürchten gewesen, daß er Widerstand leistete, und dann war der Skandal, der öffentliche Skandal fertig. Jetzt also mußte man der Sache ihren Lauf lassen. Die Frau schien nicht damit einverstanden; man sah, wie sie immer wieder und immer eindringlicher auf ihren Bruder einredete, wie dieser anfänglich nur kopfschüttelnd, kurz abgerissen, endlich gar keine Antworten mehr gab, dabei aber immer mit einem gebieterischen Ausdruck im Gesicht: „Du gehst nicht hinüber! Bleibst, wo du bist!" Bis daß die Dame, deren Backen jetzt wie rotglühende Plättbolzen leuchteten, nachdem sie einen letzten, gradezu giftigen Blick auf die Frau drüben geschossen hatte, kurz kehrtmachte und geräuschlos nach der Seite verschwand.

Von diesem Blick, der ihr gegolten, hatte die Frau nichts bemerkt. Für sie war in diesem Augenblick nichts auf der Welt vorhanden, als der Knabe da in ihren Armen, dessen schluchzende Brust an ihre Brust stieß, dem sie ansah, anhörte und fühlte, daß er wirklich „nicht mehr konnte, nicht mehr konnte". Ein Gefühl von Schuld, die sie an ihm begangen, ein unaussprechliches Mitleid übermannte sie, auch ihre Tränen begannen zu fließen

und mischten sich, wie ein sanfter Tau, mit der heißen Flut, die von seinen Augen brach.

Und diesem Bilde, wie sie, der erbarmenden Liebe gleich, über das verzweifelte Kind, über sein Kind gebeugt stand, sah der Vater dieses Kindes lautlos, regungslos zu, an den Platz gebannt, wo er stand, unfähig, heranzutreten, weil er fühlte, daß er nicht hineingehörte zwischen die beiden, unfähig, hinwegzublicken und hinwegzugehen, weil in seiner Seele, in seinen Gliedern ein Gefühl war, als ginge in seiner Seele und in seinen Gliedern etwas zu Ende, das er für unversiegbar gehalten hatte, als wenn das Leben, das ihm bisher wie eine Magd nachgelaufen war, plötzlich nicht weiter mitwollte, als wenn es auffässig geworden wäre, und zum Zeichen, daß es von nun an sein Feind sei, ihm diesen Vorgang vor Augen geführt hätte, diesen symbolischen.

Von ihm hinweg lief sein Junge! In dem Augenblick, wo alle diese Knaben, diese Altersgenossen seines Sohnes, zu Vater und Mutter herankamen, sich zärtlich an sie schmiegten, um den Bund der Zusammengehörigkeit mit ihnen zu erneuen, lief sein Junge von ihm fort! Warum? Weil diese Stunde zu feierlich war, um zu lügen, und weil es gelogen gewesen wäre, wenn er zu seinem Vater gesagt hätte „ich liebe dich". Von dem Vater, der seine Mutter geheiratet hatte, nicht weil er sie liebte, sondern weil er ihr Geld brauchte, der ihn, den Sohn des ungeliebten Weibes, auch nicht geliebt, dem sein streberischer Ehrgeiz keine Zeit gelassen hatte, danach zu fragen, was der Junge brauchte, wohin seine Anlagen ihn wiesen, sondern der ihn, weil es ihm so am bequemsten war, zu einem Leben kommandiert hatte, das gar nicht sein angeborenes Leben war, von ihm lief dieser Junge, sein Junge, in heulender Verzweiflung fort, weil er es nicht mehr aushielt bei ihm, weil er in dieser Stunde, wo alles Liebe fand, auch Liebe haben wollte, auch Liebe brauchte. Und wer war es, zu dem er flüchtete, an den er sich klammerte in seiner hilflosen Not? Die Frau, die ihn geliebt, als sie noch jung war, die auch er geliebt hatte, als er noch nicht vom Ehrgeiz versteinert, als das Blut in ihm von Habsucht noch nicht vergiftet gewesen war, die Frau, die einstmals ein Mädchen gewesen war, ein liebreizendes Geschöpf, die ihm alles, was die Natur ihr verliehen, auf offenen, vertrauenden Händen entgegengetragen hatte, „da hast du, da hast du," der er mit Wort, Gebärde und Blick geantwortet hatte: „Ich nehme

an und gebe wieder" und der er nichts wiedergegeben, die er belogen und betrogen und die er hatte dahingehen lassen an ein liebeleeres, elendes, klägliches Leben!

Alles, was im Leben von ihm Liebe zu fordern gehabt und keine Liebe empfangen hatte, da stand es, in diesen zweien zueinandergedrängt, die einander umarmten, wie zwei Menschen, die, vom Schneesturm überfallen, sich noch einmal umarmen, bevor der eisige Frost ihnen die erstarrenden Arme lähmt. Und er war es, von dem der tödliche Frost über diese beiden hingegangen war! Er war das Eis gewesen, und nun umgab die Eiswüste ihn selbst. Denn indem er diese Frau ansah und nicht ablassen konnte, sie anzusehen, wie sie sein an seinem Herzen erfrorenes Fleisch und Blut an dem ihrigen aufnahm und wärmte, wie sie dem Jungen zuredete, ihn streichelnd liebkoste, all die süße Zärtlichkeit über ihn dahingehen ließ, die nur eine innerlich liebreiche Frau dem Menschen darzubringen vermag, erschien ihm diese Frau mit den Kummer- und Sorgenfalten im verblühten Gesicht, mit dem angegrauten Haar und den verhärmten Gliedern, so edel, so großartig schön, soviel schöner noch als damals, als sie ihm als Mädchen entgegengekommen war, daß es ihm war, als stände sein ganzes bisheriges Leben mit einem heulenden Schrei hinter ihm auf: „Verloren und vertan! Verloren und vertan!" Ob es die Nachwirkung von dem Nervenleiden war, für das er im Süden Heilung gesucht hatte, oder ob dieses stumme Zuschauerspielenmüssen ihm unerträglich wurde — der Mann machte plötzlich eine Bewegung, als wollte er nach einem Stuhle greifen, als müßte er sich setzen.

Hatte die Frau diese Bewegung bemerkt? Beinah sah es so aus. Mit sanfter Gewalt löste sie die Arme des Knaben, die noch immer um ihren Leib geschlungen lagen, dann sprach sie auf ihn ein, so leise, daß nur er es verstehen konnte, aber eindringlich, wie man zu jemandem spricht, dem man zu einem schweren Entschluß zuredet. Das, was sie von ihm verlangte, war, daß er zu seinem Vater gehen sollte.

Sie schien nicht viel Glück zu haben. Die Augen zur Erde gesenkt, stand der Junge vor ihr; die von Natur verschlossenen Züge sahen wie vermauert aus; ein Ausdruck von trotziger Verbissenheit, von mißtrauischer Angst verliehen ihnen etwas gradezu Feindseliges. Er war sich bewußt, daß er mit seinem Fortlaufen vorhin, zu der Frau hinüber, zu der es ihm verboten worden

war, zu gehen, gegen den Willen des Vaters gehandelt hatte; die Regungslosigkeit des Vaters, der fortwährend zu ihm und der Frau herüberstarrte, deutete er dahin, daß sich dort ein Ungewitter sammelte, das nachher in zornigem Ausbruch auf ihn herunterkommen würde; er fürchtete sich. In dieser Not griff er plötzlich mit beiden Händen nach der Hand der Frau und hob die Augen zu ihr auf. „Komm mit hinüber," sagten die stummen Augen, „schütze mich. Ohne dich gehe ich nicht."

Die Frau erschrak. Das war nicht ihre Absicht gewesen, und nun fühlte sie sich gefangen.

Als sie den Jungen aufforderte, zum Vater zurückzugehen, hatte sie es getan, weil sie in dessen Seele fühlte, daß der Vorgang für ihn furchtbar peinlich war, weil es ihr widerstrebte, unfreiwillig Veranlassung zu einer ihn beschämenden Lage zu werden. Jetzt aber wurde der peinliche Zustand zu einem unerträglichen; das Begebnis fing an, die allgemeine Aufmerksamkeit zu erregen; aller Augen wendeten sich auf den General und ebenso auf sie und den Knaben. Sie biß die Zähne zusammen; es mußte sein.

Mit aller Gewalt kämpfte sie die glühende Röte hinab, die über ihre Wangen aufschießen wollte, zwang ihrem Gesicht einen so gesellschaftsmäßig gleichgültigen Ausdruck auf, als ihr nur möglich war, und so, den Knaben an der Hand, trat sie auf dessen Vater zu.

Der General kam ihr zwei Schritte entgegen. Von dem ganzen Vorgang, wie sie auf den Jungen eingeredet, wie dieser nach ihrer Hand gegriffen, wie sie gezögert und sich endlich entschlossen hatte, war ihm nicht der kleinste Teil entgangen. Er fühlte, daß das, was sie jetzt tat, ein Opfer, nichts anderes, nichts Geringeres war; zu allem, was er vorhin empfunden, indem er sie von der Seite ansah, kam ein Gefühl hinzu, das an Bewunderung grenzte, und es mischte sich damit noch ein Bewußtsein, das ihn seltsam ergriff: solch ein Opfer brachte sie ihm!

So gesellschaftsmäßig korrekt, wie sie herankam, mit einer Verbeugung, ging er ihr entgegen, dann standen sie, den Knaben zwischen sich, nach fünfzehn Jahren zum ersten Male einander wieder gegenüber, und während ihre Seelen von beiden Seiten an den Abgrund der zwischen ihnen liegenden Vergangenheit herantraten und sich von hüben und drüben mit hohlen Gespensteraugen anstarrten, hätte es für Unbeteiligte so aussehen können,

als wäre sie eine Verwandte, vielleicht eine Cousine des Generals gewesen, die dem Jungen irgendein Geschenk zur Einsegnung gemacht hatte, wofür ihr von diesem in so beinah überschwenglicher Weise Dank zuteil geworden war, und worüber sie sich jetzt, beinahe lächelnd, mit dem Papa des Jungen unterhielt.

Ihr aber war nicht zum Lächeln zumute. Ihr nicht, und dem Manne ebensowenig.

Der Weltverkehr, in dem er sich bewegt hatte, während die Frau fern von der Welt in ihrer stillen Hoditzstraße hauste, gab ihm in diesem beklemmenden Augenblick eine Geschmeidigkeit, die ihr nicht zu Gebote stand. Er hielt die Augen auf sie gerichtet, während sie, unfähig, ihm ins Gesicht zu sehen, den Blick senkte und irgendwohin, nur nicht auf ihn sah.

Innerlich ruhiger als sie war aber auch er nicht. Es mußte etwas zwischen ihnen gesprochen werden, wenn die Neugierigen, die von rechts und links auf sie blickten, bei dem Glauben erhalten werden sollten, daß es sich zwischen ihnen um etwas Gleichgültiges handelte. Als er jedoch zum Sprechen ansetzte, war ihm zumute, als hätte er glühendes Blei im Halse, und er konnte nicht.

Dann aber überlegte er, daß er nahe daran war, sich durch sein blödes, stummes Starren lächerlich zu machen, er, der Erste hier am Platze! Der Gedanke wirkte auf ihn wie ein Sporenhieb. „Ich habe mich zu bedanken — gnädige Frau," fing er an, und bei dem „gnädige Frau" klang es, als wollte die heisere Stimme ihm in den Hals zurückkriechen und nicht wieder hervorkommen —, „zu bedanken, daß Sie — sich gegen meinen Sohn so liebenswürdig bezeigt und — ihm erlaubt haben, an den Sonntagen zu Ihnen zu kommen und — die Sonntage bei Ihnen zuzubringen."

Wahrscheinlich hatte er auf eine Erwiderung gerechnet. Aber es erfolgte keine, als er schwieg. Das einzige, was erfolgte, war, daß sich über das Gesicht der Frau ein ganz merkwürdiger Ausdruck verbreitete. Ihr Hals streckte sich unwillkürlich hinaus, wie bei einem Menschen, der in die Ferne lauscht, ihre Augen weiteten sich, und über ihre Züge senkte sich etwas Nachdenkliches, Träumerisches. Zum erstenmal seit fünfzehn Jahren hörte sie die Stimme wieder. Seine Stimme!

Freilich diese Stimme hier, diese metallos heisere, nervös abgespannte, hatte kaum etwas mehr gemein mit dem vibrierenden

Wohllaute, der aus der Brust dort gekommen war, als sie noch jung war. Aber trotz alledem — er war es! Er sprach zu ihr! Durch eine Schicksalsfügung, der sie auf keine Weise hatte aus dem Wege gehen können, stand der Mann, beinah Hand an Hand, ihr wieder gegenüber. Ja, Schicksal! Aller Selbstbeherrschung zum Trotz stieg das Erröten, wie eine heiße Welle, ihr wieder ins Gesicht, langsam vom Halse herauf, über die Wangen, bis in die Schläfen, und hauchte eine Befangenheit über ihre Züge, die ihr einen fast jugendlichen Liebreiz verlieh. Für einen Augenblick sah es so aus, als wenn alle Herbheit, alle Härte, die fünfzehn Jahre bitterer Lebenserfahrung in ihre Züge geätzt hatten, in der lichten Wärme, wie in einer edlen Metallösung, zerschmölzen, als wenn unter dem Gesichte der Frau noch einmal, wie ein Traumbild, das holde Mädchengesicht aufglühte, das ahnungslos wie die Sonne, die am Morgen eines Schlachttages aufgeht, dem Leben entgegengelacht hatte.

Für einen Augenblick — denn in der nächsten Sekunde stand aus ihrer leidenschaftlichen Natur ein Gedanke auf, der eine neue, beinah finstere Falte in ihre Stirn riß: der Mann bedankte sich, daß sie seinen Jungen Sonntags hatte zu sich kommen lassen, und dabei wußte sie doch, daß es ihm ganz unlieb gewesen war, daß er kam, daß er dem Jungen verboten hatte, fürder zu ihr zu gehen. Also, was war denn das? Nichts weiter, als eine hohle gesellschaftliche Höflichkeit. Eine Verlegenheitsredensart! Nach fünfzehn Jahren das erste Wort von ihm eine Lüge!

Gut, daß das jetzt noch kam, jetzt, wo sie wieder einmal drauf und dran gewesen war, das falsche Geld als echtes einzustecken!

Ein hartes Lächeln verzog ihre Lippen, und ohne ihn anzusehen, das Haupt zur Seite gewendet, sagte sie: „Eure Exzellenz wissen wohl ebensogut, wenn nicht noch besser als ich, daß ich diesen Dank nicht verdiene, da Ihnen kaum ein Gefallen damit geschehen sein dürfte, wenn Ihr Sohn zu mir gekommen ist."

So stockend vorhin seine Anrede, so klar und zusammenhängend waren diese ihre Worte herausgekommen. Er schwieg. In ihr aber war das dunkle, heiße Grundwasser der Seele in Bewegung geraten und spritzte noch einmal auf: „Meinerseits," fuhr sie fort, „muß ich vielmehr um Entschuldigung bitten, daß ich es zugelassen habe, daß meine Junge Ihren Herrn Sohn

auf der Ferienreise begleitet hat. Die Knaben waren Freunde geworden, und Ihr Herr Sohn bat darum, und —" sie war dicht daran gewesen, zu wiederholen, was der Junge ihr gesagt hatte, daß das Geld sein Geld, nicht das seines Vaters sei; aber sie brach ab und sagte es nicht. Denn indem sie die letzten Worte sprach, hatte sie die Augen zu dem Manne erhoben, hatte ein fahles Gesicht, in dem fahlen Gesicht ein Paar dunkle, hohle Augen, und hatte mit einem Male gesehen, daß ein kranker Mann vor ihr stand. Darum sagte sie dieses Letzte, Häßliche, Entsetzliche nicht, sondern mit einer hastigen Bewegung streifte sie die Hände des Knaben ab, die immer noch an ihrer Hand hingen, verneigte sich kurz, mit einer zuckenden Bewegung des Hauptes, gegen den General, ging raschen Schrittes zu ihrem Jungen hinüber und, den Hamster an der Hand, ohne sich umzusehen, verließ sie die Kirche.

Von der Kirche, ohne Aufenthalt, ging es auf den Bahnhof. Ein Zug nach Potsdam stand grade bereit. Eilend, als wenn sie verfolgt würde, stieg sie ein, der Hamster hinter ihr drein, und alsdann, während der ganzen Fahrt, sprach sie kein Wort. In die Fensterecke gedrückt, den Schleier vor das Gesicht gezogen, als sollte niemand sehen und erkennen, was in ihrem Gesicht vorging, starrte sie in das vorüberflirrende Gelände hinaus, so in sich versunken, daß, als sie in Potsdam angekommen waren, der Hamster sie anstoßen mußte: „Mammi — wir sind ja da."

„Also woll'n wir nach Haus gehen," sagte sie, und indem sie aufstand, zuckten ihre Schultern, und ihre Worte klangen wie die eines Fieberkranken, der sich nach seiner warmen Stubenecke sehnt, weil der Frost ihn schüttelt.

Auch zu Hause wurde sie nicht redseliger. Schweigend saß sie neben ihrem Jungen, während dieser sich das Essen schmecken ließ. Dann schenkte sie ihm ein paar Groschen Geld, damit er beim Konditor in der Stadt Kaffee trinken gehen könnte. Es sah so aus, als wollte sie ihn los sein, als wollte sie allein sein, und nachdem er sie verlassen hatte, ging sie in ihr kleines Zimmer, setzte sich an den Platz, an dem sie zu sitzen pflegte, wenn die schweren Gedanken zum Besuch zu ihr kamen, an den Schreibtisch, riß die Schubfächer auf, aus den Schubfächern die alten Briefe, streute sie auf den Schreibtisch, als wenn sie darin lesen wollte, las aber nicht, sondern nachdem sie eine Zeitlang, wie geistesabwesend, über die Briefe hingeblickt hatte, stand sie auf,

setzte sich auf das schmale Sofa unter dem dürftigen Spiegel, drückte beide Hände vor das Gesicht und fing an zu weinen, zu weinen, zu weinen. —

Eine furchtbare Last, ein Jammergefühl erdrückte ihr die Brust. Mit dem trostlosen Jammer mischte sich die Reue — sie hatte ein Gefühl, als hätte sie ein Verbrechen begangen. Wie kam das? Und woher? Als sie vorhin zu ihm sprach, war sie doch ihrer Sache so sicher gewesen, hatte so genau gewußt, daß sie recht hatte, und jetzt? —

Aber freilich, vorhin, als sie zu sprechen anfing, hatte sie das noch nicht gesehen, was sie erst nachher sah, was sie jetzt immerfort im Geiste vor sich sah, gar nicht aufhören konnte, zu sehen: das fahle Gesicht mit den hohlen Augen! Mit den Augen, die so aussahen, als wenn der Mann etwas hätte sagen wollen und nicht imstande gewesen wäre, zu sprechen. Als wenn er hätte sagen wollen, „ich weiß ja, daß du das Recht hast, so gegen mich zu sein, wie du bist, so zu mir zu sprechen, wie du sprichst — aber — ich hatte gedacht —" So, du hattest gedacht? Was hattest du gedacht? Daß ich nach fünfzehn Jahren Hölle, in die du mich gestoßen, auf dich zukommen würde: „Ah sieh da, wie erfreut Sie einmal wieder zu sehen? Und was Sie alles in der Zet geworden sind, General und Exzellenz! Und was für Orden Sie bekommen haben! Großartig! Großartig! Ich gratuliere!" Ja, hattest du gedacht, daß ich so sein, so sprechen würde? Ja? Nun, so ist's mir lieb, daß ich dir gezeigt habe, du hast dich geirrt, daß ich dir ins Gesicht — und da war das Gesicht wieder vor ihrer Seele — daß sie's nicht los werden konnte, das Bild! Das Gesicht mit den dumpfen, trostlosen Augen, in denen so etwas Merkwürdiges gewesen war, als wenn sie in den Augenhöhlen zitterten, das erloschene Gesicht eines erlöschenden, eines kranken Mannes. Und dieser Mann, das war er! Dieser im Winterfrost verödende Mensch, das war der, der einst wie der Frühlingssturm über sie dahergekommen war! Und diesem Unseligen, den niemand liebte, dem sein eigenes Kind schaudernd davonlief, hatte sie ihre leidenschaftlichen Worte wie heiße Eisenstücke ins Gesicht geworfen! Ins Gesicht geschlagen hatte sie den kranken Mann! Ob es denn auch die Wahrheit war, daß er dem Jungen verboten hatte, zu ihr zu kommen? Ob das nicht alles vielleicht erlogen gewesen war von dem Weibe, seiner Schwester, dieser Tante Ida? Und wie sie

die Hände des Jungen von sich losgerissen hatte! So heftig, so rauh, so wild! Wie sie davongegangen war, ohne sich ein einziges Mal noch umzusehen! Auch nach dem Jungen nicht, dem „Herrn Sohn", wie sie ihn genannt hatte! Welch böser Teufel hatte sie denn nur getrieben, daß sie so von dem Jungen sprach? Hatte sie denn nicht bemerkt, was der arme Junge für große, entsetzte Augen machte, als sie ihn so nannte? Vor ihrer Seele malte sich das Bild, wie die beiden ihr nachsahen, Vater und Sohn, indem sie von ihnen hinweg aus der Kirche ging; wie sie ihr nachsahen in dumpfer, ratloser Betäubung, beide stumm, keines Wortes fähig, und in beiden ein und derselbe Gedanke: „Nun ist alles aus." War es ihr nicht neulich erst, hier an der Stelle, wo sie heute saß, zum Bewußtsein gekommen, daß sie das Schicksal alles dessen sei, was Drebkau hieß? Hatte sie nicht, als sie aus der Ohnmacht erwachte, den lechzenden Blick gesehen, mit dem der Mann an ihrem Gesichte hing? Hatte sie nicht in dem Augenblick wieder gefühlt, daß eine Naturgewalt in allem war, was Drebkau hieß, zu ihr hin zu müssen? Trotz aller Zeit, die inzwischen vergangen, trotz allen Dingen, die inzwischen geschehen, doch immer und immer wieder zurück zu müssen zu ihr? War sie nicht die einzige in weiter Welt, die vermitteln konnte, Eintracht stiften konnte zwischen diesem Vater und diesem Sohn? Und nun war sie von ihnen gegangen, hatte sie sich selbst überlassen, die beiden, die nicht miteinander sprechen konnten, in ihrem gegenseitigen grauenvollen Schweigen! Wenn nun dieser Sohn zugrunde ging an diesem Vater, dieser Vater an diesem Sohn — was dann? Auf wen dann die Schuld? Auf wen? Auf wen? —

Der Orkan, der wieder einmal durch die Frau dahingegangen war und alle Tiefen dieser leidenschaftlichen Natur aufgewühlt hatte, war vorübergebraust und hatte eine dumpfe Stille, eigentlich eine Öde, in ihr zurückgelassen. Für den armen Hamster, der die großen Sommerferien bei der Mutter zubrachte und für den es in diesem Jahre keine Reise nach der Sächsischen Schweiz gab, gestaltete sich die Zeit zu einer beinahe trübseligen. Nur sein angeborener glücklicher Humor und das für jeden Schuljungen an und für sich schon beseligende Bewußtsein, daß er frei war, trugen ihn über die schweigsamen Stunden neben der schweigsamen Mutter hinweg.

Vier Wochen nach Ablauf der Ferien, als es schon Herbst

geworden war, kam er wieder nach Potsdam, und diesmal mit einem langen Gesicht: Georg von Drebkau war nach dem Schluß der Ferien nicht wieder ins Kadettenkorps zurückgekommen.

„Warum hast du mir denn das nicht geschrieben?" Das war die erste Empfindung, die aus ihr hervorbrach.

Eine auskömmliche Erklärung, warum er es unterlassen, wußte der Hamster eigentlich nicht zu geben; Briefe lagen seinem Ideenkreise so fern, daß, wenn nicht jemand dazu trieb, er überhaupt nicht dazu kam. Und der, welcher ihn früher getrieben hatte, war eben nicht mehr da.

„Warum ist er nicht wiedergekommen? Weißt du's?"

Genau wußte es der Hamster nicht; er hatte nur gehört, was man sich erzählte.

„Also, was erzählt man?"

Man erzählte, der Papa von ihm, der General, habe an den Kommandeur des Kadettenkorps geschrieben, der Arzt hätte verboten, daß Georg von Drebkau jetzt schon zurückkäme.

„Der Arzt? Doktor von Barnim?"

Der Hamster sah sie an.

„Ach so" — es fiel ihr ein — von Doktor von Barnim hatte ja der andere gesprochen. Sie merkte, wie erregt sie war.

„Also ist er krank?"

Man erzählte, er sollte eine Kur brauchen.

„Also ist er krank. Was fehlt ihm?"

Der Hamster hatte so etwas von Krampfanfällen gehört.

„Krampfanfälle — wo soll er denn die Kur gebrauchen? Hat man ihn in ein Bad gebracht?"

So etwas hatte der Hamster gehört.

„Wohin?"

Das wußte der Hamster nicht.

„Ist sein Papa mit ihm gegangen?"

Wußte der Hamster auch nicht.

Und damit endete sein Bericht, und die dürftigen Nachrichten, die er ausgekramt hatte, waren eigentlich schlimmer als nichts, der Auftakt zu einer Erzählung, dem keine Fortsetzung folgte, so daß man nicht erfuhr, was daraus wurde. Nur daß es sich nicht um eine Erfindung, sondern um Wirklichkeit handelte. Die düstere Stille, die in der Frau gebrütet hatte, verwandelte sich in eine dumpfe Erregung. Jeden Morgen griff sie von jetzt an nach der Zeitung, um zu suchen, ob Nachrichten über den General

von Drebkau darin ständen, ob er auf Urlaub gegangen oder von Urlaub zurückgekehrt sei. Und ob vielleicht daraus zu erfahren war, wohin und zu welchem Zweck er gegangen war. Aber die Zeitungen schwiegen, die Drebkaus schwiegen — natürlich, nach dem Abschied in diesem Sommer war es wohl begreiflich, daß sie nicht zu sprechen wagten — kein Laut drang zu ihr, und nur das lastende Gefühl sagte ihr, daß fern von ihr sich etwas Unheimliches, vielleicht Schreckliches, ereignete.

So hart wie der Winter, der in diesem Jahre frühzeitig einsetzte, war ihr noch kaum je ein Winter erschienen; so unter der weißen Decke hatte sie sich noch nie erstickt gefühlt wie in diesem Jahre, als der Schnee sich in den Straßen häufte und jedes Geräusch tötete. Tiefe Stille ist nicht immer gut für ein erregtes Gemüt, namentlich dann nicht, wenn das Gemüt auf einen bestimmten Ton wartet, und der Ton nicht kommen will. Weihnachten kam, und nach Weihnachten der Tag, an dem er vor einem Jahre zum letztenmal bei ihr gewesen war. Wieder stand sie am Fenster, nicht einmal nur, sondern manches Mal, und blickte auf die schneeverstopfte, öde Straße hinunter, in der sie ihn am Abend damals beim flackernden Laternenlicht hatte verschwinden sehen. Das Gefühl, das sie damals überkommen hatte, als er im Dunkel unsichtbar wurde, sich gleichsam auflöste, wäre es also wirklich eine Ahnung, die Vorahnung des Äußersten und Schlimmsten gewesen? Dann kamen wieder Wochen und gingen vorüber, und keine brachte Nachricht, alle blieben stumm und still und leer. Sobald der Hamster etwas Weiteres hörte, sollte er ihr schreiben, das hatte sie ihm befohlen — aber der Hamster schrieb nicht. Wenn er auf Urlaub herüberkam, wagte sie schon gar nicht mehr zu fragen; er würde ja geschrieben haben, wenn er etwas gewußt hätte. Er wußte eben nichts, und der Junge war nicht wieder da.

So ging der lange Winter langsam mit erdrückender Schwerfälligkeit dahin, und als es Frühling wurde, klingelte es in der Hoditzstraße zu Potsdam an der Wohnung der Frau von Carstein, und die Aufwartefrau, die grade noch anwesend war, nachdem sie ihren armseligen Dienst bei der einsamen Frau verrichtet hatte, brachte ihr eine Visitenkarte herein: „Oberst von Otthausen".

Ein Name, den sie nie im Leben vernommen hatte.

Völlig fremd auch der Träger des Namens, der ihr jetzt, nachdem sie ihn hatte hereinbitten lassen, mit der Befangenheit

gegenübertrat, die es dem Menschen bereitet, wenn er einem Unbekannten zum ersten Male nahekommt und ihm gleich beim ersten Begegnen eine tief intime, beinah peinlich vertrauliche Mitteilung machen soll.

Oberst von Otthausen hatte seinerzeit beim Generalstab, in der von dem General von Drebkau geleiteten Abteilung, gearbeitet. Der General hatte ihm seitdem sein besonderes Vertrauen zugewandt. Im Auftrage des Generals von Drebkau kam er heute zu Frau von Carstein.

Die Frau, die ihn stehend empfangen hatte, bedeutete ihn mit einem Winke der Hand, Platz zu nehmen, während sie sich ihm gegenüber auf ein Ruhebett setzte. Gesprochen hatte sie nichts; er bemerkte, daß sie sehr blaß war und daß ihre Mundwinkel sich herabbogen, wie man es an leidvoll erregten Menschen beobachtet.

„Der gnädigen Frau war es bekannt, daß General von Drebkau einen Sohn hatte?“

Es war ihr bekannt.

„Der General scheint in großer Sorge um diesen Sohn. Gnädige Frau hatten sich des Knaben, als er im Potsdamer Kadettenkorps war, mit besonderer Teilnahme angenommen?“

Eine lautlose Neigung ihres Hauptes deutete an, daß er recht haben könnte.

„Der General schreibt mir — schreibt mir — aber vielleicht —“ und mit einer gewissen Hast griff der Oberst in die Brusttasche — „vielleicht ist es am besten, ich lese gnädiger Frau die hauptsächlichen Stellen des Briefes selbst vor? Wenn auch an mich gerichtet, scheint er mir beinah, und vielleicht noch mehr als für mich, für gnädige Frau bestimmt zu sein.“

Sie sagte nicht ja, nicht nein, sie richtete nur die Augen auf das Papier in seiner Hand. Da sie nichts dagegen zu haben schien, fing er an, den Brief vorzulesen.

„Lieber Otthausen —“

Hier unterbrach sich der Vorleser, oder vielmehr, er wischte mit undeutlicher Stimme über die einleitenden Sätze des Briefes hin.

„Nur einige mich persönlich betreffende Bemerkungen,“ erklärte er errötend, „die sich auf meine besondere Vertrauensstellung zu dem General beziehen und die Motive dafür enthalten, daß er mich mit dieser — allerdings nicht leichten Mission betraut hat.“

Mit den Augen suchte er alsdann die Stelle, wo die Mitteilungen allgemeiner Art würden, und hier, mitten im Satze, nahm er die Vorlesung wieder auf:

„. . . aber ich bin an einem Punkt angelangt, wo ich einfach nicht mehr kann. Wenn Ihnen dies wie Verzweiflung klingt, so beurteilen Sie, bitte, nach den Tatsachen, die ich Ihnen mitteile, ob ich dazu Veranlassung habe und ob ich mir das moralische Recht zuschreiben darf, Sie mit einem Auftrage zu belästigen wie der, den ich Ihnen notgedrungen aufbürden muß.

„Ich habe, wie Ihnen vielleicht bekannt, einen Sohn; sonstige Kinder nicht. Sie sind unverheiratet; trotzdem traue ich Ihnen zu, daß Sie nachempfinden können, was es heißt, wenn ein Vater sich mit seinem Sohn und einzigen Kinde nicht versteht. Vielleicht gebrauche ich hier einen nicht ganz zutreffenden Ausdruck; von Verstehen oder Nichtverstehen kann man füglich erst gegenüber Erwachsenen oder wenigstens Halberwachsenen sprechen; der Junge aber ist erst vierzehn Jahre alt, mithin eigentlich noch ein Kind. Grade dadurch aber gestaltet sich die Sache um so peinlicher, es liegt eine instinktive Abneigung vor, und ich sehe keine Möglichkeit, mit Vernunftgründen dagegen zu wirken.

„Ich will ehrlich sein und anerkennen, daß ich nicht ohne Schuld dabei bin. Ich habe mich wohl nicht genug um den Jungen bekümmert. Zum Teil liegt dies daran, daß ich, wie Sie wissen, immer sehr stark beschäftigt gewesen bin, andererseits daran, daß er von frühester Kindheit an ein bis zur Unzugänglichkeit verschlossenes Wesen an den Tag gelegt hat.

„Sei dem, wie ihm sei — es haben sich daraus im Verlauf der Dinge Zustände entwickelt, die in jüngster Zeit gradezu zu einer Katastrophe geführt haben. Im vorigen Sommer ist der Junge eingesegnet worden und bei der Gelegenheit hat er eine Gemütserschütterung ganz besonderer und schwerer Art erlebt.

„Während der großen Ferien hatte ich ihn alsdann zu mir genommen, damit er dieselben mit mir und meiner, Ihnen ja auch bekannten, unverheirateten Schwester Ida, verleben sollte. Nachdem sich der Junge während der ersten Wochen noch verschlossener als gewöhnlich, beinahe verstört, gezeigt hatte, erkrankte er plötzlich, und zwar unter ganz auffälligen, bedenklichen Symptomen. Unser Hausarzt, den ich sofort berief, stellte fest, daß es sich um — akute Morphiumvergiftung handelte!

„Vergegenwärtigen Sie sich meine Situation. Ihnen er-

zähle ich ja nichts Neues, wenn ich sage, daß ich seit Jahren, veranlaßt durch meine immer erbärmlicher werdenden Nerven, Morphium gebraucht habe. Meine Reise im vorigen Winter nach dem Süden hatte den ausgesprochenen Zweck, mich davon zu entwöhnen, und ich glaube beinahe, es ist mir gelungen. Unglücklicherweise aber hatte ich noch einen größeren Vorrat von dem vermaledeiten Zeug bei mir zu Hause, und da ist der Unglücksjunge darübergekommen. Wie er es angestellt hat, weiß ich noch heute nicht, leider aber fürchte ich, durch Bestechung meines ehemaligen, jetzt als Diener bei mir dienenden Burschen, der allein den Ort kannte, wo das Höllengift aufbewahrt wurde.

„Erlassen Sie es mir, mich in Vermutungen darüber zu ergehen, was den Jungen zu einem solchen Schritt veranlaßt haben mag; das einzige, was ich Ihnen sagen kann, ist, daß ich mich seit dem Augenblick um zehn Jahr älter, und das will heißen als einen alten Mann fühle.

„Nachdem wir ihn notdürftig reisefähig gemacht hatten, brachte ich ihn nach Baden-Baden, wo Spezialisten für die Behandlung derartiger Kranken zu finden sind. In einer Anstalt solcher Art brachte ich ihn dort unter, während ich selbst, meiner neuen Dienstgeschäfte wegen, nach Berlin zurückkehren mußte.

„Die Berichte, die ich von Baden-Baden erhielt, lauteten dahin, daß es mit dem körperlichen Befinden des Jungen langsam aufwärts ging, daß sich aber ein psychischer Zustand bei ihm zu entwickeln drohte, der zu den schlimmsten Befürchtungen Anlaß gäbe. Der leitende Arzt riet mir, den Jungen aus der Anstalt fortzunehmen und ihn in Begleitung von Anverwandten eine Reise machen zu lassen. Da es schon Winter war, konnte das nur eine Reise nach dem Süden sein, und da ich selbst durch dringende Geschäfte festgehalten war, so konnte niemand anders als meine Schwester, seine Tante, die Begleitung übernehmen.

„Hätte ich jemand anderen gehabt — aber ich hatte eben niemand anders.

„Von Baden-Baden also hat meine Schwester ihn abgeholt und ist mit ihm in langsamen Touren durch Südfrankreich nach Algier gereist — ‚als wenn ich einen Taubstummen, richtiger gesagt einen Stein an meiner Seite hätte' — so beschreibt sie's mir. Nicht minder trostlos klangen alle ihre weiteren Nachrichten, bis daß ich jetzt eben einen Brief von ihr aus Pallanza

am Lago Maggiore erhalte, worin sie mir schreibt, daß sie mit ihrem Können und Wissen am Ende sei, und daß durchaus etwas Entscheidendes geschehen müsse, wenn nicht ein Äußerstes eintreten solle. Von Algier aus war meine Schwester nämlich, als es mit beginnendem Frühling zu warm an der afrikanischen Küste wurde, zu Schiff nach Genua gefahren und von dort nach dem genannten Orte am Lago Maggiore, wo ihr das große, von einem Deutschen geleitete Hotel empfohlen worden war. In diesem Gasthofe verkehren vielfach Deutsche, so daß der Junge, der bis dahin auf der Reise kaum ein Wort Deutsch zu hören bekommen hatte, sich plötzlich inmitten der Muttersprache befand.

„Seit dem Augenblick, so schreibt mir meine Schwester, hat sich bei ihm ein Zustand entwickelt, der es ihr fast untunlich macht, den Aufenthalt mit ihm fortzusetzen, während es ihr anderseits unmöglich ist, ihn zur Weiterreise zu bewegen, weil er bei jedem Vorschlag solcherart in Tobsucht verfällt. Er bildet sich nämlich ein, daß unter den in Pallanza anwesenden deutschen Frauen sich eine Dame befinden müsse, nach der er mit einer, wie meine Schwester es schildert, geradezu rasenden Sehnsucht verlangt. Im Gegensatz zu seiner sonstigen Schüchternheit verfolgt er die dortigen Damen, starrt ihnen ins Gesicht, als wollte er die Gesuchte herausfinden, und Sie können sich denken, zu was für Auftritten peinlichster Art es dabei kommt. Alle Versicherungen, daß die Dame nicht anwesend, daß ihr Kommen nicht zu erwarten sei, gehen spurlos an ihm vorüber; er verbarrikadiert sich in seinem Zimmer, tobt darin umher, erklärt, daß er nur herauskommen wolle, wenn sie gekommen sei; sein ganzer Zustand ist der eines von einer fixen Idee besessenen Wahnsinnigen.

„Die Dame nun, um die es sich handelt, ist die verwitwete Frau Majorin von Carstein in Potsdam, die dem Jungen, als er im dortigen Kadettenkorps war, große Liebenswürdigkeit bewiesen hat, und an der seitdem sein Herz hängt. Und hiermit, lieber Otthausen, bin ich zum eigentlichen Inhalt meines Briefes, zu dem Auftrage gelangt, den ich Sie im Namen unserer Freundschaft zu übernehmen bitte."

Der Vorleser unterbrach sich. Die Frau, die ihm bis dahin ohne Laut und Bewegung gegenübergesessen und zugehört hatte, war plötzlich aufgestanden und an das Fenster getreten.

Dort sah er sie, die Hände über dem Fensterriegel ineinander geklammert, stehen, während er bis zu seinem Platze hin die schweren Atemstöße vernahm, unter denen ihre Brust auf und nieder ging.

Noch bevor er jedoch eine Frage an sie zu richten vermochte, wandte sie sich um, kehrte zu ihrem Sitze zurück, und ohne ein Wort zu sprechen, mit einer Handbewegung, bedeutete sie ihn, fortzufahren.

Oberst von Otthausen verbeugte sich, hob den Briefbogen, der in seiner herabgesunkenen Hand auf seinem Knie lag, wieder an die Augen, und indem er den letzten Satz noch einmal wiederholte, nahm er die unterbrochene Vorlesung wieder auf:

„... den ich Sie im Namen unserer Freundschaft zu übernehmen bitte. Wenn ich mich unmittelbar an Frau von Carstein wendete, so weiß ich, daß ich kein Gehör finden würde. Käme ich persönlich, so würde sie mich nicht annehmen; schriebe ich an sie, so würde sie, sobald sie erkannt hätte, daß der Brief von mir kommt, den Brief nicht zu Ende lesen. Fragen Sie nicht, warum sie so tun würde. Lassen Sie es sich genügen, wenn ich Ihnen versichere, daß es geschehen, lassen Sie mich hinzufügen, daß sie das Recht haben würde, so zu tun, und fühlen Sie, wie es in mir aussehen muß, wenn ich trotz alledem dennoch vor diese Frau hintrete. Diesen Gang zu ihr, diesen furchtbaren Gang, den ich tun muß — ja, muß — seien Sie mein Freund, Otthausen, gehen Sie ihn für mich! Gehen Sie zu Frau von Carstein, sagen Sie ihr, was ich Ihnen geschrieben habe, wie es mit meinem Jungen steht. Sagen Sie ihr, daß ein Mensch vor ihr steht — ein Mensch, den diese Dinge so ins Mark getroffen haben, daß er kaum mehr die Kraft zum Aufrechtstehen in sich fühlt, der, obgleich er sich bewußt ist —"

Der Vorleser verstummte jählings; ein erschreckender Laut, der von daher kam, wo die versteinte Frau ihm gegenüber saß, hatte ihm die Stimme in die Kehle zurückgeschlagen; ein unartikulierter, rasselnder Laut, wie das würgende Ächzen, das eine Menschenbrust zerreißt. Er blickte auf; die Frau hatte das Taschentuch herausgezogen und verbarg das Gesicht darin. Eine schüttelnde Bewegung des Kopfes, die soviel wie „nicht" heißen mochte, deutete ihm an, daß er nicht weiter lesen sollte. Ihr Oberleib krümmte sich, windend, wie in körperlichen Schmerzen. Dann, das Tuch vor den Augen, ohne ein Wort der Erklärung,

sprang sie auf, stürzte in das Nebenzimmer, dessen Tür sie hinter sich zuwarf, und ließ ihn allein.

Unschlüssig blieb der Oberst sitzen. Er hätte das wortlose Hinausgehen der Frau als einen Abbruch der Verhandlung auffassen können; seiner Freundschaft für den General glaubte er es indessen schuldig zu sein, daß er nicht ohne ein ausgesprochenes „Ja“ oder „Nein“ aus ihrem Munde vom Platze wich. Also wartete er, ob sie zurückkommen würde, und er wartete lange. Endlich wurde ihm schwül. Ob er an der Tür zum Nebenzimmer anklopfen und um Bescheid bitten sollte? Das widerstrebte seinem ritterlichen Empfinden. Das einzige, was ihm zu tun übrig blieb, war, daß er sich einigermaßen geräuschvoll vom Stuhl erhob, um der Dame anzudeuten, daß er davonginge. Wenn sie überhaupt noch zu sprechen die Absicht hatte, würde sie dann kommen — und sie kam. Im Augenblick, als er, am Tische stehend, langsam die Handschuhe anzog, öffnete sich die Nebentür; auf der Schwelle, an ihm vorbeiblickend, mit schwer verweinten Augen, erschien die Frau. Als er den Brief, den er offen auf den Tisch gelegt hatte, wieder aufnehmen wollte, schüttelte sie sich wie vor Entsetzen.

„Nicht mehr!“ murmelte sie, „nicht mehr!“

Dann reckte sie ihren immer noch wie in Schmerzen gekrümmten Leib empor, so daß der fremde Mann eigentlich zum ersten Male gewahr wurde, welch eine edle Gestalt ihm gegenüberstand, und mit einer Stimme, über der zwar infolge der vergossenen Tränen noch ein dämpfender Schleier bebte, die sich aber von Wort zu Wort klärte und festigte, sagte sie: „Lassen Sie, bitte den Brief. Sagen Sie mir, was er von mir verlangt.“

„General von Drebkau,“ versetzte der Oberst, „bittet Sie, gnädige Frau, seinen Sohn, wenn Rettung noch möglich ist, zu retten.“

„Dazu,“ erwiderte sie kurz und klar, „müßte ich zu ihm reisen.“

„Das ist es, was der General von Ihnen erbittet.“

Eine Pause trat ein. Der Oberst errötete.

„Da gnädige Frau“ — seine Stimme stotterte vor Verlegenheit — „da die Verhältnisse der gnädigen Frau — eine solche Reise vielleicht — so — so —“ er blickte in den Brief — „General von Drebkau beschwört Sie, gnädige Frau, mir zu

erlauben, daß ich Ihnen in seinem Namen die erforderlichen Mittel dazu anbiete."

Von der Schwelle der Nebenstube, auf der die Frau noch stand, kam sie hastigen, beinah stürmischen Schrittes herein und durchmaß das Zimmer einmal, zwei- und dreimal in lautloser, wogender Erregung. Dann blieb sie stehen.

„Ich habe allerdings nichts," sagte sie, und diesmal klang ihre Stimme nicht nur kurz und klar, sondern kurz und scharf, „wenn ich zurückkomme, werde ich ihm Rechnung legen."

„Gnädige Frau wollen reisen?"

Sie zog ihre kleine Taschenuhr hervor und las daran, daß es eben Mittag war.

„Morgen," erwiderte sie.

In unwillkürlicher Bewegung neigte sich der Oberst, riß ihre Hand an sich und küßte sie.

„Im Namen meines Freundes — ich danke Ihnen, gnädige Frau! Ich danke Ihnen!"

Es folgten noch einige Abmachungen geschäftlicher Art, über die Anweisung des Geldes, die noch im Laufe des heutigen Tages bewerkstelligt werden sollte. Dann wollte Oberst von Otthausen sich zurückziehen. Indem er sich zum Abschied verneigte, richtete sie die Augen auf seine Karte, die auf dem Tische lag.

„Ihre Adresse," fragte sie, „ist auf der Karte angegeben?"

Sie war darauf angegeben.

„Es ist — wegen etwaiger Briefe. Alle Mitteilungen, die nötig werden sollten, werde ich an Sie richten."

Er erklärte sich mit ihrer Absicht einverstanden.

„Nur die absolut notwendigen Mitteilungen," erläuterte sie. „Krankheitsberichte dürfen Sie nicht erwarten."

Er stellte alles in das Belieben der gnädigen Frau. Für den General von Drebkau würde das Bewußtsein, sie bei seinem Sohne zu wissen, so beruhigend sein, daß es öfterer Briefe nicht bedürfen würde.

Damit trennten sie sich, um jedes an seine Besorgungen zu gehen; der Oberst um seinen Freund zu benachrichtigen und eine Depesche nach Pallanza an Fräulein Ida von Drebkau zu richten, worin er sie von der bevorstehenden Ankunft von Frau von Carstein unterrichtete; die Frau, um ihr Reiseköfferchen zu packen

und dem Hamster zu schreiben, daß sie verreiste, und wohin und zu wem sie ginge.

Nachdem sie ihre paar Habseligkeiten eingebündelt und den Koffer geschlossen hatte, fiel ihr ein, daß sie die Hauptsache vergessen hatte; das war die im Schubfache ihres Schreibtisches aufbewahrte Photographie, die sie einst von ihm erhalten hatte, das Bild seiner Mutter.

Als sie das Bild aufhob, kam es ihr vor, als wären die traurigen Augen in dem armen Gesicht in der Zwischenzeit noch trauriger geworden, so daß es so aussah, als hätte die abgeschiedene Frau alles mit erlebt, was sich in der Zeit begeben hatte, und als wüßte sie, was jetzt geschah.

Indem sie dieses sah, fiel es ihr wieder ein, mit was für Gedanken sie das Bild da zum ersten Male in die Hand genommen hatte. Die Fassung, zu der sie sich dem fremden Manne gegenüber gewaltsam emporgezwungen hatte, brach zusammen, sie fiel in die Knie, so daß ihr Mund gerade über der Tischplatte, über dem Bilde war; und indem sie in leidenschaftlich verzweifelten Küssen die Lippen darauf drückte, überströmte sie das Bild mit ihren Tränen, so daß sie nachher das Taschentuch nehmen und es trocknen mußte. Das Seidenpapier, in dem es einstmals auf der Brust des Knaben geruht hatte, war noch vorhanden. Behutsam, als handelte es sich um eine Reliquie, hüllte sie das Bild wieder hinein, dann barg sie es an der eigenen Brust. Da würde von nun an seine Stätte sein. — —

Und von da an trat für alles, was in Gedanken von Berlin aus nach dem fernen Orte im Süden hinausblickte, Schweigen ein, das erst unterbrochen wurde, als nach etwa acht Tagen Fräulein Ida von Drebkau in Berlin wieder ankam. Sie war überflüssig geworden. Frau von Carstein war in Pallanza eingetroffen. „Natürlich hatte sie sich's geschenkt, dem Wiedersehen beizuwohnen; das ganze Hotel aber war zusammengelaufen bei dem wahnsinnigen Freudengeschrei, mit dem der Junge aus dem Bett gesprungen und ihr auf den Flur entgegengelaufen war."

„Aus dem Bett? War er denn bettlägerig?"

„Ja natürlich, schon seit beinah vierzehn Tagen."

Und dann wieder Stille, tiefe lang andauernde Stille.

Jetzt aber traten Dinge ein, die den Druck dieses Schweigens weniger fühlbar werden ließen; der Welthorizont begann sich zu röten. Indem die Augen der deutschen Menschen, namentlich

der Soldaten, sich auf die ungeheuere Feuersbrunst richteten, die am westlichen Himmel aufzulodern begann, schwand unwillkürlich aus ihren Seelen die Aufmerksamkeit für alles andere, und die arme kleine Menschenflamme, die fern dort unten verflackerte, schrumpfte zu einem kaum mehr wahrnehmbaren Pünktchen ein. Man befand sich im Jahre 1870. Zu Anfang Mai war Oberst von Otthausen bei Frau von Carstein gewesen, jetzt stand man im Juni, und durch ganz Deutschland ging plötzlich, anfänglich wie ein unterdrücktes Geflüster, dann wie ein lauter und lauter schwellender, vom Rasseln der Waffen und Kriegswagen begleiteter dumpfer Ruf das verhängnisvolle Wort „Krieg mit Frankreich!"

Mitten unter den Anforderungen allerart, die von allen Seiten auf den Oberst von Otthausen eindrangen, ging ihm aus Pallanza ein erstes, ernstes, kurzes Schreiben von Frau von Carstein zu:

„Ich glaube, es geht zu Ende; bereiten Sie den Vater vor. Ich weiß nicht, ob ich ihm empfehlen soll, hierher zu kommen; ein verdämmerndes Kind liegt in meinen Armen und wird, soweit ich ermessen kann, schmerzlos, friedlich, beinahe glücklich erlöschen. Da die Hitze hier bedrückend zu werden anfängt, werde ich versuchen, ihn zu mir nach Haus heimzubringen — sollte ein höherer Ratschluß dazwischentreten, so werde ich ihm an gutem Ort ein gutes, schönes, stilles Plätzchen suchen, wo er ruhen kann."

Im Juli, als der Feuerschein zum wirklichen Feuer, die Kriegsdrohung zur Kriegserklärung geworden war, folgte diesem ersten Schreiben sodann ein zweites, noch kürzeres, und dieses kam aus der Hoditzstraße in Potsdam:

„Ich bin zurückgekehrt, und ich bin allein wiedergekommen. Dem General von Drebkau habe ich eine Mitteilung zu machen. Da ich soeben bei meiner Heimkehr erfahre, daß die Armee schon seit Tagen mobil gemacht worden ist, so weiß ich nicht, ob er Berlin mit der Truppe vielleicht schon verlassen hat. Sollte er noch anwesend sein, so bitte ich, ihm mitzuteilen, daß ich jederzeit für seinen Besuch zur Verfügung stehe."

Schon am Tage, nachdem sie diesen Brief abgeschickt hatte, klingelte es an der Tür von Frau von Carstein; General von Drebkau wurde ihr gemeldet.

Er war also noch nicht ausgerückt.

Nein — und es sah so aus, als würde es überhaupt nicht geschehen. Als er ihr angekündigt wurde, war sie aufgestanden und ans Fenster getreten. Aufgerichtet stand sie dort in ihrem schwarzen Kleid. Es war eine instinktive Bewegung gewesen; als wollte sie einen möglichst großen Zwischenraum zwischen sich und die Tür bringen, durch die er eintreten würde, als wollte sie sich aufstraffen und wappnen gegen einen Eindruck, der vielleicht stärker werden könnte, als er es werden sollte. Denn sie hatte erwartet, daß er, zum Ausmarsch ins Feld gerüstet, klirrend wie der Kriegsgott selbst, zu ihr hereinkommen würde.

Darum, als sich nun die Tür öffnete und er über die Schwelle trat, war es ihr, als griffe eine eisige Faust in ihr Genick und als ginge es kalt rieselnd an ihrem Rücken herab — im schwarzen, bürgerlichen Rock stand der General von Drebkau vor ihr.

Während der Rückreise hatte sie in den Zeitungen gelesen, was für Dinge sich vorbereiteten. Seitdem sie die deutsche Grenze überschritten, war sie wie durch ein zum Aufbruch sich rüstendes Heerlager gefahren. Je mehr sie sich Berlin wieder näherte, um so mächtiger war das Klirren der Waffen geworden, das Schnauben der Dampfwagen, die die Heersäulen gen Westen trugen, und unter dem kriegerischen Getöse war, aller persönlichen Erlebnisse und Kümmernisse unerachtet, das Vaterlandsgefühl in ihrem Herzen heiß geworden. Zweimal in ihrem Leben hatte sie das preußische Heer zum Kampf aufstehen sehen; jetzt geschah es zum drittenmal, zum gewaltigsten Kampf. Und, indem sie der Dinge gedachte, die da kommen sollten, war, allem Widerstreben zum Trotz, unablässig ein Bild vor ihrer Seele, das Bild des Mannes, den 1864 der Winterwind von Schleswig und Jütland umflogen hatte, der 1866 den Todesritt vor Königgrätz geritten war, und den sie jetzt wie eine Heldengestalt im Geiste vor sich sah, an der Spitze der ihm anvertrauten Männer zu neuen, noch größeren Taten ausziehend. Und da stand er nun vor ihr, dieser Mann, in dieser Gestalt! Während alles, was Soldat in Preußen hieß, das Schwert umgürtete, alles, was Manneskraft in sich fühlte, herandrängte, „macht mich zum Soldaten! laßt mich dabei sein!“ schnallte Georg von Drebkau das Schwert ab, ging aus der Reihe der Kameraden hinweg und stand da, der einsamen Frau in der einsamen Stube zu Potsdam gegenüber und neigte den einst so elastischen Körper in schwerer, mühseliger, jammervoller Verbeugung.

So lähmend wirkte dieses Bild auf das Gemüt der Soldatentochter, der Soldatenfrau, daß sie dem Mann wie erstarrt gegenüberstand, und nach einiger Zeit erst, keines Wortes fähig, ihn mit stummer Gebärde aufzufordern vermochte, Platz zu nehmen. An den Tisch, der inmitten des Zimmers stand, setzten sie sich, jedes an eine Seite, so daß der Tisch zwischen ihnen war, dann schwiegen sie beide, wie unter einem tödlichen Druck, und sahen sich nicht an.

„Ich habe Ihnen," begann sie endlich mit einer Stimme, die heiser, wie aus verrosteter Kehle kam, „eine Mitteilung und einen Gruß von Ihrem Sohne zu bringen. Ihn selbst in Ihre Arme zurückzuführen, ist mir leider nicht möglich gewesen, aber ich freue mich, Ihnen sagen zu können, daß seine junge Seele versöhnt mit dem Vater dahingegangen ist, und zum Zeichen dessen lege ich seinen letzten Gruß, den ich nicht durch andere Hände wollte gehen lassen, persönlich in Ihre Hände."

Mit zitternden Fingern holte sie ihr Taschenbuch hervor, öffnete es und übergab ihm eine in Seidenpapier gehüllte Photographie. Ohne die Augen auf sie zu richten, reckte der General die Hand über den Tisch, nahm ihr das Bild ab und entfernte die Hülle.

Es war das Bild seiner verstorbenen Frau.

Er drehte die Photographie herum und las, auf der Rückseite, mit halb schon unsicherer, doch aber noch leserlicher Schrift geschrieben:

„Seinen lieben Papa grüßt — Georg von Drebkau."

Kein Laut kam von seiner Seite. Unfähig, so an ihm vorbeizusehen, wie sie es bisher getan, wandte die Frau langsam das Gesicht zu ihm herum. Sie sah ihn, vornübergebeugt, die Photographie in beiden Händen, darauf herabblickend mit stierenden, erloschenen, verödeten Augen. Das Bild eines Schiffbrüchigen, der reich wie ein König ausgefahren war und jetzt am Strande saß, die letzte Planke des Schiffes im Schoß, das einst sein Vermögen getragen hatte. Wieder entstand ein langes, tödliches Schweigen.

Dann nahm er den Hut auf, den er neben sich auf den Fußboden gestellt hatte. Indem er sich herabbeugte, sah es aus, als höbe er eine Last. Mit einer Bewegung, als wenn seine Kniegelenke die Kraft verloren hätten, den Körper zu tragen, stand er vom Stuhle auf.

„Ich — danke Ihnen — gnädige Frau," sagte er.

Sie hatte sich zugleich mit ihm erhoben. Sie sah, wie er die Photographie in der Brusttasche versenkte, wie er sich der Tür zuwendete. Sie sagte sich, daß im nächsten Augenblick die Tür sich hinter ihm schließen und daß sie diesen Menschen dann nie mehr, nie im Leben mehr sehen würde. Jählings, über Willen und Vernunft hinweg, sprang ein Gefühl in ihr auf, „noch nicht!" Sie tat keinen Schritt, aber eine greifende Bewegung war in ihren Gliedern, die ihn, bevor er die Tür erreichte, stehenbleiben ließ.

„Und Sie —" ihre Stimme klang atemlos, beinahe keuchend — „gehen — nicht mit hinaus?"

Der Mann zuckte auf wie ein todwunder Mensch, dem man an die Wunde greift.

„Ich — habe mich genötigt gesehen — aus Gesundheitsrücksichten meinen Abschied zu nehmen."

Indem er diese Worte, die sich in ihrer farblosen Herkömmlichkeit wie Leichen ausnahmen, klanglos aus hohler Brust hervorholte, senkte er das Haupt, und in seinen auf den Fußboden stierenden heißen, trocknen Augen glühte eine fürchterliche, Leib und Seele zerreißende Verzweiflung auf.

Noch einmal, indem er das gesenkte Haupt zur Seite drehte, als wollte er den Blicken der Frau entrinnen, versuchte er, zum Ausgang zu gelangen; ein gellender, beinahe wilder Schrei jedoch ließ ihn abermals zusammenfahren uud stillstehen. Von der Frau kam der Schrei. Die Frau hatte in seinem Gesicht einen Ausdruck gesehen, der ihr verriet, welch einen Gang dieser Mann, dieser zerscheiterte, in seinem Bewußtsein zerbrochene, zermalmte, vernichtete Mann da zu gehen ging. Um den Tisch, der zwischen ihnen stand, kam sie herum; ohne zu wissen, was sie tat, ohne zu fragen, was sie tat, streckte sie beide Hände aus und „gehen Sie nicht so!" schrie sie ihm zu.

Wie von einem Schuß getroffen, wankte der Mann, beinah taumelte er an die Wand des Zimmers. Seine Lippen bewegten sich in stammelnden, unverständlichen Lauten. Schwerfällig, als wenn sich ihm die Halswirbel versteinert hätten, wandte er das Haupt nach ihr hin. Zum erstenmal, seit er bei ihr war, richtete er die Augen auf die Frau. Er sah sie, auf den Stuhl gesunken, den Stuhl, auf dem er vorhin gesessen hatte, das Tuch an die Augen gedrückt, vom Schluchzen geschüttelt, wie von einem Krampf, weinend in lautem, fassungslosem, beinahe schreiendem Weinen.

Und plötzlich sank ihr das Tuch herab; der Fußboden schütterte wie von einem dumpfen Fall; ihr zu Füßen, das Gesicht über ihren Knien, lag Georg von Drebkau vor ihr auf den Knien.

Sie wollte aufspringen, aber er versperrte ihr den Weg; wollte den Stuhl zurückrücken, aber jetzt mit beiden Armen griff er zu, und indem er ihren Leib festhielt und den Stuhl zugleich, warf er das Gesicht zu ihr empor: „Sagen Sie mir, ob ich noch am Leben bleiben kann! Ob ich noch am Leben bleiben soll!"

Sie wollte sprechen, aber die Stimme versagte ihr; wollte hinwegsehen, aber es war wie eine unsichtbare Gewalt, die ihr Haupt herumriß, zu ihm hinriß, so daß sie herabblicken mußte auf ihn, ihn ansehen mußte, den Mann — den Mann, der mit verlechzenden, verhungernden Augen zu ihr emporstarrte: „Sagen Sie mir, ob ich noch am Leben bleiben kann! Sagen Sie mir, ob ich noch weiterleben soll!"

Mit beiden Händen hatte er ihre herabhängende Hand ergriffen, wie von den Händen eines Rasenden fühlte sie ihre Hand zerdrückt. Sie mußte ihn ansehen, sie konnte nicht anders, mußte es ansehen, dieses Gesicht, in dem jetzt, unter der furchtbaren Leidenschaft dieser Stunde noch einmal, wie ein Traum vergangener Zeit, das leben- und feuersprühende Gesicht des einstigen, berauschenden, berückenden, des jungen Georg von Drebkau aufzuerstehen schien. Ihr Leib wollte sich noch einmal aufrecken, noch einmal von ihm hinweg, aber statt nach rückwärts, beugte er sich nach vorn, tiefer sank ihr Haupt, immer tiefer, bis daß ihr Mund an seinem Ohre lag — „bleiben Sie leben," sprach sie flüsternd in sein Ohr.

Der Mann erwiderte nichts. In beiden Händen erhob er ihre Hand, und wie ein Büßer, der vor dem Gnadenbilde Buße tut, küßte, küßte und küßte er ihre Hand.

Dann stand er auf, griff nach dem Hut, schwankend, wie seiner Sinne halb nur mächtig.

„Jetzt nichts mehr," sagte er stammelnd, während er sich nach der Tür wandte, „jetzt nichts mehr" — und indem er noch einmal zurückblickte, erschien in seinem Gesicht ein Ausdruck, wie wenn hinter den Fenstern eines jahrelang verödeten Hauses zum erstenmal Licht aufflackert und verkündet, daß wieder Menschen eingezogen sind.

# Archambauld

## Ein Blatt vom Lebensbaum

Arnautköi (sprich Arnautkjö) — wer von denen, die dieses lesen, kennt den Ort? Denen, die ihn nicht kennen, darf man raten: seht ihn Euch an, er verdient's.

An der breiten, prachtvollen Wasserstraße, die Marmarameer und Schwarzes Meer verbindet, am Bosporus ist er gelegen, auf der europäischen Seite, halbwegs zwischen dem Goldenen Horn, dem Hafen Stambuls, in dem die Moscheen sich spiegeln, mit ihren Minaretts, und Terapia, wo die Botschafter der Großmächte ihre Sommerresidenzen hatten und auch heute noch haben. Das Ufer gegenüber ist die Küste Asiens.

Die Küste Asiens — das wollte den Söhnen des preußischen Gesandten, der mit seiner Familie in Arnautköi wohnte, damals noch kleinen Buben, anfänglich schwer in den Sinn: Asien — das hatten sie von ihrem Hauslehrer gelernt, war doch ein anderer Erdteil — einem anderen Erdteile muß man doch ansehn, daß es eben ein anderer ist — und nun sah dieses Asien eigentlich nicht ein bißchen anders aus, als das Europa, darin sie wohnten.

Von ihrem Hauslehrer aber, der ein Erwecker junger Seelen war, wußten sie nicht nur, daß das Land da drüben Asien hieß, sondern auch, was dieses Asien einstmals für einen finsteren Schatten auf Europa geworfen hatte: da erzählte er ihnen von dem großen Perserkönige Darius, der vor mehr als zweitausend Jahren gelebt hatte und mit einem Heere von vielen hunderttausend Mann über den Bosporus gezogen war, um sich die Völker von Europa zu unterwerfen.

Unweit Arnautköi, etwas mehr dem Schwarzen Meere zu, ist eine Stelle, wo der Bosporus sich verengt. Alte Wachtürme, von irgendeinem alten Sultan erbaut, stehen dort. Rumili-Hissar heißt der Ort. Da führte er sie auf Spaziergängen hin und erklärte ihnen, daß, wenn jemand eine Brücke über ein Wasser schlägt, er danach ausschaut, wo das Wasser am schmalsten ist, und daß also zweifelsohne hier die Stelle sei, wo einstmals König Darius von Asien nach Europa herübergekommen war. Da war es den Knaben, indem sie seinen Worten lauschten und auf das Meer hinuntersahen, auf dem jetzt keine Brücke mehr lag, als würden die uralten Dinge noch einmal lebendig, als hörten sie das Stampfen der unzähligen Schritte, unter denen die Brücke sich bog, das Schnauben der Rosse, das Rasseln von Wagen, und die Weltgeschichte stieg vor ihnen auf wie eine ungeheuere, gespenstische Gestalt.

Eines Tages aber, als sie von solchem Spaziergange nach Haus kamen, sollten sie erfahren, daß die Weltgeschichte kein Gespenst, sondern etwas Lebendiges ist und mit den Menschen weiterlebt: an dem Tage nämlich war zu ihrem Vater, dem preußischen Gesandten, ein Besuch gekommen, ein russischer General, der hieß Menschikoff, zu dem sie in das Zimmer geführt wurden, weil er ihnen die Hand geben wollte. Und als er das Haus wieder verlassen hatte, nahm ihre Mutter sie beiseite, und das Gesicht ihrer Mutter, das sonst immer heiter war wie das einer mutigen Frau, war voller Sorge, und sie sagte: „Es wird einen Krieg geben, einen furchtbaren, zwischen den Russen und den Türken, die Engländer werden kommen und die Franzosen, und mit den Türken gegen die Russen kämpfen." Und wie sie ihnen gesagt hatte, so geschah es, und nun, Wochen und Wochen, Monate und Monate lang kamen die Kriegsschiffe der Engländer und Franzosen, riesige Dreidecker, denn eiserne Schiffe gab's damals noch nicht, vom Marmarameere heran, um nach dem Schwarzen Meer zu fahren. Und weil das Elternhaus der Knaben unmittelbar am Ufer des Meeres lag, so zogen all die mächtigen Fahrzeuge unmittelbar an ihnen vorüber. Da standen sie dann und rissen die Augen auf, wenn sie die Schiffe flimmern und leuchten sahen von den unzähligen Soldaten, mit denen sie gefüllt waren, englischen Soldaten in roten Röcken, französischen in blauen Röcken und roten Hosen, und wenn sie die Soldaten auf den Schiffsborden sitzen sahen und in den Strickleitern bis zu den Rahen der Maste hinauf. Und wenn sie sich erkundigten, wohin diese Männer alle zogen, schlug der Lehrer ihnen den Atlas auf, zeigte ihnen eine Halbinsel im Schwarzen Meere, die Krim, und auf der Halbinsel eine große russische Festung, Sewastopol, und diese Festung zu belagern und zu erstürmen, dahin zogen alle diese Männer.

Nun aber weiß jedermann, daß man zu einer Belagerung nicht nur Menschen, sondern auch Kanonen und Werkzeuge allerart braucht. Um solches anzufertigen, wurden im Rücken der ausziehenden Heere in Konstantinopel und an den Ufern des Bosporus Werkstätten angelegt, und eine solche Werkstätte der Franzosen befand sich ganz nah vom Elternhause der Knaben, in dem neben Arnautköi gelegenen Orte Kurú-Tschesme. An der Spitze dieser Werkstätte standen französische Offiziere, Artilleristen und Ingenieure, und unter diesen befand sich einer, der

war ein Elsässer von Geburt. Diese Offiziere nun, höflich und gesellig, wie Franzosen es sind, machten Besuch im Hause des preußischen Gesandten, ihres Nachbarn, und waren liebenswürdige Leute und immer freundlich zu den Knaben. Als man aber zu merken anfing, daß die Russen Sewastopol nicht so leichten Kaufes herzugeben, vielmehr es zu verteidigen gedachten auf Blut und Knochen, und daß der Krieg lange, vielleicht sehr lange dauern würde, ließen sie, soweit sie verheiratet waren, ihre Familien aus Frankreich nachkommen.

Verheiratet aber war von den Offizieren nur der eine, der elsässische Ingenieur, und nach einiger Zeit kam also dessen Frau in Kurú-Tschesme an und brachte ihren Jungen mit. Das war ihr und ihres Mannes einziges Kind und hieß Archambauld.

Bald darauf erschien dann die Frau Ingenieur mit ihrem Jungen und machte Besuch im Hause des Gesandten, und dabei lernten die Knaben den Archambauld kennen, einen schönen, schlanken, dunkellockigen Jungen mit großen braunen Augen, und erfuhren, daß er grade so alt war wie sie. Anfänglich aber waren sie beiderseits etwas verlegen, denn der Archambauld sprach hauptsächlich französisch, und zwar auch ein wenig deutsch, aber nicht sehr gut, die Knaben aber hauptsächlich deutsch, und zwar auch ein wenig französisch, aber nicht sehr gut. Darum beschränkten sie sich zunächst darauf, ihm ihre Spielsachen zu zeigen, namentlich ihre Zinnsoldaten, von denen sie viele besaßen, und als der Archambauld die sah, leuchteten ihm die Augen, denn Spielsachen besaß er überhaupt nicht viele, hier aber in dem fernen, fremden Lande natürlich fast gar keine. Dann spielten sie mit ihm, indem sie ihre Zinnsoldaten aufbauten, in zwei feindlichen Parteien einander gegenüber, und Papierkugeln drehten und auf beide Seiten des Tisches traten, jeder hinter eine Partei, und die Gegenpartei mit den Papierkugeln beschossen. Das machte ihnen allen dreien — denn der Knaben waren zwei, und mit Archambauld waren sie drei — großes Vergnügen, und wenn dem Archambauld ein guter Wurf gelungen war, daß recht viel Zinnsoldaten umfielen, schrie er vor Vergnügen laut auf „oh comme ils sont — ge—purzelt — est ce qu'on dit comme cela?“ Alsdann lachten die beiden und sagten: „oui oui, on dit comme cela.“

Trotzdem, wie gesagt, kamen sie zu dem kleinen Franzosen in kein rechtes Verhältnis, denn lieber und bequemer war es

ihnen, mit ihren deutschen Freunden zu verkehren, das waren die Söhne eines deutschen Kaufmanns, die mit ihren Eltern in Bebék wohnten, dem Nachbarort von Arnautköi, auf der anderen Seite von Kurú-Tschesme. Mit denen kamen sie in jeder Woche mehrere Male zusammen, sei es, daß sie zu ihnen nach Bebék gingen, oder daß diese sie in Arnautköi besuchten; und jedesmal, wenn letzteres geschah, wurde hinausgezogen in den Garten, der hinter dem Hause lag, und dann wurde alles mögliche vorgenommen. Der Garten nämlich war wunderschön, er stieg an den Uferhöhen in Terrassen empor; diese Terrassen waren durch steinerne Treppen miteinander verbunden. Da konnte man laufen und springen. Außerdem standen große Bäume in dem Garten, da konnte man klettern. Am schönsten aber war er ganz droben, wo er den Kamm der Höhe erreichte, da ging er in eine Art von Wildnis über, eine Wildnis von Oleander- und Ginstergebüsch. Zwischen den Büschen standen Kastanien und Pinien. Mit den Kastanien konnte man sich Schlachten liefern; die Pinienäpfel konnte man am Feuer, das man sich selbst mit knisterndem Ginster anzündete, rösten und die wohlschmeckenden Kerne daraus hervorholen und essen. O ja, das war ein Leben!

Nun aber geschah etwas Merkwürdiges und Trauriges: der elsässische Ingenieur, der Vater des Archambauld, ging eines Tages ganz plötzlich mit Tode ab. Er war ein Mann in den kräftigsten Jahren, in voller Gesundheit gewesen; niemand hatte etwas davon gehört, daß er krank geworden sei — also woher der plötzliche Tod? Seine Kameraden, die französischen Offiziere, machten nachdenkliche Gesichter und sprachen von der Sache mit einem Ausdruck, als wenn sie hätten sagen wollen, „sprecht nicht zuviel davon.“ Allmählich nämlich verbreitete es sich, daß der Mann durch eigene Hand ums Leben gekommen war. Was ihn dazu getrieben hatte, erfuhr man nicht, und hat es bis heute nicht erfahren.

Das war nun ein schwerer Schlag für seine Frau, die jetzt als Witwe mit ihrem Jungen in dem fernen, fremden Lande saß, und ihr einziger Trost im Unglück war es, daß sie die Frau des preußischen Gesandten in der Nähe hatte, die sich ihrer annahm, wie eben nur eine gute, kluge, starke Frau sich des bedrängten Mitmenschen annehmen kann.

„Denkt einmal,“ sagte sie zu ihren Knaben, „wie traurig es dem armen Archambauld geht. Nun werdet Ihr recht gut

und freundlich zu ihm sein, solange er noch hier ist, nicht wahr? — Ich will heute zum Besuch zu seiner Mutter gehn und ihr sollt mich begleiten. Möchtet Ihr ihm nicht eine kleine Freude machen und etwas schenken von Euren Spielsachen?“ — Darauf gingen sie in die Stube, wo ihre Zinnsoldaten waren und nahmen jeder eine Schachtel davon, von den schönsten, und steckten sie ein; dann, als sie mit ihrer Mutter nach Kurú-Tschesme gekommen waren, wurde ihnen ganz feierlich zumut, denn weil erst vor kurzem das Leichenbegängnis gewesen, war die Wohnung noch ganz schwarz ausgeschlagen, und in dem dunklen Salon saß die Witwe, schwarz angezogen, und neben ihr stand der Archambauld, auch schwarz gekleidet, und sein hübsches Gesicht war blaß, so daß man die braunen Augen ganz dunkel darin glänzen sah. Darauf gingen die Knaben auf ihn zu, und weil sie in ihrer Verlegenheit nicht recht wußten, was sie sagen sollten, griffen sie gleich in die Tasche und holten ihre Schachteln mit den Zinnsoldaten hervor, reichten sie ihm hin und sagten: „Du armer Archambauld, da haben wir dir auch etwas mitgebracht.“

Und als der Archambauld den Deckel von den Schachteln genommen hatte und die schönen Zinnsoldaten darin erblickte, die ihm damals so sehr gefallen hatten, ging ein heller Schein über sein bekümmertes Gesicht, er lief zu seiner Mutter und zeigte ihr seine Schätze und sagte ganz selig „oh Maman — ils m'en ont fait cadeau!“

Dann kam er schüchtern, aber mit strahlenden Augen zu den Knaben und streckte ihnen die Hand hin und sagte: „O das — sein schön — das sein sehr schön — oh merci! merci bien!“ Und indem er so sprach, wurden ihm die Augen feucht, und plötzlich liefen ihm die dicken Tränen an den Wangen herab, und dann warf er sich den beiden an die Brust, erst dem einen, dann dem anderen, und umarmte sie und küßte sie und sagte schluchzend: „Ah que vous êtes bon! Ah comme je vous aime! Ah comme je vous aime!“

Den Knaben aber, die so etwas gar nicht gewöhnt waren, denn mit ihren deutschen Freunden gaben sie sich die Hand, aber sie küßten sich mit ihnen nicht, machte es einen ganz wunderbaren Eindruck, als der schöne, dunkellockige Junge, der so ganz anders aussah als jene, sie so leidenschaftlich und zärtlich in die Arme schloß und küßte, und als sie ihn so weinen sahen, wurden sie auch gerührt und fingen auch zu weinen an.

Inzwischen hatte dann die Witwe mit der Mutter der Knaben gesprochen und ihr erzählt, daß sie nun mit ihrem Jungen nach Frankreich zurückkehren würde, aber das würde noch Wochen dauern, denn zunächst müßte sie ihren Hausstand wieder auflösen, den sie vor kurzem erst eingerichtet hatte; sodann wollte sie, weil sie arm und die Reise ihr zu teuer war, das Depeschenboot der französischen Regierung erwarten, das alle sechs bis acht Wochen von Frankreich nach der Krim und von da wieder nach Frankreich zurückfuhr, weil sie auf dem freie Fahrt haben würde. Bis das aber das nächste Mal von Sewastopol wieder herunterkam, würde es noch lange dauern, weil das letzte erst ganz vor kurzem nach Frankreich gegangen war.

„Also nicht wahr," sagte darauf die Gesandtin zu ihren Knaben, „solange der Archambauld noch hier ist, wird er nun, so oft er kann, zu Euch kommen und mit Euch im Garten spielen? Und wenn Ihr mit dem Ernst und dem Ferdinand spielt — so hießen nämlich ihre kleinen deutschen Freunde aus Bebék — wird der Archambauld auch immer dabei sein?"

Und weil der Archambauld zwar nicht sehr gut deutsch sprach, es aber ganz gut verstand, so hatte er verstanden, was die Mutter zu ihren Knaben sagte, und sah diese mit erwartungsvollen Augen darauf an, was sie erwidern würden. Die beiden aber, als sie seinen Blick gewahrten, der so ängstlich an ihnen hing, wurden wieder so gerührt davon, daß sie beide gleichzeitig mit ausgestreckter Hand auf ihn zugingen und „du armer Archambauld" sagten. „Komm du nur so oft du kommen willst." Da fuhr der Archambauld trotz all seines Kummers wie ein Bolzen empor, der von einer Spiralfeder geschleudert wird, und klatschte vor Wonne in die Hände und lief zu seiner Mutter und küßte sie ins Gesicht, und dann zu der Mutter der Knaben, und küßte ihr die Hände, „oh merci, madame, oh bien merci, madame!", und dann kam er zu den Knaben, sprang zwischen sie und faßte sie unter die Arme und hing sich in ihre Arme, so daß er zwischen den beiden wie in einer Schaukel hing, und schaukelte sich und lachte und freute sich, so daß die beiden, denen so etwas Übersprudelndes noch nie vorgekommen war, auch zu lachen anfingen und die Arme höher hoben, damit er besser schaukeln könnte. Und dann, als sie Abschied nahmen, kamen sie ihrerseits und wurden vor Verlegenheit ganz rot, indem sie ihn nun ihrerseits küßten, und an der Art, wie er es erwiderte,

merkten sie, daß er nicht nur ein hübscher Junge, sondern auch ein herziger, lieber Kerl war, und von da an wurden sie mit dem Archambauld gute, gute Freunde.

Schon am nächsten Tage kam er an, und dann mindestens einen Tag um den andern, häufig aber auch Tag für Tag, und als er das erstemal erschien und den Garten erblickte, der mit seinen Terrassen vor seinen Augen emporstieg, wurde er ganz starr vor Staunen und sagte: „mais que c'est beau! que c'est beau! que c'est beau!"

Die Knaben ließen ihn eine Zeitlang staunen, denn es machte sie stolz, daß ihm der Garten ihrer Eltern so gut gefiel, dann aber sagten sie „jetzt komm — wir wollen jetzt in den Feigenbaum gehn."

In dem Garten nämlich stand ein Feigenbaum, ein großer, und das war ein Baum, wie er herrlicher gar nicht gedacht werden kann. Den Knaben erschien er beinah wie ein Mensch, ein langmütiger, freigebiger, gütiger Mensch, so geduldig ließ er sich mit Füßen treten, wenn sie in seinen Zweigen herumkletterten, so reichlich spendete er zur Zeit, wenn die Feigen reif wurden, seine Früchte, große grüne Feigen, an deren jede er, wenn der letzte Augenblick gekommen war, ein Honigtröpfchen hing, als wollte er andeuten „jetzt müßt ihr pflücken." Lieber aber, als die Feigen, hatten die Knaben das Klettern, und dem Archambauld ging es ebenso. Sobald sie daher an den Baum gelangt waren, ging es mit einem „hurr" den Baum hinauf, die beiden Knaben voran, hinter ihnen drein der Archambauld, und da zeigte es sich, was freilich bei seinen schlanken Gliedern nicht anders zu erwarten war, daß er ein famoser Kletterer war. Da saßen sie dann, ganz droben im Wipfel, alle drei, über ihnen rauschte der alte Baum, und wenn sie verstanden hätten, würden sie gehört haben, wie er zu ihnen sprach: „Habt Euch lieb, Ihr kleinen Menschen, wenn die Menschen erwachsen und groß werden, hört die Liebe zwischen ihnen auf."

Später dann, als der Ernst und der Ferdinand aus Bebék kamen, wurden sie mit dem Archambauld bekannt gemacht, und dann zog man zusammen hinauf in die schöne Gartenwildnis, und dort oben zwischen den Ginster- und Oleandergebüschen wurde mächtig gespielt. Alle möglichen Spiele: Verstecken und Abschlag, Weißer und Indianer, vor allem aber Erstürmung von Sewastopol. Und bei all diesen Spielen der Gewandtesten einer war

der Archambauld. Wenn er so dahinsauste zwischen den Gebüschen, mit den flatternden Locken, dann sah er aus wie ein befiederter Pfeil, wenn er zum Sturm auf Sewastopol angelaufen kam, einen Ginsterbusch oder Oleanderzweig als Waffe schwingend, dann war ein Feuer in ihm, daß er aussah wie eine hüpfende Flamme. Und dabei so liebenswürdig: wenn er in der Hitze des Kampfes einen von seinen beiden Freunden — denn wirkliche Freundschaft hatte er doch nur mit den beiden Knaben geschlossen — etwas unsanft getroffen hatte, gleich kam er nachher und streichelte „oh mais, cela n'a pas fait mal? n'est-ce pas? cela n'a pas fait mal?"

Einmal nun hatten sich die Eltern der Knaben für diese und ihre Freunde ein ganz besonderes Vergnügen ausgedacht: Biwak sollte gespielt werden. An einem schönen Sommerabend wurde auf der obersten Terrasse des Gartens, auf der zwei hohe Pinien und ein alter Tamarindenbaum standen, ein großes Zelt aufgeschlagen, Stroh wurde hineingelegt, und in dem Zelte sollten sie die Nacht schlafen. Das war nun ein Gaudium für alle, namentlich aber für den Archambauld, in dem sich das Soldatenblut schier ungestüm regte. Neben dem Zelte wurden Holzscheite aufgestapelt, und als es dunkelte, wurden sie angezündet. Das war das Wachtfeuer. In der Asche des Feuers brieten sie sich Kartoffeln, die sie aßen, soweit sie nicht verbrannt waren, und dann setzte man sich im Kreise herum, denn die Freunde aus Bebék hatten noch andere Freunde mitgebracht, und trank etwas Glühwein und unterhielt sich.

In der Unterhaltung, die sich natürlich um den Krieg drehte, kam es nun heraus, daß jeder von den Jungen für eines von den kriegführenden Völkern Partei genommen hatte: da war der eine für die Engländer, der andere für die Russen, wieder einer für die Franzosen und der andere für die Türken. Einer — aber der wurde ausgelacht — war sogar für die Tunesen, die am Tage zuvor auf einem türkischen Linienschiff angekommen waren und mit ihren großen roten Mützen und den wilden braunen Gesichtern darunter einen graulichen Eindruck gemacht hatten. Der Archambauld, der zwischen seinen beiden Freunden saß, verhielt sich dabei ganz still — auf wessen Seite der stand, nun das brauchte man ja nicht erst zu fragen. Darauf aber meinte der, welcher für die Russen war, daß jetzt freilich die Russen ganz allein ständen, aber nächstens würden die Preußen

kommen und ihnen helfen. Als der Archambauld das hörte, riß er die Augen weit auf, so daß sich das Feuer in seinen braunen Augen spiegelte, und legte die Hände auf die Knie seiner beiden Freunde und kniff sie leise, als wenn er hätte sagen wollen „habt Ihr das gehört?“ Einer von den Söhnen des deutschen Kaufmanns aus Bebék aber erwiderte „nein“ — ihr Vater, der sein Kontor in Stambul hatte, wäre heut nachmittag nach Haus gekommen und hätte erzählt, jetzt wäre es entschieden, und die Preußen würden den Russen nicht helfen, sondern sie würden neutral bleiben. Das bestätigten dann die Knaben, die von ihrer Mutter dasselbe gehört hatten. Als der Archambauld das vernahm, seufzte er wie erleichtert auf und legte die Arme um seine beiden Freunde und sagte leise: „Ah que c'est bien! que c'est bien!“

Nun aber, weil das Feuer heruntergebrannt war, stand alles auf. Einer von den Jungen, der eine Trommel besaß, trommelte etwas darauf, das bedeutete den Zapfenstreich, und dann ging alles ins Zelt, um auf dem Stroh zu schlafen. Der Archambauld wollte natürlich nirgends anders als bei seinen beiden Freunden schlafen und richtete es so ein, daß er zwischen ihnen lag, und schob seine Arme unter sie und schmiegte sich zwischen sie und an sie, und da fühlten sie so recht, was für ein liebevolles Gemüt in dem Jungen war.

Darauf, als es in dem Zelte schon ganz still zu werden anfing, weil einige schon eingeschlafen, die anderen im Einschlafen waren, fing der Archambauld zu flüstern an, so daß seine Freunde merkten, daß er noch in Gedanken wachgelegen hatte, und sie wurden auch wieder wach. „Ecoutez,“ sagte er ganz leise, „ich — wenn ich werde groß sein — werde mich Soldat machen — Ihr auch?“

Darauf erwiderten sie, daß sie gehört hätten, in Preußen müßten alle Soldat werden.

Nachdem er sodann wieder ein Weilchen geschwiegen hatte, fing er wieder an und meinte, „aber die Franzosen und die Preußen hätten noch niemals miteinander gekämpft — nicht wahr?“

Da mußten nun die beiden Knaben wirklich lachen, und sie taten es so leise wie möglich, weil sie hörten, wie wenig der Archambauld in der Geschichte Bescheid wußte, und sie sagten, „aber Archambauld, gewiß doch, sehr, weißt du denn das nicht?“

„Aber künftig,“ fuhr er dann fort, „würden sie es nie wieder tun, n'est-ce pas?“

Darauf erwiderten sie, daß sie das auch hofften, denn sie hätten ja die Franzosen sehr gern, aber wissen könnte man so etwas doch nicht. Da aber zog sie der Archambauld, der seine Arme unter sie gelegt hatte, plötzlich beide so an sich, daß ihre Gesichter an seinem Gesicht lagen, und mit einem Male fühlten sie, daß seine Wangen von Tränen ganz feucht waren, und hörten, wie er leise schluchzend sagte „ah que cela ne se fasse jamais! jamais! jamais!“ Und weil sie nun gar nicht wußten, was sie darauf sagen sollten, schwiegen sie; der Archambauld wurde auch still, und bald darauf schliefen sie alle drei ein.

Inzwischen aber war nun die Zeit herangekommen, daß der Archambauld mit seiner Mutter abreisen sollte. Am letzten Tage kamen sie beide noch einmal nach Arnautköi, um mit den Knaben und deren Eltern vor der Abfahrt zu frühstücken. Da saß dann der Archambauld zum letzten Male zwischen seinen beiden Freunden und sprach kein Wort und war ganz blaß, und mit den Händen hielt er die Hände seiner Freunde.

Alsdann stiegen alle in den dreirudrigen Kaïk — so heißen dort die Ruderboote — des Gesandten, und fuhren hinaus und da sahen sie auch schon den französischen Depeschendampfer den Bosporus herunterkommen. Der Dampfer hielt an, die Passagiere aufzunehmen. Und als nun der letzte Augenblick da war, umarmte der Archambauld seine beiden Freunde noch einmal und küßte sie, und die Tränen liefen ihm an beiden Backen herab und die Stimme brach ihm, weil er so schluchzte.

„Wenn wir — werden groß sein — peut-être que nous nous reverrons. — Wir werden sagen — Arnautköi — rien que ça, rien que ça — werden wir wissen — alles — alles — alles!“ Dann mußte er mit seiner Mutter die Treppe hinaufsteigen, die man vom Schiffe herabgelassen hatte; das Gepäck wurde hinaufgegeben. Dann setzte sich der Dampfer wieder in Gang, und vom Schiffsbord wehte ein weißes Fähnchen, das war der Archambauld, der mit dem Taschentuch seinen Freunden Lebewohl winkte, Lebewohl.

Lebewohl — Abschied fürs Leben. Nicht allzulange mehr sollte es dauern, so trug das Meer, das den Archambauld nach Frankreich zurückgetragen hatte, auch die Knaben nach Deutschland heim. Und dann kam das Leben, der alte harte Schulmeister,

und packte seine Aufgaben aus, deren erste und schwerste bekanntlich heißt: vergessen, daß man ein Kind gewesen ist. Da versank das alte Haus in Arnautköi, der Garten mit seinen Terrassen und seiner schönen Ginster- und Oleanderwildnis, der große gütige Feigenbaum — alles wurde zum Traum, und der Traum wurde blasser und blasser.

Neue Menschen kamen, neue Gesichter tauchten auf, dafür gingen andere, alte, liebe Gesichter unter und unter diesen das eine, dessen Erlöschen der Mensch nicht verwindet, weil, wenn es hingeht, der heilige Mensch aus seinem Leben geht, das Antlitz der Mutter. Ob der Archambauld vom Tode der Frau, die auch zu ihm so gütig gewesen war, etwas erfuhr? Keine Nachricht kam her, keine Nachricht ging hin — niemand hörte etwas von ihm und seiner Mutter im fernen Frankreich, so wurde auch sein Gesicht zum verblassenden Kindheitstraum und ging unter mit all den anderen. —

Nach diesem allen aber, beinah zwei Jahrzehnte danach, ergriff die Weltgeschichte wieder das Wort, um allen, die etwa glaubten, sie wäre zum Gespenst geworden, zu zeigen, daß sie ein furchtbar lebendiges Wesen sei. Wieder, wie damals, standen die Franzosen im Feld, aber nicht wie damals gegen die Russen, sondern gegen die Deutschen und vor allem gegen die Preußen. Es hatte also nichts geholfen, was der Archambauld in jener Nacht im Biwakszelt gefleht hatte: „Ah que cela ne se fasse jamais! Möchte das niemals, niemals geschehen!“ Und während sie damals auf Sewastopol und den Malakoff sturmgelaufen waren, standen die Franzosen heute, am 18. August 1870, verschanzt und verbarrikadiert auf den Höhen vor Metz, in Saint-Privat, und ließen die Preußen auf sich anstürmen.

Auf die baumlose Ebene, über welche die Angreifer herauf mußten, prasselten die Mitrailleusen- und Chassepotkugeln. Es war, als wenn von droben eine eiserne Wand daherrauschte, die einem den Atem benahm, bevor sie einen zermalmte. Und sobald eine solche Wand vorübergefegt war, kam eine zweite, eine dritte, und ohne Aufhören. Man sah nichts von ihnen, man hörte nur, wie sie heulend, zischend, pfeifend die Luft vor sich herschoben. Dann vernahm man dumpfes Einschlagen von Kugeln in menschliche Glieder, gräßliche Schreie, schmetterndes Niederstürzen von Leibern. Und das alles stundenlang, ohne Pause, ohne Ruhe zum Atemholen, immer weiter, einen langen, endlos

langen Sommernachmittag lang. Bis daß endlich, allem zum Trotz, das schreckliche Nest, aus dem die bleiernen Todesvögel geflogen kamen, Saint-Privat, dennoch erreicht war und die Preußen, so viele von ihnen noch lebten, stürmend darin eindrangen.

In dem ummauerten Kirchhof standen die letzten Franzosen, und als jetzt die blut- und schweißbedeckten Gesichter der Preußen über der Mauer erschienen und die Preußen die Mauer zu übersteigen begannen, drehten sie die Gewehrkolben nach oben — „Ergebung! Ergebung!"

An der Spitze der Preußen kam ein Offizier; es war ein noch junger Mann, sein Rock von Kugeln aufgerissen, er selbst aber unverwundet. Drüben, unweit der Mauer, an ein Grabkreuz gelehnt, saß der Offizier, der die Franzosen kommandiert hatte, auch noch ein junger Mann; sein Gesicht war totenblaß, ein alter Sergeant stand neben ihm und drückte ihm das Tuch auf die Brust, aus der das Blut quoll.

Und nun begab sich etwas Merkwürdiges:

Indem sich Angreifer und Verteidiger, Sieger und Besiegte einen Augenblick lautlos, keuchend gegenüberstanden, trat der preußische Offizier auf den jungen Franzosen drüben zu, der ihn nicht kommen sah, weil er die Augen geschlossen hatte, überhaupt nichts mehr von allem zu hören und zu sehen schien, weil er mit dem Tode rang. Wie jemand, der sich fragt „ist er's?", sah der Preuße dem anderen ins Gesicht, dann beugte er sich über ihn und sagte ihm ein Wort. Und als der Franzose es nicht mehr zu hören schien, wiederholte er das Wort ganz laut, so laut er konnte, und es war ein Wort, das weder seine Leute, noch die des Sterbenden verstanden, weil es nicht deutsch war und nicht französisch — „Arnautköi!"

Als der Sterbende das Wort vernahm, taten seine Augen sich auf, große, braune, schöne Augen, ein Ausdruck ging über sein bleiches Gesicht, wie ein fragendes Staunen, wie ein letzter, verschwimmender Erdengedanke. Er richtete den Blick auf den Preußen, seine Lippen bewegten sich, als wollte er etwas sagen, aber sprechen konnte er nicht mehr. Er ließ das Haupt sinken, daß es an der Brust des andern lag, und in den Armen des jungen Preußen starb der junge Franzose.

Das alles war so wunderbar anzusehen, daß beide Parteien, Preußen und Franzosen, wie gebannt standen. Einen Augenblick

war schweigender Frieden über der blutigen Stätte, wie wenn ein Rauschen gekommen wäre — niemand hätte sagen können, woher — beinah wie das Rauschen eines Baumes aus weiter, weiter Ferne, wie wenn eine Stimme gesprochen hätte — niemand hätte sagen können, wer da sprach — „liebt Euch, Ihr Menschen, Ihr Menschen, habt Euch lieb."

# Grundlagen und Varianten des Textes.

Die Grundlagen des Textes der in diesem Bande enthaltenen Erzählungen bilden:

1. Kindertränen Zwei Erzählungen von Ernst von Wildenbruch Berlin G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung 1909 Siebenundfünfzigstes Tausend Neue Ausgabe mit Buchschmuck von Heinrich Vogeler-Worpswede. 121 Seiten. 8⁰.
2. Lachendes Land Humoresken und Anderes von Ernst von Wildenbruch 16. Tausend Berlin G. Grotesche Verlagsbuchhandlung 1905 [enthaltend: Das Märchen von den zwei Rosen. Seite 1—34] 247 Seiten. 8⁰.
3. Das edle Blut Eine Erzählung von Ernst von Wildenbruch Neue Ausgabe mit Zeichnungen von Carl Röhling Der Reihe nach 96. Tausend Berlin G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung 1909. 86 Seiten. 8⁰.
4. Tiefe Wasser Fünf Erzählungen von Ernst von Wildenbruch [darin Seite 293—308: Das Orakel]. Berlin G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung 1908. 308 Seiten. 8⁰.
5. Neid Eine Erzählung von Ernst von Wildenbruch Fünfundzwanzigstes Tausend Berlin G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung 1909. 176 Seiten. 8⁰.
6. Vice-Mama Eine Erzählung von Ernst von Wildenbruch Neunzehntes Tausend Berlin G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung 1909. 306 Seiten. 8⁰.
7. Archambauld. Hausbücherei der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung 9. Band. Novellenbuch 1. Band. Conrad Ferd. Meyer, Friedrich Spielhagen, Ernst von Wildenbruch, Detlev von Liliencron (darin Seite 116 bis 138: Archambauld Ein Blatt vom Lebensbaum). 21.—25. Tausend. Hamburg-Großborstel Verlag der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung 1908.

# Handschriften*).

## 1. Kindertränen.

a) Der Letzte. Erste Niederschrift 77 Seiten: 20 Foliobogen gelben Konzeptpapiers blau beziffert 1—20, die drei letzten Seiten unbeschrieben. Über dem Text auf der ersten Seite: Der Letzte, darunter blau gestrichen: Novelle aus der Kinderwelt (ursprünglich: dem Kinderleben). Verhältnismäßig wenig Korrekturen, teils (während der Niederschrift) mit Tinte, teils (nachträglich) mit Blaustift eingetragen.

Als besonders charakteristisch verzeichne ich: S. 7 Z. 15 v. o. nach den Worten: „vergißt sie nicht wieder" gestrichen: *Denn das Gemüt des Kindes ist ohne Waffen dagegen. Es fehlt ihm die Überlegung, mit welcher der Erwachsene sich stählt, der Trost, welcher aus der Tätigkeit fließt.*

S. 11 Z. 5 v. u. „Gottlieb Bänsch war zufrieden" — meinte er ursprünglich: *„Ja, er sieht so streng aus," fügte Gottlieb Bänsch am Schlusse seiner Erzählung hinzu, „aber er ist gut und man hat's gut bei ihm."*

S. 13 Z. 7 v. o. nach den Worten: „Ich glaube nicht" ursprünglich: *Wenn Sie die Kinder gesehen hätten, fuhr er nach langer Pause fort, wenn Sie gesehen hätten, welch ein Bild es war, als sie des Weges so daher kamen, mit langen blonden Locken, die großen blauen Augen staunend auf die neue Welt gerichtet, die sie plötzlich umgab, auf die vielen fremden Menschen, die an ihnen vorüberkamen und von denen kaum einer vorbeiging ohne mit staunender Verwunderung bei dem holdseligen Anblick zu verweilen.*

*„Das sind die Kinder des Hauptmanns? des schwarzen Hauptmanns? Man sollte es nicht für möglich halten," so flüsterte es von allen Seiten über die blonden Köpfe hin — und in der Tat, man hätte es kaum für möglich halten sollen.*

S. 20 Z. 8 v. o. nach „recht gehört" ursprünglich: *denn* es wurde *nicht nur* schlimm, *es wurde entsetzlich.*

---

*) Die Handschrift der „Kindertränen" befindet sich im Besitz des Fräuleins Elisabeth Schwarze in Fürstenwalde; die Handschriften von „Neid" und der „Vice-Mama" im Besitz von Julius Rodenberg, die übrigen im Nachlaß.

S. 20 11 Z. v. o. nach „bequemer als wir“ ursprünglich: *sie behandelten ihre Götter weniger rücksichtsvoll.*

S. 23 Z. 15 v. o. nach „erwiderte der Bursche, aber“ ursprünglich: *ick jlobe, er hat's im Kopf, es is ihm im Kopp jeblieben — er is ein bißchen schwach jeworden.*

S. 29 Z. 8 v. u. nach „gab keinen Laut von sich“ ursprünglich: *aber ich fühlte, wie seine Hand, die ich noch in der meinigen hielt, erzitterte.*

S. 30 Z. 11 v. u. nach „und schaurig zugleich“ ursprünglich: *Ich sah zwei Menschen, die sich lieben mußten, weil sie auf der Welt nichts mehr besaßen als sich, die sich lieben wollten und wirklich liebten, und zwischen denen sich ein dunkles unerklärbares und darum doppelt unheimliches Etwas wie eine Schranke aufrichtete.*

Einiges scheint während des ersten Druckes noch in den Fahnen gestrichen zu sein:

S. 7 Z. 7 v. o. nach den Worten „weil sie die Kinder nicht kennen“ *wenn der Baum groß geworden ist, vergißt er, daß er auch einmal ein Strauch war.*

S. 26 Z. 19 v. o. liefen ihm die Tränen *dick wie Erbsen.*

Stillschweigend sind eine Anzahl aus Verlesen der Handschrift schon in den ersten Druck (Deutsche Rundschau) und in den ersten Buchdruck eingeschlichene Lesefehler verbessert worden. Hervorzuheben ist S. 29 Z. 6 v. o. wo seit dem ersten Buchdruck statt der Leseart der Hs und des ihr folgenden Textes der Rundschau „und ich lernte plötzlich die ganze Weisheit meines Amtes verstehen, die sich in das eine Wort zusammenfaßt“ die Entstellung eingenistet hatte „und daß die ganze Weisheit meines Amtes sich in das eine Wort zusammenfaßt“. Ebenso wurden auf Grund des übereinstimmenden Textes der Hs und des ersten Druckes abgesehen von kleinen stillschweigend verbesserten Versehen die folgenden sinnentstellenden Druckfehler der Buchausgaben beseitigt:

S. 4 Z. 7 v. o. statt „Meer“, „*Ufer*“.

S. 4 Z. 12 v. o. statt „gejagt“ „*gefegt*“.

S. 6 Z. 15 v. u. statt „an ihn heranzudringen“ „*zu ihm heranzudrängen*“.

b) Die Landpartie oder Wie Hänschen und Fränzchen die Vorsehung kennen lernten. Erste Niederschrift 23 Seiten: 6 Foliobogen gelben Konzeptpapiers, blau

beziffert 1—6. Die letzte Seite unbeschrieben. Über dem Text auf der ersten Seite: „Die Landparthie oder Wie Hänschen und Fränzchen die Vorsehung kennen lernten." Der zweite Titel ist anscheinend später hinzugefügt. Wenig Korrekturen (wie in a). Bemerkenswert:

S. 46 Z. 1 v. u. „mit zwei Fingern" ursprünglich: *mit der einen Hand.*

S. 47 Z. 14 v. o. nach „war es noch weit" ursprünglich: *Die munteren Schritte der Kinder wurden etwas langsamer, ihre Augen etwas matter.*

S. 47 Z 16 v. o. nach „das wäre immerhin eine Erquickung [gewesen]" ursprünglich: *die Versuchung stieg wie ein unsichtbar dampfendes Gewölk aus dem erhitzten Boden hervor*).*

## 2. Das Märchen von den zwei Rosen.

Erste Niederschrift 44 Seiten: 11 Foliobogen gelben Konzeptpapiers, blau beziffert 1—11. Über dem Text auf der ersten Seite: „Das Märchen von den zwei Rosen (Geburtstagsgeschenk für meine geliebte Maria; zum 23/2 1885)." Die Widmung anscheinend später hinzugefügt. Verhältnismäßig wenig Korrekturen, teils mit Blei-, teils mit Blaustift eingetragen. Bemerkenswert:

S. 56 Z. 11 v. u. nach „so geistreich sein können" ursprünglich: *„Sie sollten wirklich in Ihren Mußestunden Feuilletons schreiben."*

S. 61 Z. 7 v. o. statt „ihre Arme" ursprünglich: *ihren Hals*

S. 75 Z. 7 v. o. nach „wußte sie nicht genau, weshalb" in der Hs ungestrichen: *in ihrem Herzen aber erwachte ein süßes Ahnen, als wäre die Opfergabe ihres Duftes an seine richtige Stelle dort oben angelangt und als hätte man dort oben vernommen, was sie erfleht.*

---

*) Am 15. Dez. 1883 richtete Dr. Otto Schröder (der nachmalige Verfasser des Buches „Vom papiernen Stil", an Wildenbruch ein längeres Schreiben in dem er auf die in den Kindertränen häufig vorkommende üble Verwendung von „der erstere" und „der letztere" rügend hinwies und es ihm zur Ehrenpflicht machte, als Dichter dieses „Zeitungsdeutsch" zu vermeiden. Tatsächlich sind die gerügten Stellen in der zweiten Buchausgabe (die erste Buchausgabe war schon im November 1883 erschienen) von W. im Sinne der Schröderschen Ausstellungen geändert worden.

### 3. Das edle Blut.

Erste Niederschrift 62 Seiten: 14 Foliobogen und -blätter gelben Konzeptpapiers, blau beziffert 2 Blätter 1 und 2, 14 Bogen 3—16, 1 Blatt 17, die letzte Seite unbeschrieben. Über dem Text auf der ersten Seite: „Das edle Blut. (Eine Erzählung.)“ Von der Hand des Herausgebers der Deutschen Rundschau — außer einer redaktionellen Weisung —: „von Ernst von Wildenbruch“. Auf der letzten Seite am Schluß: 3. Juli 1892 (mit Bleistift) E. v. W. Wenig Korrekturen. Der Eingang lautete in der Hs und in der Deutschen Rundschau: *Ob es Menschen geben mag, so ganz von Neugier frei, daß wenn sie hinter jemanden vorbeigehen, der aufmerksam und angestrengt nach einem Gegenstand ausschaut, den sie selbst nicht wahrzunehmen vermögen, daß es sie dann auch nicht ein bißchen prickelt stehen zu bleiben.* Einer Anregung Robert-tornows folgend löste W. für die Buchausgabe das schwerfällige Satzgefüge in zwei koordinierte Sätze auf.

Weiter bemerkenswert: S. 79 Z. 6 und 7 v. u. statt „und sich langsam“ usw. ursprünglich: *und den Rest ihrer Tage mit Räsonnieren verbrachten.*

S. 82 Z. 7 v. o. nach „der alte Oberst“ ursprünglich: *Es sah beinah aus, als ob er lächelte.*

S. 82 Z. 12 v. u. nach „zu Leibe“ ursprünglich: noch: *der Schläge* (geändert aus *Faustschläge*) *nicht achtend, die von oben auf ihn niederhagelten.*

S. 86 Z. 4 v. o. statt „ist aber schade —“ ursprünglich: *Aber so ist die Welt —*

S. 88 Z. 1 statt „seine Augen blickten ins Weite“ ursprünglich: *und tat einen tiefen Zug aus seinem Glase.*

S. 100 Z. 4 und 5 v. u. statt „ich habe so etwas nie gesehen“ ursprünglich: *es war ordentlich unheimlich zu sehen.*

### 4. Das Orakel*).

Erste Niederschrift 16 Seiten: 4 Foliobogen gelben Konzeptpapiers, blau beziffert 1—4. Über dem Text auf der ersten Seite: „Das Orakel (Eine Erinnerung)“. Von der

*) Dies ist die einzige Handschrift dieses Bandes, die nicht unmittelbar als Druckvorlage gedient hat.

Handschrift des Redakteurs von Cosmopolis — außer einer redaktionellen Weisung —: „von Ernst von Wildenbruch". Wenig Korrekturen. Bemerkenswert S. 109 Z. 2 v. u. statt (des autobiographisch richtigeren) „ein Vierteljahr" ursprünglich: *ein halbes Jahr.*

### 5. Neid.

Erste Niederschrift 121 Seiten: 30 Foliobogen und 1 Blatt (die letzte Seite unbeschrieben) gelben Konzeptpapiers. Über dem Text auf der ersten Seite: „Neid (Eine Erzählung) von Ernst von Wildenbruch" (der Name mit Bleistift). Auf der letzten Seite am Schluß mit Bleistift: „E. v. W. 25. 1. 1900." Verhältnismäßig wenig Korrekturen. Bemerkenswert:

S. 141 Z. 7 und 8 v. u. statt „dreist blickende ... Burschen" ursprünglich: *verwegen* blickende ... *kleine Gesellen.*

S. 144 Z. 9 v. o. statt „unter der Lawine" ursprünglich: *aus dem kalten Grabe.*

S. 147 Z. 5 v. u. statt „etwas Unangenehmes" ursprünglich: *eine Katastrophe.*

S. 149 Z. 4 v. o. zwischen „an sich drückte" und „Aber laßt" ursprünglich: *mit sanfter beinah zärtlicher Bewegung.*

S. 150 Z. 7 v. u. statt „beinah hilflose" ursprünglich: *eine seltsame.*

S. 151 Z. 15 v. u. statt „düstere" ursprünglich: *unheimliche.*

S. 151 Z. 7 v. u. zwischen „nein zu sagen" und „Gern" ursprünglich: *Eine innere Stimme sagte mir, daß der alte Mann einen Menschen gefunden hatte, gegen den sein in der Einsamkeit erstarrtes Gemüt aufzutauen begann, und daß er diesen Menschen in mir erblickte.*

S. 156 Z. 6 v. u. nach „von neuem" ursprünglich: *die elenden einfältigen Menschen!*

S. 162 Z. 15 v. o. nach „Gesicht" ursprünglich: *und dann wird alles still in mir.*

S. 162 Z. 6 v. u. nach „abstrakt war" *gar keine Juristin, aber auch gar nicht.*

S. 165 Z. 1 v. u. statt „scheußliche" ursprünglich: *fürchterliche.*

S. 169 Z. 1 v. u. statt „miserabel" ursprünglich: *ganz erbärmlich.*

S. 170 Z. 16 v. o. nach „auch noch ein Kind" ursprünglich: *Und was er damals nicht gewußt hat, heute weiß er, was ihm in dem Augenblick geschah: Die Phantasie ward ihm totgeschlagen. Der kalte abstrakte Juristenverstand machte sich darüber her und würgte ihm mit einem Griff die Phantasie ab. Und der von dem ihm das geschah, war sein Vater.*

S. 170 Z. 20 v. o. zwischen „oder nicht" und „Und weil das alles" ursprünglich: *Solche Freude hatte es ihm gemacht, sich das alles auszudenken; solche merkwürdige Freude.*

S. 170 Z. 3 v. u. hinter „kein Versteck mehr" ursprünglich: *in das er sich flüchten konnte.*

S. 172 Z. 9 v. o. statt „häßlich" ursprünglich: *ungerecht.*

S. 173 Z. 18 v. o. statt „da ist das Bewußtsein über mich hergefallen" ursprünglich: *da ist mir das Bewußtsein gekommen.*

S. 174 Z. 9 v. o. statt „streichelte" ursprünglich: *küßte.*

S. 194 Z. 1 v. u. nach „um sie anzuführen" ursprünglich: *und weil ihm selbst das alles ganz natürlich vorkam.*

S. 203 Z. 4 v. o. statt „dem Manne" ursprünglich: *dem schrecklichen Manne.*

## 6. Vice-Mama.

Erste Niederschrift*) 197 Seiten: $49^1/_2$ Foliobogen gelben Konzeptpapiers, blau beziffert 1—50, die letzte Seite unbeschrieben. Über dem Text auf der ersten Seite: „Vice-Mama. Eine Erzählung von Ernst von Wildenbruch". Auf der letzten Seite am Schluß: „Geschrieben in Weimar von Ende Juni bis zum 10. September 1901." Der Text der Handschrift weist im Gegensatz zu den andern Handschriften dieses Bandes viele Korrekturen auf, die jedoch fast alle im Fluß der ersten Niederschrift**) erfolgt sind. Einige

*) Die Handschrift schenkte Wildenbruch während des Druckes in der Rundschau Julius Rodenberg und sandte ihm den letzten Teil, den er für die Korrektur zurückbehalten, am 4. März 1902 mit den Versen:

Nimm mit dem Schluß das Werk nun ganz zu eigen,
Sprich keinen Dank, wir schweigen beide still;
Denn nach dem Schlusse kommt das große Schweigen,
Das heilig ist und nicht gestört sein will.

**) Der Name des Generals ist ursprünglich von Derschow, im ersten Teil der Handschrift bald mit Bleistift in Drebkau umgeschrieben,

— erst später geänderte — ursprüngliche Lesearten sind bemerkenswert:

S. 211 Z. 18 v. u. statt „der mit den schlanken“ ursprünglich: *der arme Junge mit den hübschen.*

S. 212 Z. 18 v. o. zwischen „Hans von Carstein“ und „Tertianer“ ursprünglich: *ein großer* dann geändert *kleiner, aber starker Junge.*

S. 217 Z. 10 v. u. zwischen „Er“ und „empfand“ ursprünglich: *war ein ritterlich empfindender kleiner Kerl und.*

S. 234 Z. 13 v. o. zwischen „hatte sie gesagt“ und „beinah einen Familienkonflikt“ ursprünglich noch folgender Absatz: *Abgesehen von allem andern verursachte diese Äußerung der Mutter dem Hamster heftiges Nachdenken. Wie war sie denn nur dazu gekommen? Er hatte ihr kein Wort von dem „krummen Riecher“ und davon verraten, daß er bei den Kadetten „Itzig“ hieß — woher also wußte sie es dann?*

S. 256 Z. 7 v. u. „stand sie erst spät“. Die Lesart sämtlicher Drucke: „*stand Frau von Carstein*“ erklärt sich daraus, daß in der Deutschen Rundschau mit diesem Absatz die erste „Fortsetzung“ begann, also in dem neuen Heft der Name wiederholt werden mußte.

S. 275 Z. 19 v. u. nach „Zügen“ ursprünglich: *von unverkennbar jüdischem Schnitt.*

S. 276 Z. 1 v. u. „da sie nicht wie jene bis in die“ usw. ursprünglich: *da sie das falsche Geld als echtes eingesteckt hatte und als es noch Zeit war dann dahinter gekommen war, daß es unecht war, während jene bis in die* usw.

S. 298 Z. 9 v. o. nach „Er schlang beide Arme um sie“ ursprünglich: *und preßte die Lippen auf ihre Brust, da wo unter dem Kleide ihr Herz sein mußte.*

S. 299 Z. 10 v. o. „Dr. von Barnim“ ursprünglich: *von Arnim* [der Name des langjährigen Hausarztes der Wildenbruchschen Familie].

S. 303 Z. 1 v. u. nach „hinausgeschickt“ ursprünglich: „*Also zu Anfang von ihrem Streit bist du dabei gewesen?*“

S. 304 Z. 1 v. o. „Der Knabe verstummte“ ursprünglich: *Der Knabe gab keine Antwort.*

---

bald auch in der alten Fassung stehen gelassen. Im fortlaufenden Text der Hs erscheint „von Derschow“ zum letztenmal S. 244 Z. 19 v. o., „von Drebkau“ zum erstenmal S. 250 Z. 4 v. u.

S. 304 Z. 20 v. o. nach „herumläuft" ursprünglich: *wie ein in den Käfig gesperrtes Tier.*

S. 304 Z. 15 v. u. nach „flüsterte sie" ursprünglich: *„frage nicht, wundere dich nicht."*

S. 310 Z. 4 v. o. nach „wärmen" ursprünglich: *als wenn sie dieses vom Frost geschlagene junge Menschenwesen hätte wieder auftauen.*

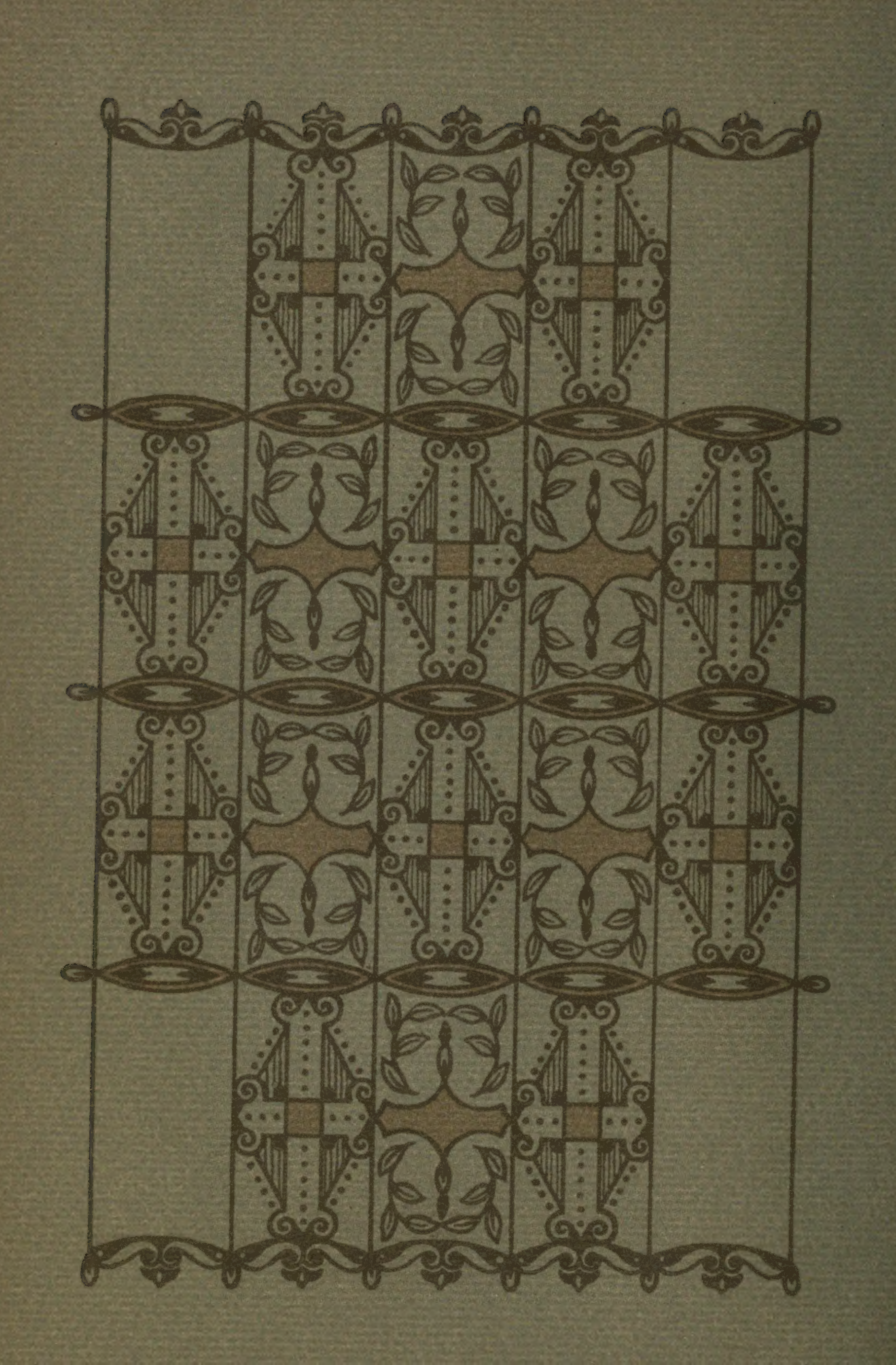
S. 310 Z. 5 v. o. nach „küssen" ursprünglich: *während ihre Tränen sein Gesicht badeten.*

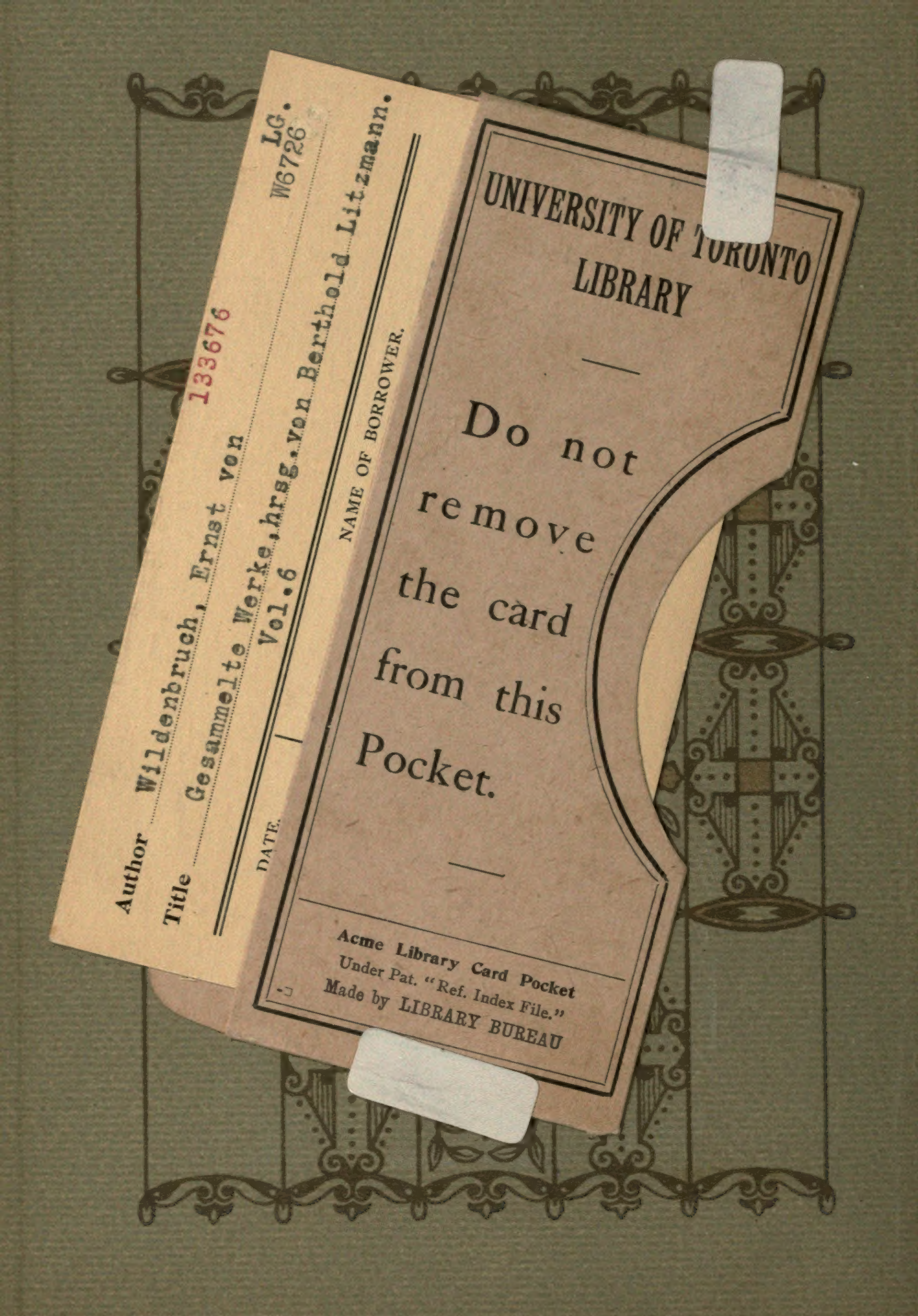
S. 310 Z. 13 v. o. nach „murrender" ursprünglich: *knisternder.*

S. 312 Z. 20 v. o. nach „wußte" ursprünglich: *daß er wirklich niemanden mehr hatte, zu dem er flüchten konnte.*

S. 313 Z. 21 zwischen „das geschehen war" und „hatte der Mann erfahren" ursprünglich: *daß sie das Geld von ihm genommen, hatte er erfahren.*

S. 354 Z. 4 v. u. nach „Ausdruck" ursprünglich: *als wenn über einem Trümmerfeld* (geändert in: *verwüsteten Feld*) *nach langen wolkenverhangenen Tagen zum erstenmal die Sonne wieder aufgeht.*




Author Wildenbruch, Ernst von
Title Gesammelte Werke, hrsg. von Berthold Litzmann.
Vol.6
133676
LG.
W6726
DATE.
NAME OF BORROWER.
UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY
Do not
remove
the card
from this
Pocket.
Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File."
Made by LIBRARY BUREAU

